



CITY OF CARDIFF  
PUBLIC LIBRARIES



REFERENCE LIBRARY

Class No.





HANDBUCH  
DER  
INKUNABELKUNDE



HANDBUCH  
DER  
INKUNABELKUNDE

VON KONRAD HAEBLER



LEIPZIG 1925

---

VERLAG KARL W. HIERSEMANN

HANDBUCH  
DER  
INKUNABELKUNDE

VON KONRAD HANDEL



ÄLLE RECHTE VORBEHALTEN. — PRINTED IN GERMANY.  
COPYRIGHT 1925 BY KARL W. HIERSEMANN, LEIPZIG.

R.2435.33

*Handwritten signature or initials.*

# INHALT.

Vorwort .. .. .	VII	7. Typen .. .. .	80
I. Die Wissenschaft.		8. Initialen .. .. .	91
1. Begriff und Abgrenzung ..	1	9. Holzschnitte .. .. .	96
2. Geschichte und Literatur ..	6	10. Druckermarken .. .. .	99
3. Geschichte des Buchdrucks	30	11. Farbendruck .. .. .	105
II. Das Buch.		12. Noten .. .. .	110
A. Vorbereitung und Anordnung.		13. Titel .. .. .	115
1. Papier .. .. .	34	14. Korrektoren .. .. .	132
2. Format .. .. .	39	15. Datierung .. .. .	136
3. Registrum .. .. .	43	16. Auflagen .. .. .	142
4. Signaturen .. .. .	50	17. Vertrieb .. .. .	145
5. Blattzählung .. .. .	56	18. Preise .. .. .	149
6. Kustoden .. .. .	58	19. Privilegien .. .. .	157
B. Der Druck.		20. Nachdruck .. .. .	163
1. Typenguß .. .. .	61	21. Zensur .. .. .	166
2. Druckerpresse .. .. .	64	22. Verschollene Wiegen-	
3. Punkturen .. .. .	67	drucke .. .. .	169
4. Spalten .. .. .	68	23. Einbände .. .. .	173
5. Schrifgrade .. .. .	70	24. Eintragungen .. .. .	176
6. Formen .. .. .	72	25. Literaturgeschichte ..	179



## VORWORT.

Nicht ohne eine gewisse Bangigkeit übergebe ich der Öffentlichkeit dies Handbuch der Inkunabelkunde. Wer zum ersten Male einen solchen Gegenstand zusammenfassend behandelt, muß sich darüber klar sein, daß er nicht allen Erwartungen gerecht werden wird. Dem einen wird er zu wenig, dem anderen zu viel gegeben haben, nicht alle werden mit Abgrenzung und Behandlung einverstanden sein. Ich sehe deshalb einer scharfen Kritik entgegen.

Das Handbuch hat eine lange Vorgeschichte. Als ich nach meiner Berufung an die Königliche Bibliothek in Berlin dort zum ersten Male den Aspiranten des Bibliotheksdienstes eine Reihe von Vorträgen zur Einführung in die Beschäftigung mit den Wiegendrucken gehalten hatte, trat Geh. Rat Schwenke mit der Aufforderung an mich heran, ihm ein Handbuch der Inkunabelkunde zu schreiben. Ich glaubte aber diesen Auftrag ablehnen zu müssen, so lange die Aufnahme für den Gesamtkatalog noch nicht zum Abschluß gelangt war. Als dies Ziel erreicht war, befand ich mich nicht mehr im Amte. Bei einem gelegentlichen Aufenthalte in Berlin im Frühjahr 1923 wurde ich aber gebeten, meinen Zyklus von Vorträgen noch einmal zu halten, und Geh. Rat Milkau hatte die Freundlichkeit, eine Stenographistin dazu abzuordnen, um meine Vorträge weiteren Kreisen der Fachgenossen zugänglich zu machen. Mit diesem Stenogramm — ich hatte die Vorträge ohne Vorbereitung aus dem Stegreif gehalten — konnte ich mich aber nicht befreunden. Es ist trotzdem in mehrfachen Abschriften unter den Fachgenossen verbreitet worden, und hat mir manches Wort freundlicher Anerkennung eingetragen, und daraus habe ich die Verpflichtung entnommen, den Gegenstand endlich in einer etwas sorgfältigeren Form zu behandeln. Dazu standen mir nun aller-

dings die Materialien des Gesamtkatalogs nicht mehr zu Gebote. Dafür konnte ich mir aber den inzwischen weit vorgeschrittenen Inkunabelkatalog des British Museum zunutze machen, und ich verdanke ihm nicht nur eine Fülle von Belegen für Tatsachen, die ich selbst schon beobachtet hatte, sondern auch manche Anregung zur Berücksichtigung und Behandlung von einzelnen Erscheinungen, die ich anfänglich nicht in den Kreis meiner Beobachtung zu ziehen beabsichtigt hatte. Besonderen Dank für freundliche Unterstützung schulde ich daneben den Mitgliedern der Kommission für den Gesamtkatalog Dir. Dr. A. Schmidt, Darmstadt, Abt.-Dir. Dr. E. Freys, München, Professor Dr. E. Voulliéme und Dr. E. Crous, Berlin, und besonders Oberbibl. Prof. Dr. Leuze, Stuttgart, der mich auf eine Reihe besonderer Eigentümlichkeiten der Stuttgarter Exemplare aufmerksam gemacht hat. Nicht minder fühle ich mich Herrn Dr. Wigand (Bremer Presse) in München verpflichtet, dessen feine Beobachtungen an den ältesten Wiegen- drucken zu einer Reihe von Ergebnissen geführt hat, die ich mir zunutze machen durfte. So ist das Handbuch entstanden, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß es seinen Zweck, über diesen besonderen Zweig der Bücherkunde einleitend zu orientieren, nicht ganz verfehlen wird.

Stuttgart, im Frühjahr 1925

K. Haebler

## I. DIE WISSENSCHAFT.

### 1. Begriff und Abgrenzung.

Inkunabelkunde ist die Lehre von den ältesten Erzeugnissen des Buchdrucks. Sie kann nicht wohl als eine eigene Wissenschaft gelten, denn sie ist im Grunde doch nur ein Teil der Bücherkunde (Bibliographie). Aber indem sie sich mit den Druckwerken einer Zeit beschäftigt, in der das gedruckte Buch erstmalig in Erscheinung trat und erst allmählich seine endgültige Gestaltung gewann, steht die Inkunabelkunde ihrem Gegenstand doch in einer erheblich anderen Weise gegenüber, als die Bibliographie im allgemeinen und fordert unbedingt eine besondere Art der Behandlung, die ihr innerhalb der Bücherkunde eine gewisse, in sich geschlossene Eigenart sichert.

Der Name incunabula besagt nicht mehr und nicht weniger, als daß es sich um Gegenstände handelt aus einer Zeit, in der die betreffende Kunst noch in der Wiege lag. Daher die deutsche Bezeichnung Wiegendrucke. Es ist irrtümlich, anzunehmen, daß der Name abgeleitet sei von irgendeinem wiegenförmigen Instrumente, das in den ältesten Zeiten des Buchdrucks in Gebrauch gewesen sei. Der Name bedeutet ganz allgemein nur Erzeugnisse einer Frühzeit, und kann deshalb ebensogut auf die frühesten Äußerungen irgendeiner Kunst oder sonstigen Betätigung angewendet werden. Ein bekanntes französisches Werk führt z. B. den Titel *Deux cent incunables de la gravure*, und ähnliches kommt auch anderwärts vor. Wenn aber von Inkunabeln an sich die Rede ist, so hat man sich wohl in allen Kultursprachen daran gewöhnt, darunter die frühesten Erzeugnisse der Buchdruckerkunst zu verstehen.

Das Wesen der Inkunabeln besteht darin, daß es Drucke sind, in denen man noch die Entwicklung des Buches zu verfolgen vermag und in denen der Drucker seinem Werke noch als selbständig schaffender Meister gegenübersteht. Sobald diese Entwicklung zum Abschluß gelangt war, trat an die Stelle der künstlerischen Gestaltung der handwerksmäßige Betrieb, der, da es sich um eine umfängliche Vervielfältigung des einmal geschaffenen Kunstwerkes handelte, von Anfang an in der Kunst des Buchdrucks schlummerte. Diese Entwicklung hat natürlich an den verschiedenen Orten und in den verschiedenen Ländern einen erheblich verschiedenen Verlauf genommen, so daß man die Zeit der Wiegendrucke, wenn man nur auf ihre wesentliche Eigenart eingehen wollte, für jedes Land, für jede Stadt anders begrenzen müßte. In der Tat ist denn auch die Grenze der Inkunabelzeit von verschiedenen Forschern sehr verschieden gezogen worden. Ein älteres Verzeichnis der Inkunabeln der Universitätsbibliothek in Leipzig, in der die Wiegendrucke italienischen Ursprungs eine überwiegende Rolle spielen, schließt bereits mit dem Jahre 1480 ab. Andere Kataloge lassen als Inkunabeln alle die Drucke gelten, die vor dem Jahre 1500, d. h. also bis zum Jahre 1499 erschienen sind. Andererseits haben zahlreiche Verzeichnisse, besonders solche von Sammlungen bescheideneren Umfangs, der Frühdruckzeit noch ein oder mehrere Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts zugezählt. Die einen schließen, von deutschen Gesichtspunkten ausgehend, mit dem Jahre der Reformation, andere, wie z. B. Panzer, haben willkürlicher ein noch späteres Jahr als Grenze angenommen. Aber weiter als bis zum Jahre 1550, das als das Ende des ersten Jahrhunderts der Buchdruckerkunst angenommen wurde, hat wohl niemand herabzugehen gewagt.

Heute wird ganz allgemein das Ende des Jahres 1500 als Grenze der Inkunabelzeit angenommen. Das entspricht dem von alten Zeiten her überwiegenden Gebrauch und läßt sich auch sachlich recht wohl als ein mittlerer Termin rechtfertigen.

Vor allem ist das Jahr 1500 eine sehr passende Grenze für den Frühdruck Deutschlands, das als das Land der Erfindung der schwarzen Kunst wohl den Anspruch auf eine besondere Berücksichtigung erheben darf. Allerdings hat auch in Deutschland bereits

vor dem Jahre 1500 an einzelnen Stellen ein mehr oder weniger handwerksmäßiger Betrieb des Buchdrucks Platz gegriffen. Aber gerade die hervorragendsten Werkstätten, in denen das der Fall gewesen ist, — Anton Koberger in Nürnberg, Johann Grüninger in Straßburg, Peter Drach in Speyer — reichen mit ihren Anfängen noch so unbedingt in die Inkunabelzeit hinein, und haben bei aller geschäftsmäßigen Betriebsamkeit doch noch so viel von der wissenschaftlich-künstlerischen Auffassung des Buchdrucks bewahrt, daß man ihnen Unrecht antun würde, wenn man ihren Büchern den echten Inkunabelcharakter absprechen wollte. Die große Masse der kleineren Druckwerkstätten Deutschlands, die bis zum Jahre 1500 in die Erscheinung treten, trägt jedenfalls noch unverkennbar die Merkmale der Frühdruckzeit an sich. Man könnte wohl eher noch geneigt sein, für Deutschland die Grenze der Inkunabelzeit bis zur Reformation auszudehnen, denn erst diese bringt einen allgemeinen und augenfälligen Umschwung auf dem Gebiete des Buchdrucks mit sich. Die Frage verliert aber dadurch wesentlich an Bedeutung, daß die Jahre 1501—1517 in Deutschland eine Zeit bedeuten, in der der Buchdruck sowohl im Vergleich mit den vorausgegangenen, als mit den nachfolgenden Zeiten eine erheblich verringerte Rolle gespielt hat.

Für Italien liegen die Verhältnisse schon etwas anders. Hier muß man eigentlich einen Unterschied machen für den Buchdruck Venedigs, das in den siebziger Jahren schon beginnt, in der gesamten Druckerkunst die führende Rolle an sich zu reißen, und den Druckstätten des übrigen Italien, deren Existenz sich unter wesentlich anderen Umständen abwickelt. Für Venedig hört allerdings die Inkunabelzeit, wie wir sie ihrem Wesen nach oben charakterisiert haben, bereits um das Jahr 1480 auf. Nicht umsonst war Venedig in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts der unbesrittene Mittelpunkt des europäischen Handels. Die dort allgemein übliche geschäftsmäßige Betätigung, besonders auch in der Form der Handelsgesellschaft, hat sich in verhältnismäßig früher Zeit auch des Buchdrucks bemächtigt, ihn seines selbständigen künstlerischen und wissenschaftlichen Charakters entkleidet, und an dessen Stelle die reinen kaufmännisch-gewerblichen Gesichtspunkte gesetzt.

Die venezianische Bücherproduktion von 1480—1500 trägt nur in bescheidenem Umfange noch den eigentlichen Inkunabelcharakter, und man würde den größten Teil derselben ohne wesentlichen Nachteil aus der Wiegendruckforschung ausscheiden dürfen. Immerhin bieten doch auch wieder die besonderen fortschrittlichen Erscheinungen des venezianischen Buchwesens einen interessanten Abschnitt in der Entwicklung der Kunst, die, wenn sie auch von dem spezifischen Wesen der Inkunabelzeit sich mehr und mehr entfernt, doch für die allgemeine Geschichte des Buches von unstreitigem Interesse ist. Die besondere Entwicklung Venedigs greift aber nur wenig über die Grenzen der Republik hinaus. Einige oberitalienische Städte werden mehr oder weniger in ihren Bereich hineingezogen. Aber die politische Vielgestaltigkeit der italienischen Verhältnisse bringt es mit sich, daß der venezianische Einfluß bald seine Grenzen findet. In den übrigen Staaten Italiens liegen die Verhältnisse fast ganz ebenso, wie in Deutschland. An einzelnen Stellen treffen wir auch da auf die Übergänge zu einem moderneren, mehr nur gewerbsmäßigen Betrieb, während die überwiegende Mehrzahl der Druckstätten auch in Italien bis zum Jahre 1500 in den hergebrachten künstlerischen und wissenschaftlichen Überlieferungen beharrt. Die Einführung der kursiven Antiqua durch Aldus Manutius im Jahre 1501 ist geradezu eine Bekräftigung der mit dem Jahre 1500 gezogenen Grenze.

Auch in Frankreich möchte man einen Unterschied machen zwischen dem Buchdruck von Paris und demjenigen der anderen Städte. Auch für Paris liegt allerdings die Grenze erheblich später, als für Venedig. Aber um die Mitte der neunziger Jahre gelangen auf dem Gebiete der Büchererzeugung allerdings auch in Paris Methoden zur Herrschaft, die die wesentlichen Prinzipien der Inkunabelzeit verleugnen. Hier ist es vor allem der Einfluß der großen Verlegerfirmen, der die Leitung auf dem Gebiete der Bucherzeugung völlig an sich reißt, und den Drucker in die Stellung des bezahlten Handwerkers herabdrückt. Daß dabei diese Verleger zum Teil die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen direkt übernehmen, die bis dahin von den Druckern wahrgenommen worden waren, das verbindet auch sie noch mit

dem Wesen der Frühdruckperiode. Der Buchdruck selbst aber verliert, wenn auch erst kurz vor dem Jahre 1500, den Charakter, den wir als wesentliches Zeichen der Frühdruckzeit aufgestellt haben. An dieser Entwicklung nimmt aber die Provinz gar keinen Anteil. Auch in Lyon haben die Verleger frühzeitig angefangen, im Buchwesen eine große Rolle zu spielen. Aber es ist ihnen dort niemals gelungen, die Drucker aus dem persönlichen Verhältnis zu ihren Erzeugnissen zu verdrängen. Die Lyoner Frühdrucke sind bis in den Anfang des XVI. Jahrhunderts hinein ihrem Wesen nach Inkunabeln geblieben. Dasselbe gilt noch in erhöhtem Maßstabe für die wenigen anderen Druckstätten, die es in Frankreich vor dem Jahre 1500 in der Provinz gegeben hat. Auch für diese könnte man mit gutem Rechte die Grenze der Wiegendruckzeit noch um ein bis zwei Jahrzehnte später ziehen.

Ähnlich liegen die Verhältnisse auch für die anderen Länder, in die der Buchdruck noch vor dem Ende des XV. Jahrhunderts Eingang gefunden hat. Spanien und England entbehren aber bis dahin auch noch gänzlich einer zentralen Stelle, in der, wie in Venedig oder Paris, die Entwicklung vor dem übrigen Lande einen Vorsprung gewonnen hätte. Sie sind im Vergleich mit Italien und Frankreich mit allen ihren Druckstätten Provinz geblieben, und das Wesen der Inkunabel hat sich auch da noch bis in das XVI. Jahrhundert hinein in der Gesamtheit der Buchproduktion erhalten. Im Norden und Osten finden wir überhaupt bis zur Grenze der Frühdruckzeit den Buchdruck nur recht sporadisch, vielfach als Ausstrahlung von Werkstätten, die uns in den älteren Kulturgebieten schon begegnet sind. Für alle diese Länder ist an sich die Grenze des Jahres 1500 eine allzu frühe. Das hat aber nur deswegen eine verhältnismäßig nicht schwerwiegende Bedeutung, weil die gesamte Bucherzeugung dieser Gebiete im Vergleich mit derjenigen von Deutschland, Italien und Frankreich absolut nicht ins Gewicht fällt.

Aus allen diesen Gründen ist das Jahr 1500 als Grenze der Inkunabelzeit jetzt fast allgemein anerkannt. Die Inkunabelkunde beschäftigt sich also mit dem Buche des XV. Jahrhunderts.

## 2. Geschichte und Literatur.

Als Geburtsjahr der Inkunabelkunde muß man wohl das Jahr 1640 annehmen. In diesem Jahre wurde in einer Reihe von Städten Deutschlands die zweihundertjährige Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst festlich begangen, und bei dieser Gelegenheit wurde darauf hingewiesen, daß es sich verlohnen würde, die ältesten Erzeugnisse des Buchdrucks zu verzeichnen. Dieser Wunsch sollte bald seine Früchte tragen. Bereits im Jahre 1643 erschien die Schrift von

J. Saubertus, *Historia bibliothecae reipublicae Noribergensis . . . Accessit . . . appendix de inventore typographiae itemque catalogus librorum proximis ab inventione annis usque ad a. Chr. 1500 editorum. Noribergae 1643. 8°.*

die in ihrem Anhang c. 825 Inkunabeln verzeichnete, die sich in der bekanntlich schon 1430 begründeten Stadtbibliothek zu Nürnberg befanden. Ihr folgte 10 Jahre später das Werk von

Philippe Labbé, *Nova bibliotheca mss. librorum s. specimen antiquarum lectionum latinarum et graecarum. Paris 1653. 4°.*

(nicht zu verwechseln mit der 1657 veröffentlichten Folioausgabe mit dem gleichen Titel), dem auf S. 337 ff. als Supplementum IX ein Verzeichnis beigegeben war der primae editiones illae, quae ante centum et quinquaginta annos in ipsis paene typographiae incunabulis prodierunt. Hier taucht zuerst das Wort incunabula in Verbindung mit dem Buchdruck, wenn auch noch nicht als Bezeichnung der Frühdrucke selbst auf. Labbé's Verzeichnis umfaßt 1289 Nummern aus den Beständen der Königlichen Bibliothek in Paris.

Der erste selbständige Inkunabelkatalog ist derjenige von Cornelis a Beughem, *Incunabula typographiae s. catalogus librorum scriptorumque proximis ab inventione typographiae annis usque ad annum Christi MD inclusive in quavis lingua editorum. Amstelodami 1688. 8°.*

Das ist nicht mehr das Bestandsverzeichnis einer einzelnen Sammlung, sondern ein erster Versuch, die gesamte Literatur der

Frühdruckzeit zu erfassen.<sup>1)</sup> Der Verfasser hat schon annähernd 3000 Titel zusammengebracht. Natürlich handelt es sich bei den genannten Veröffentlichungen noch fast ausschließlich um solche Drucke, die über ihren Ursprung ausreichende Angaben machen, und die Werke werden rein bibliographisch, d. h. genau so, wie es auch für alle in den späteren Jahrhunderten erschienenen Bücher üblich war, beschrieben.

Demgegenüber bedeutet das Werk von

Michael Maittaire, *Annales typographici ab artis inventae origine ad annum MD. Hagae Comitum 1719*. 4<sup>o</sup>.

einen entschiedenen Fortschritt. Dem Entwicklungsgedanken Rechnung tragend hat Maittaire als erster die Drucke in zeitlicher Folge nach den Erscheinungsjahren angeordnet. Die Titel gibt zwar auch er in moderner Fassung. In umfänglichen Anmerkungen druckt er aber vielfach die für den Druck bezeichnenden Angaben im Wortlaut ab, und schickt den chronologischen Gruppen, die er bildet, umfängliche Erörterungen allgemeinen Charakters voraus. Er hat seine *Annales* dann fortgesetzt mit zwei Bänden und einem Appendix, die das Literaturverzeichnis bis zum Jahre 1664 fortsetzen wollten. Aber ehe er dazu kam, die Indices zu seinem Werke abzuschließen, fühlte er sich veranlaßt, den Band 1 in einer zweiten Auflage (*Editio nova*. Tom. I, 1. 2. Amstelodami 1733. 4<sup>o</sup>.) erscheinen zu lassen, und diese, obwohl sie die erste nicht gänzlich überflüssig macht, ist doch erst die Leistung, die seinem Buche eine größere Bedeutung gesichert hat. Während nämlich die erste Auflage nur c. 1760 Inkunabeln verzeichnet, enthält die zweite deren beinahe 5600, von denen weit über 4000 von Maittaire selbst oder von zuverlässigen Gewährsmännern beschrieben, und nur wenig über 1000 lediglich auf Grund literarischer Anführungen aufgezählt sind.

Trotz dieses außerordentlichen Zuwachses konnte

Michael Denis, *Supplementum annalium Michaelis Maittaire*. Wien 1789. 4<sup>o</sup>.

<sup>1)</sup> Vergl. v. Rath, Vorläufer des Gesamtkatalogs der Wiegendrucke. In *Werden und Wirken* (Festschrift für Karl W. Hiersemann, Leipzig 1924) S. 288—305. Peddie, R. A., *Fifteenth century books. A guide to their identification*, London 1913.

die Zahl der nachweisbaren Wiegendrucke noch einmal mehr als verdoppeln. Hauptsächlich auf Grund der Bestände der kaiserlichen Hofbibliothek in Wien hat er 6311 bis dahin unbekannte Wiegendrucke nachgewiesen. Er ist der erste, der in umfänglicherem Maße auch solche Inkunabeln berücksichtigt hat, die der Druckangaben gänzlich entbehren. Maittaire hatte 136 Drucke ohne Ortsangabe, 46 mit dieser aber ohne Druckjahr, aber nur 82 Bücher als Wiegendrucke aufgeführt, die ganz ohne Unterschrift geblieben sind. Dagegen zählt Denis 2237 Ausgaben auf, die er als Wiegendrucke erweisen zu können glaubt, obwohl sie selbst über ihre Entstehungszeit nichts aussagen. Mit ihm war die Zahl der nachgewiesenen Inkunabeln auf annähernd 12 000 angewachsen.

Als ein allgemeines Inkunabelverzeichnis gibt sich dem Titel nach auch

Franc. Xav. Laire, Index librorum ab inventa typographia ad a. 1500 chronologice dispositus. tom. I. II. Senonis 1791. 8°.

In Wirklichkeit ist es aber nur der Katalog einer Privatsammlung, die der Kardinal Loménie de Brienne zusammengebracht hatte, und die durch Verkauf wieder zerstreut wurde. Allerdings enthielt diese Sammlung unter ihren 1332 Nummern fast alle Kostbarkeiten der ersten Zeiten des Buchdrucks. Was dem Buche einen Anspruch auf dauernde Bedeutung in der Geschichte der Inkunabelkunde sichert, ist aber nicht die Liste der aufgezählten Werke, sondern die Art und Weise, in der Laire sich mit ihnen beschäftigt. Hier werden zum ersten Male die charakteristischen Merkmale der Frühdrucke, die Art des Satzes, das Aufkommen der Signaturen, des Registrum usw. gewissenhaft verzeichnet, und der Index am Schlusse des zweiten Bandes enthält in nuce einen Überblick über die meisten der Eigentümlichkeiten, über die der Inkunabelforscher zur Behandlung seines Gegenstandes unterrichtet sein muß. Es ist der Vorläufer eines Handbuchs der Inkunabelkunde, das trotzdem in den folgenden mehr als hundert Jahren nicht geschrieben worden ist.

Fast gleichzeitig mit Laire begann die Veröffentlichung von Georg Wolfgang Panzer, *Annales typographici ab artis*

inventae origine ad annum MD. Noribergae 1793—1803.  
Vol. I—V. u. Suppl. in Vol. IX—XI.

Was die Gestaltung der Annales anlangt, so hat Panzer von Laire nur einigermaßen ausführliche Wiedergabe der Schlußschriften übernommen, im übrigen steht sein Buch in der methodischen Behandlung des einzelnen Druckes hinter seinem Vorgänger entschieden zurück. Es ist aber dadurch zu einem Werke geworden, das noch heute seinen Platz in dem unentbehrlichen Werkzeug des Wiegendruckforschers behauptet, daß Panzer die Gesamtheit der bis dahin bekannt gewordenen Inkunabeln zusammenfaßt, sie zunächst nach Ländern und Druckorten gruppiert, und erst innerhalb dieser geographischen Grenzen chronologisch ordnet, und endlich, daß er für jeden einzelnen Druck angibt, wo er ihn gefunden, oder welcher Quelle er seine Angaben entnommen hat. Besonders dieser letztere Umstand hat seinem Werke eine solche Bedeutung gesichert, daß noch im Jahre 1900 Konrad Burger der Inkunabelforschung einen wesentlichen Dienst leisten konnte, indem er eine Konkordanz zu Panzer und Hain, mit Heranziehung der später erschienenen Kataloge einzelner Sammlungen herausgab.

K. Burger: Supplement zu Hain und Panzer. Beiträge zur Inkunabelbibliographie. Nummernconcordanz von Panzers lateinischen und deutschen Annalen und L. Hains Repertorium bibliographicum. Leipzig 1900.

Auch Panzer konnte unsere Kenntnis der Frühdrucke noch einmal um annähernd 4000 Titel bereichern; aber nicht darin liegt das Hauptverdienst seines Werkes, sondern vielmehr in der Erkenntnis, daß die Frühdrucke nach ihrem typographischen Ursprunge betrachtet werden müssen.

In diesem Punkte vertritt

Ludwig Hain, Repertorium bibliographicum I, 1 — II, 2.  
Stuttgart & Paris 1826—1838. 8<sup>o</sup>,

in der Form, wie es zur Veröffentlichung gelangt ist, wieder den älteren rein literarischen Standpunkt, indem es die Drucke nach den Namen der Autoren, bzw. nach Stichworten alphabetisch verzeichnet. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß Hain diesem

Umstände durch ein umfängliches Register nach Druckstätten und Druckern abgeholfen haben würde, wenn ihn der Tod nicht vor der Vollendung seines Buches hinweggerafft hätte. Auch hier ist Konrad Burger hilfreich in die Bresche getreten, indem er in den Beiheften zum Zentralblatt für Bibliothekswesen

Ludwig Hain's Repertorium bibliographicum. Register.  
Leipzig 1892. 8<sup>o</sup>.

erscheinen ließ. Das Fehlen der Indices ist nicht der einzige Nachteil, den das Repertorium bibliographicum durch den frühen Tod seines Verfassers erlitten hat. Aus dem gleichen Grunde sind in dem letzten Bande eine ganze Anzahl von Artikeln, so besonders Vincentius Bellovacensis, Virgilius, Jacobus de Voragine u. a. m., auf die Hain in den früher erschienenen Teilen mehrfach verweist, unerledigt geblieben, da der Herausgeber, dem das Verständnis für die Bedeutung des Werkes gänzlich gefehlt zu haben scheint, nicht die geringste Anstrengung gemacht hat, diese Lücken auszufüllen. Auch in einer anderen Richtung bleibt Hain's Repertorium hinter den Arbeiten seiner Vorgänger zurück, indem er es unterlassen hat, irgend welche Angaben über seine Quellen zu machen. Selbst das steht nicht unbedingt fest, ob der Stern bei den einzelnen Nummern die Bedeutung hat, daß Hain diese Drucke in der Hof- und Staatsbibliothek zu München in den Händen gehabt hat. Jedenfalls hat er sowohl diese, wie eine Anzahl anderer deutscher Bibliotheken mit reicherem Inkunabelbestande für sein Werk benutzt. Wenn dieses nun trotz der erwähnten Unvollkommenheiten fast für ein Jahrhundert das grundlegende Werk für die Inkunabelforschung nicht nur in Deutschland, sondern in allen Kulturländern geblieben ist, so wird man erkennen, was für eine hervorragende Leistung diese Arbeit eines Dilettanten vorstellt, der unter den ungünstigsten Lebensumständen — er soll das Buch zum Teil in der Schuldhafth geschrieben haben — zu arbeiten gezwungen war.

Daß das Repertorium die Grundlage der gesamten Frühdruckarbeit geworden ist, verdankt es seiner Methode. Bis zu seinem Erscheinen hatten die Bibliographen den Frühdrucken nach ihrem Inhalte einen Titel gegeben, dessen Form im allgemeinen den späteren Ausgaben desselben Werkes entnommen wurde, denn die

Inkunabeln selbst entbehren ja fast ausnahmslos noch eines wirklichen Buchtitels. Höchstens wurden dem mit größerer oder geringerer Ausführlichkeit und Genauigkeit nach der Schlußschrift die Angaben über Ort, Drucker und Zeit des Erscheinens hinzugefügt. Erst Hain machte es sich zur Regel, von jeder Inkunabel, die er selbst zu Gesicht bekam, zeilen- und buchstabengetreu den Anfang und das Ende, das Incipit und das Explicit wiederzugeben. Erst auf diesem Wege schuf er die Möglichkeit, das Exemplar nach seiner literarischen Beschreibung mit voller Sicherheit und einwandfrei zu identifizieren. Dieser textlichen Beschreibung fügte er dann mit den bescheidensten Mitteln noch eine ganze Reihe von Angaben hinzu über das Format (f. = folio, 4<sup>o</sup>, 8<sup>o</sup>) über die Art der Schrift (g. = goticis, r. = romanis, ch. = characteribus) über Form des Satzes (2 col. = columnis) über Zeilenzahl (33-ll. = lineis) über das Vorhandensein von Signaturen (c. sign.) von Blattzählung (c. fol. num.) von Holzschnitten (c. fig. xyl. = figuris xylographicis) und von einem Registrum (reg.). Diese Angaben (Collation), die in ihrer abgekürzten Form wohl niemals mehr als ein bis zwei seiner schmalen Zeilen in Anspruch nehmen, enthalten doch beinahe alles, was zur typographischen Charakterisierung eines Wiegen-druckes erforderlich ist, und ermöglichen eine genaue Kontrolle der durch die textliche Beschreibung bedingten Identifizierung. Damit war, bei gewissenhafter Beobachtung, ein Irrtum so gut wie ausgeschlossen. Der Zahl nach übertrifft Hain im Repertorium mit seinen 16 299 Nummern kaum seine Vorgänger, deren Werke er, ohne darüber Angaben zu machen, in umfänglicher Weise benutzt hat. Das gilt insbesondere für Panzer's Annalen; doch hat Hain nicht alles kritiklos aus diesen übernommen, so daß er trotz der fast gleichen Anzahl der verzeichneten Drucke doch noch mancherlei Neues in seinem Repertorium beibringt.

Nach diesen von Hain aufgestellten Grundsätzen sind in den folgenden Jahrzehnten eine große Anzahl von Katalogen einzelner Inkunabelsammlungen erschienen. Allerdings waren solche auch schon vor dem Erscheinen seines Repertoriums in beschränkter Zahl an die Öffentlichkeit gekommen. Die schon erwähnten Werke von Saubert, von Labbé, von Laire waren ja eigentlich auch

Verzeichnisse von Einzelbeständen gewesen, wenn sie sich auch nicht ohne weiteres als solche zu erkennen gaben. Aber auch an solchen hat es nicht gefehlt. Schon 1718 veröffentlichte Wilisch seine *Incunabula scholae Annabergensis*, 1787–92 verzeichnete Seemiller die Wiegendrucke von Ingolstadt, 1788–89 Braun die von St. Ulrich und Afra in Augsburg, 1791 Gras die von Neustift in Tirol, 1794 Hupfauer die von Beuerberg. Dazu war 1814–15 die *Bibliotheca Spenceriana* von Dibdin erschienen, der bedeutendste Katalog einer privaten Sammlung. Mehr noch als solche Kataloge waren aber im XVIII. Jahrhundert die allgemeineren Verzeichnisse bibliographischer Seltenheiten der einzelnen Institute in die Mode gekommen. In Italien hatte schon 1681 ein Anonymus ein solches über die Barberiniana, 1761–88 Audiffredi über die Casanatensis in Rom, 1793 Fossi für die Magliabechiana in Florenz herausgegeben. Ihren Vorbildern folgten in Deutschland 1699 Krantz für Breslau, 1712 Schurßfleisch für Weimar, 1743–48 Göze für Dresden, 1746 Mylius für Jena, 1783 Reuss für Tübingen, 1786–91 Murr für Nürnberg-Altdorf und noch nach Hain 1849–52 Schoenemann für Wolfenbüttel. Alle diese Werke beschäftigen sich mehr oder weniger eingehend auch mit den Wiegendruckten.

Danebenher laufen die ersten Versuche, die Geschichte des Buchdrucks einzelner Orte oder einzelner Typographen zu untersuchen. Da eröffnet Audiffredi den Reigen mit seinen *Editiones Romanae saeculi XV* (1783), denen seine *Editiones Italicae* (1794) folgten. Ihm folgten 1791 gleichzeitig Affo mit seiner *Tipografia Parmense* und Bandini mit seiner Geschichte der Iunta. Ähnliche Arbeiten lieferten in Deutschland Baur für Speyer (1764), Büttinghausen für Oppenheim (1763), Gesner für Lübeck (1782) und Zapf für Augsburg (1786).

Die eigentliche Periode für die Veröffentlichung von Inkunabel-Katalogen einzelner Sammlungen beginnt aber erst, nachdem Hain für die neue Methode der Verzeichnung die Grundlagen gegeben hatte. Aus der großen Fülle von Einzel-Veröffentlichungen sollen nur einige der bedeutendsten hier genannt sein. Den Reigen eröffnet 1856 Holtrop mit dem Inkunabelkatalog der Königlichen Bibliothek im Haag; ihm folgen 1865 Ennen für die Stadtbibliothek in Köln, 1866 Bodemann für die Königliche Bibliothek in Hannover;

in Italien 1875—86 Pennino für Palermo, 1889 Caronti für Bologna; in Frankreich 1878 Desbarreaux-Bernard für Toulouse, dann beginnen dort die Arbeiten von Mlle Pellechet, die die Kataloge von Dijon (1886), Versailles (1889), Lyon (1893) und Colmar (1895) bearbeitet, und den für die Ste Geneviève (Daunou 1892) zum Druck befördert. Daneben verdienen auch die 1893 erschienenen Kataloge von Besançon (Castan) und der Mazarine (Marais-Dufresne) aus der großen Anzahl französischer Kataloge eine Erwähnung. Auch im Norden und Osten erwachte das Interesse für die Wiegendrucke, wie die Arbeiten von Hellebrand (Un. Bibl. Budapest 1886), von Bølling (Kgl. Bibl. Kopenhagen), von Horvath (Ung. Museum, 1895) und von Wislocki (Un. Bibl. Krakau, 1901) beweisen. Aus der Schweiz verdienen die Kataloge von Gisi (Solothurn 1886) und Scherrer (St. Gallen 1880), aus Österreich die von Schachinger (Melk, 1901), Schubert (Olmütz, 1901) und Hübl (Schottenstift Wien, 1904) eine Erwähnung. In Deutschland sind dann um die Jahrhundertwende eine Anzahl Gelehrte geradezu als Spezialisten auf dem Gebiete der Inkunabelverzeichnisse aufgetreten: vor allem Voulliéme, dem wir nicht nur die Kataloge von Bonn (1894), Berlin (1906) und Trier (1910), sondern auch eine vorzügliche Untersuchung über den Buchdruck Kölns bis zum Ende des XV. Jahrhunderts (1903) verdanken; neben ihm Ernst, der die Wiegendrucke der Bibliotheken von Hildesheim und die eigenartige Sammlung des Kästner-Museums in Hannover verzeichnet hat, Günther, der die Leipziger Bestände (1909) zusammenfaßt.

Manche dieser Kataloge waren nur Indices, die sich damit begnügten, den kurzen Titeln die Nummern von Hain beizufügen. Vielfach aber verzeichneten sie auch die sämtlichen Drucke in derselben ausführlichen Weise, wie Hain sie vorgeschrieben hatte, und das führte mit der Zeit zu dem Übelstande, daß die Kataloge angefüllt waren immer wieder mit den Beschreibungen derselben wenig seltenen Drucke, die sich fast in jeder einigermaßen bedeutenden Inkunabelsammlung vorfanden. Man ging deshalb mit der Zeit dazu über, bei den bekannten Wiegendrucken sich mit einer summarischen Beschreibung oder mit dem bloßen Hinweis auf Hain zu begnügen, und nur noch von den Inkunabeln aus-

fürhliche Beschreibungen zu geben, die entweder überhaupt bei Hain fehlten oder doch von ihm nicht nach eigener Anschauung eine vollständige Beschreibung hatten finden können.

Nicht weniger wichtig als die Verzeichnung der Wiegendruckbestände sind für die Inkunabelkunde die Werke, die sich die Erforschung des Buchdrucks einzelner Werkstätten, einzelner Orte oder ganzer Länder zum Vorwurf genommen haben. Auf diesem Gebiete sind besonders die Italiener sehr eifrig tätig gewesen. Bereits im Jahre 1745 hat I. A. Saxius den *Scriptores Mediolanenses* von Argelati ein Verzeichnis der in Mailand gedruckten Inkunabeln beigegeben. 1761 veröffentlichte D. M. Marzi seine *Studia Della prima promulgazione de' libri in Firenze*, 1777 Gir. Baruffaldi seine Abhandlung *Della tipografia Ferrarese dall' anno 1471 al 1500*. Bis zum Jahre 1800 zählt man wenigstens noch zehn ähnliche Monographien italienischer Frühdruckforscher, und bis in die neueste Zeit hinein haben es sich die italienischen Bibliophilen besonders angelegen sein lassen, die älteste Geschichte des heimatischen Buchdrucks besonders auch in der Richtung zu fördern, daß sie auch ihre reichen archivalischen Bestände auf Nachrichten über die alten Drucker und ihre Erzeugnisse durchforscht haben. Deutschland kann dem aus älterer Zeit nur das Werk von G. W. Zapf, *Augsburgs Buchdruckergeschichte* (Augsburg 1788—91) zur Seite stellen, und in Frankreich sind vor dem Jahre 1800 auch nur ein paar Monographien über die Einführung der Druckerkunst in Paris erschienen. Die reiche Literatur über die lokale Geschichte des Frühdrucks findet man in den Anmerkungen meines Typenrepertoriums der Wiegendrucke verzeichnet. Daß solche örtlich beschränkte Forschungen besonders geeignet waren, unbekanntes Material an Frühdrucken ans Licht zu fördern, ist ohne weiteres einleuchtend. In ihnen waren die Unterlagen für eine nationale Inkunabel-Bibliographie ganz besonders geboten.

Es war denn auch in Italien, wo ein erster Versuch in dieser Richtung unternommen wurde, indem Audiffredi 1783 seinen *Catalogus historico-criticus Romanarum editionum saeculi XV* veröffentlichte, dem 1794 seine *Editones italicae saec. XV* folgten, Werke, die noch heute für die Inkunabelforschung von Bedeutung

sind. Von ihnen ist wohl die Anregung dazu ausgegangen, daß R. D. Caballero in seinem 1793 in Rom erschienenen Buche *De prima typographiae Hispanicae aetate* ein Gesamtverzeichnis aller in Spanien gedruckten Inkunabeln zu geben unternahm, ein Versuch, der bereits im Jahre 1804 von Franc. Mendez in seiner *Tipografia Española* auf breiterer Basis wiederholt wurde.

Es hat lange gedauert, ehe diese Versuche eine Nachahmung fanden. Wenn L. Ennen 1865 in seinem Katalog der Inkunabeln in der Stadtbibliothek zu Köln, in dessen 1. Abteilung nur die Erzeugnisse der kölnischen Pressen zusammenfaßte, oder wenn S. W. Holtrop in dem *Catalogue des incunables de la Bibliothèque Royale de La Haye* die niederländischen Drucke gesondert und mit besonderer Ausführlichkeit beschrieb, so handelte es sich doch in beiden Fällen nur um die Bestände einer, wenn auch auf dem betreffenden Gebiete besonders reichen einzelnen Sammlung. Eine wirkliche nationale Inkunabel-Bibliographie aber schuf erst F. A. G. Campbell in seinen *Annales de la typographie néerlandaise du XV<sup>e</sup> siècle* (La Haye 1874), die mit ihren zahlreichen Supplementen ein erschöpfendes Bild von der Tätigkeit der niederländischen Frühdrucker gibt. Ihm folgte 1889 G. E. Klemming, der aber in Anbetracht der gar zu geringen Anzahl der schwedischen Wiegendrucke seine *Sveriges bibliografi* von vornherein bis 1530 ausdehnte. Einen neuen Versuch den spanischen Inkunabelbestand zusammenzufassen, habe ich in meiner *Bibliografia Iberica del siglo XV* (Leipzig 1903) unternommen, mußte ich aber bereits im Jahre 1917 einen ergänzenden zweiten Teil folgen lassen, so zahlreich waren die Nachträge, die vielfach durch das Erscheinen des Buches veranlaßt an die Öffentlichkeit traten. Seitdem hat auch England noch seinen nationalen Inkunabel-Katalog erhalten in dem ebenfalls im Jahre 1917 veröffentlichten Werke von C. G. Duff: *Fifteenth century English books*, das als 18. Band der *Illustrated Monographs of the Bibliographical Society* erschienen ist.

Das in solchen Einzelveröffentlichungen niedergelegte Material nahm aber nun mit der Zeit einen solchen Umfang an, daß sich das Bedürfnis nach einer neuen zusammenfassenden Verzeichnung ernstlich fühlbar machte. Abermals war es Konrad Burger, der

bereits im Jahre 1892 mit dem Plan hervortrat, den Hain zu erneuern oder ihn wenigstens durch ein zusammenfassendes Verzeichnis zu ergänzen. In beiden Richtungen fiel seine Anregung auf fruchtbaren Boden. Gottfried Zedler veröffentlichte im Jahre 1900 einen zusammenfassenden Index von allen Wiegendrucken, die sich in den Bibliotheken der Provinz Hessen-Nassau vorfinden. Ähnliche Pläne wurden auch in anderen deutschen Landschaften verfolgt. In großem Stile aber wurde der Gedanke einer zusammenfassenden Verzeichnung in Frankreich aufgenommen, wo eine begeisterte Dilettantin, Mlle Marie Pellechet, die ein paar Inkunabelkataloge einzelner Sammlungen (s. oben S. 13) herausgegeben hatte, mit dem Plane an die Bibliotheksverwaltung herantrat, die sämtlichen Wiegendrucke in den öffentlichen Bibliotheken des Landes in einem gemeinsamen beschreibenden Kataloge zu verzeichnen. Es war ihr vergönnt, im Jahre 1897 noch selbst den ersten Band (A-Biblia) des *Catalogue général des incunables des bibliothèques publiques de France* zu veröffentlichen, und ihre Liberalität sicherte dem Staate die Mittel, damit ihr Werk von berufener Hand weiter geführt werden konnte. Nach ihrem Tode hat M.-Louis Polain zwei weitere Bände (Biel-Gregorius, Paris 1915 ff.) der Öffentlichkeit übergeben können, und der Abschluß des groß angelegten Unternehmens, an dem staatliche und private Initiative gemeinsam zusammenwirken, ist in absehbarer Zeit zu erwarten.

Das französische Vorbild einer nationalen Zusammenfassung der Bestände an Frühdrucken hat in weitesten Kreisen Widerhall gefunden. Sowohl Italien wie Spanien, Portugal und Schweden haben den Plan einer nationalen Verzeichnung der Frühdrucke mit Begeisterung aufgenommen. Einen ernstlicheren Anlauf zu seiner Verwirklichung hat aber bisher nur Schweden genommen, und auch dort ist er nur der persönlichen Energie des Trägers des Gedankens zu verdanken. Isak Collijn, zur Zeit Generaldirektor der schwedischen Bibliotheken, hat in einzelnen Bänden die Verzeichnisse der Wiegendrucke fast aller schwedischen Sammlungen von irgendwelcher Bedeutung (Upsala 1907, Vesterås [1904], Linköping [1909], Stockholm 1914—16) herausgegeben.

In den anderen Ländern der alten Welt ist es bis jetzt bei bloßen Plänen verblieben, deren Verwirklichung wohl noch in weiter Ferne liegt. Dagegen haben die Bibliothekare der Vereinigten Staaten den Gedanken mit Eifer aufgegriffen und in dem von Winship 1919 herausgegebenen *Census of early printed books owned in America* in vorbildlicher Weise durchgeführt. Mit größerem Erfolge ist daran gearbeitet worden, das Repertorium bibliographicum von Hain durch Ergänzungen auf den heutigen Stand der Wissenschaft zu bringen. W. A. Copinger, der Vorsitzende der Bibliographical Society of London war ähnlich wie Burger darauf ausgegangen, das Repertorium von Hain auf Grund der umfänglichen neueren Literatur zu vervollständigen, und indem beide sich nachträglich zusammenfanden, kam 1895—1902 das *Supplement to Hain's Repertorium Bibliographicum* zustande, das unter dem Namen von Copinger erschienen ist, und dem Burger unter dem Titel *The printers and publishers of the XV<sup>th</sup> century* abermals ein Register von selbständiger Bedeutung beigegeben hat.

Nächst Hains Repertorium ist Copingers Supplement das unentbehrlichste Buch für den Inkunabelforscher. Es verzeichnet in seinem ersten Teile einige Tausend Ergänzungen zur Beschreibung solcher Inkunabeln, die Hain zwar anführt, von denen er aber keine erschöpfende Beschreibung zu geben vermochte. Die beiden Bände des zweiten Teiles bringen dann mehr oder minder ausführliche Angaben über 6619 Wiegendrucke, die erst nach dem Erscheinen von Hains Repertorium bekannt geworden sind. Allerdings sind von diesen Drucken nur ein verschwindend geringer Bruchteil von den Verfassern aus eigener Anschauung beschrieben worden. Vielmehr übernimmt Copingers Supplement beinahe durchgängig die Beschreibungen ohne eigene Kritik so, wie sie in den Einzelkatalogen oder sonst in der bibliographischen Literatur ihm geboten wurden. Da der Wert der Kataloge, denen die Angaben entnommen sind, ein außerordentlich verschiedener ist, so ist es natürlich auch der der Angaben im Supplement, um so mehr als bei der Übernahme mit einer bedenklichen Kritiklosigkeit vorgegangen worden ist. Der Nachteil wird nur dadurch

einigermaßen ausgeglichen, daß das Supplement bei jeder einzelnen Beschreibung seine Quelle angibt, ein Vorgang, durch den ein bedauerliches Versäumnis von Hain einigermaßen wieder gut gemacht wird. In bezug auf die Methode der Inkunabelbehandlung bedeutet das Supplement nicht nur keinen Fortschritt, sondern es steht durch den Mangel an Kritik dem Repertorium unbedingt nach.

Denselben Vorwurf eines Mangels an kritischer Sachkunde muß man auch gegen einen zweiten Versuch der Ergänzung von Hains Repertorium erheben. Die *Appendices ad Hainii-Copingeri Repertorium bibliographicum. Fasc. I—VI, Indices u. Suppl.* von Dietrich Reichling (München 1905—1911 u. Münster 1914) haben vor Copingers Supplement den einen großen Vorzug voraus, daß sie wenigstens vom 2. Hefte ab nur solche Inkunabeln verzeichnen, die der Verfasser selbst zu untersuchen Gelegenheit gehabt hat. Es sind im wesentlichen die Bestände italienischer und (Heft 7) schweizerischer Bibliotheken, deren unbekannte Stücke hier nach der Methode von Hains Repertorium beschrieben werden, und zwar wird für jeden einzelnen Druck genau nicht nur die Bibliothek, sondern auch die derzeitige Signatur des Bandes angegeben. So weit es sich um unterschriebene Drucke handelt — von den 2143 erstmalig von Reichling nachgewiesenen Inkunabeln sind 783 mehr oder weniger vollständig unterzeichnet — haben wir es also hier mit einer außerordentlich wertvollen Bereicherung unserer Kenntnis der Wiegendrucke zu tun. Die Beschreibungen der undatierten Drucke sind aber mit großer Vorsicht zu benutzen, da in deren Bestimmung vielfach sehr bedenkliche Irrtümer untergelaufen sind.

Neben diesen umfänglichen Ergänzungen zu Hains Repertorium kommen weder die *Aggiunte e Correzioni all' Index di K. Burger* von Tammara De Marinis (Florenz 1904) noch die Nachträge zu Hains Repertorium bibliographicum und seine Fortsetzungen von der Kommission für den Gesamtkatalog der Wiegendrucke (Leipzig 1910) in Betracht. Letzteres war überhaupt mehr nur als eine Probe des künftigen Gesamtkataloges gedacht, und das erstere enthielt nur wenig mehr als 100 Nummern.

Obwohl Hain sich vielfach bemüht hatte, durch Vergleichung auch den Ursprung solcher Drucke festzustellen, die der Unterschrift entbehren, so war doch im allgemeinen sein Interesse mehr auf die literarische als auf die buchtechnische Seite der Wiegendrucke gerichtet, und da seine Behandlungsweise durch zwei Menschenalter hindurch maßgebend für die gesamte Inkunabelforschung gewesen ist, so ist dieselbe Erscheinung auch bei allen seinen Nachfolgern zu beobachten. Dadurch sind gewisse aussichtsvolle Anläufe zur Unfruchtbarkeit verurteilt worden, die noch erheblich in die Zeit vor dem Erscheinen von Hains Repertorium zurück reichen.

Im Jahre 1787 hat Gerhoh Steigenberger, regulierter Chorherr von Polling ein Schriftchen herausgegeben unter dem Titel: Literarisch-kritische Abhandlung über die zwei allerälteste gedruckte deutsche Bibeln, welche in der kurfürstlichen Bibliothek in München aufbewahrt werden. Dieser Abhandlung sind vier Tafeln beigegeben, auf denen Typenalphabete und Satzproben nach Drucken von Mentelin, Eggestein und Fyner zur Anschauung gebracht werden und in dem Vorwort erklärt der Verfasser, daß diese Tafeln von Johann Baptist Bernhart herrühren, „so in diesem Fache eine besondere Geschicklichkeit besitzt, und die Alphabete der ersten Buchdrucker sammelt“. J. B. Bernhart<sup>1)</sup> ist 1782 in den Dienst der Münchener Hofbibliothek getreten, in dem er bis zu seinem 1821 erfolgten Tode verblieben ist. Er hat sich mit Vorliebe mit den Frühdrucken beschäftigt, und als Beweis dieser Liebhaberei eine stattliche Sammlung von Nachzeichnungen alter Typen und Initialen hinterlassen, aus der man erkennt, daß er darauf ausgegangen ist, in der Form von Typen- und Initial-Alphabeten das technische Material der ältesten Buchdrucker zu sammeln. Er hat nicht nur mit Steigenberger, sondern auch mit Placidus Braun in freundschaftlichen Beziehungen gestanden, und es ist deshalb sehr wahrscheinlich, daß auch die 11 Kupfertafeln mit

<sup>1)</sup> Vergl. E. Freys, Joh. Bapt. Bernharts Gesammelte Schriften. In: Wiegendrucke und Handschriften. Festgabe K. Haebler gewidmet (Leipzig 1919) S. 145—174.

75 Alphabeten von Typen der Wiegendrucker, die Braun seiner *Notitia historico-litteraria de libris ab artis typographicae inventione usque ad annum MD impressis in bibliotheca liberi ac imperialis monasterii ad SS. Udalricum et Afram Augustae extantibus* (Augsburg 1788/89. 4<sup>o</sup>) begeben hat, entweder von Bernhart herrühren oder wenigstens seiner Anregung ihre Entstehung verdanken. Einen dritten Versuch in dieser Richtung hat Franz Gras unternommen, der in den Jahren 1789—91 ein Verzeichnis typographischer Denkmäler, welche sich in der Bibliothek des regulierten Chorherrenstiftes des heiligen Augustin zu Neustift in Tyrol befinden, herausgegeben hat. Diesem Buche sind 14 Tafeln beigegeben, auf denen Gras nicht weniger als 121 Alphabete von Frühdruckern reproduziert hat, allerdings aber in einer Form, die nur einen recht unvollkommenen Eindruck von den Originalen wiedergibt.

In diesen Veröffentlichungen sind die ältesten Bestrebungen niedergelegt, das Studium der Wiegendrucke auch auf die buchtechnische Seite auszudehnen, und es ist verwunderlich, daß diese Bemühungen mehr als 50 Jahre hindurch ohne alle Nachfolge geblieben sind. Sie waren über den einseitigen literarischen Forschungen der Hainschen Schule vollkommen in Vergessenheit geraten, und es besteht deshalb auch zwischen ihnen und den nächsten Schritten in der gleichen Richtung durchaus kein Zusammenhang.

Im Jahre 1857 begann J. W. Holtrop seine *Monuments typographiques des Pays Bas au quinzième siècle* erscheinen zu lassen, die in 24 Lieferungen bis zum Jahre 1868 herausgekommen sind. Sie sollten ein Gegenstück und eine Ergänzung bilden zu des Verfassers *Catalogue des incunables de la bibliothèque royale de La Haye* (s Gravenhage 1856) und gingen darauf aus, das gesamte Druckmaterial der niederländischen Frühdrucker in Proben aus ihren Erzeugnissen zu veranschaulichen. Von einer Herausarbeitung der Typenalphabete ist zwar dabei fast ganz abgesehen worden, die Proben sind aber so reichlich, daß sie fast überall zu einer Erkenntnis der Eigenarten aller einzelnen in den Niederlanden verwendeten Schriften ausreichen. Obwohl

in technischer Beziehung — die Tafeln sind nach Durchzeichnungen lithographiert — heute weit überholt, haben Holtrops Monuments das große Verdienst, ihren Gegenstand, den Frühdruck der Niederlande, so gut wie restlos erfaßt zu haben.

Dem Beispiele Holtrops folgte Thierry-Poux mit seinen *Premiers monuments de l'imprimerie en France au XV<sup>me</sup> siècle* (Paris 1890). Thierry-Poux hat vor Holtrop den großen Vorzug voraus, daß seine Abbildungen auf photomechanischem Wege hergestellt sind und dadurch ein wesentlich treueres Bild der Originale wiedergeben, als die Lithographien Holtrops. Dagegen legte ihm die Fülle des zu behandelnden Stoffes erheblich größere Beschränkungen auf, als dies bei dem niederländischen Frühdruck der Fall gewesen war. Thierry-Poux konnte nicht mehr das gesamte Druckmaterial jeder einzelnen Presse zur Anschauung bringen, sondern er mußte sich darauf beschränken, von jedem Drucker die Ersterzeugnisse zu reproduzieren. Er bietet damit wohl ein leidlich erschöpfendes Material für die kleinen Druckereien der Provinzialstädte, aber er vermag es nur unvollkommen, den großen und produktiveren Werkstätten von Lyon und Paris gerecht zu werden.

Wesentlich leichter hatte es Gordon Duff, der in seinem *Early English printing* (London 1896) auf seinen 40 Tafeln nicht nur sämtliche Typen der englischen Wiegendrucker zur Darstellung bringen, sondern auch noch Proben geben konnte von den Arbeiten aller der Drucker, die auf dem Kontinente in englischer Sprache oder für englische Auftraggeber gedruckt haben.

Was Holtrop für die Niederlande geleistet, wollte meine *Tipografia Iberica* (La Haye-Leipzig 1901—02) für die Frühdrucker der Pyrenäenhalbinsel tun. Der Umfang des Stoffes war annähernd der gleiche, aber die Schwierigkeiten, die sich aus der Bearbeitung durch einen Ausländer ergaben, haben das Buch nicht annähernd zu einer gleichen Vollständigkeit gelangen lassen. Dazu kommt, daß für die Reproduktionen hier zuerst in großem Umfange die Strichätzung zur Anwendung gelangt ist, und daß die Vorlagen zum Teil berechtigten Anforderungen nicht gewachsen gewesen sind. Das Bild, das die *Tipografia Iberica*

von dem spanischen und portugiesischen Frühdruck gibt, konnte deshalb nicht als ein abschließendes angesehen werden, obwohl es bei der Unzugänglichkeit gerade dieses Teiles der Wiegendruckerzeugung hoffen durfte, eine besonders große Menge von unbekannten Dingen der wissenschaftlichen Forschung zugänglich zu machen.

Die Lücken, die die vorerwähnten Werke in der Veranschaulichung der drucktechnischen Leistungen der einzelnen Länder noch gelassen hatten, sind dann mit der Zeit fast restlos ausgefüllt worden. Das Monumentalwerk von Anatole Claudin, *Histoire générale de l'imprimerie en France au XV<sup>e</sup> siècle* (Paris 1900—20) ist zwar durch den Tod des Verfassers nicht zu dem von ihm selbst beabsichtigten Umfange gediehen, erfaßt aber in seinen vier Bänden den Frühdruck von Paris und Lyon mit einer Vollständigkeit, die in keinem anderen Werke wieder erreicht worden ist. Und die Reproduktionen sind so ausgezeichnet, wie kaum in irgend einem anderen Buche gleichen Charakters. Claudin hat zum ersten Male den Grundsatz durchgeführt, von jeder Schriftart nicht nur Textproben, sondern auch vollständige Alphabete der darin verwendeten Brodschriften zu geben. Der einzige Vorwurf, den man gegen das Buch erheben kann, ist der, daß es dem Verfasser an dem erforderlichen Scharfblick für die feineren Unterschiede in der Gestalt der Typen gefehlt hat, so daß manchmal seine Textproben sich nicht völlig mit seinen Alphabeten und den daraus gezogenen Schlüssen in Übereinstimmung befinden.

In seinen *Fifteenth century English books* (Oxford 1917) hat Gordon Duff noch einmal den englischen Frühdruck in derselben Ausdehnung, wie in seinem *Early English printing* auf 53 Tafeln veranschaulicht. Ebenso bin ich bemüht gewesen, in der Geschichte des Spanischen Frühdrucks in Stammbäumen (Leipzig 1923) die Lücken auszufüllen, die die *Tipografia Iberica* gelassen hatte.

Neben diesen landschaftlich begrenzten Anschauungswerken zur Geschichte des Frühdrucks gehen nun eine ganze Reihe anderer nebenher, die teils allgemeineren Charakter tragen, teils

sich einer noch engeren Begrenzung ihres Stoffes befleißigen. Es würde ganz unmöglich sein, alle die Monographien hier aufzuführen, die einzelnen Druckstätten und Druckern, oder einzelnen Sammlungen gewidmet und mit der Abbildung von Proben der bemerkenswertesten Erzeugnisse ausgestattet sind. Ebenso unmöglich ist es, alle die Reproduktionen ganzer Wiegendrucke aufzuführen, die im Laufe der Zeit erschienen sind. Von älteren Werken, die Facsimilia von Wiegendruckern in größerer Anzahl enthalten, seien wenigstens Sotheby's *Typography of the fifteenth century* (London 1845) und Lippmanns *Druckschriften des XV. — XVIII. Jahrhunderts* (Berlin 1884—87) erwähnt. Das großartigste Unternehmen in dieser Richtung waren die von Konrad Burger begonnenen und von der Reichsdruckerei herausgegebenen *Monumenta Germaniae et Italiae typographica* (Berlin 1892—1913), die nichts geringeres erstrebten, als alle im 15. Jahrhundert in Deutschland und Italien verwendeten Typen in Proben zu veranschaulichen. Daß das im Ausmaße eines einzelnen Werkes eine Unmöglichkeit sei, mußte schließlich schon der erste Herausgeber erkennen, und es war ein Vorteil für das Unternehmen, daß Ernst Voulliéme, als er nach Burgers Tode den Abschluß der Veröffentlichung übernahm, sich prinzipiell auf den deutschen Druckbereich beschränkte, und statt unbedingter Vollständigkeit eine möglichst augenfällige Charakterisierung der einzelnen Druckstätten anstrebte.

Wertvoll für die Inkunabelforschung sind dann noch zwei englische Unternehmungen geworden. Die in London begründete *Type facsimile Society*, die während 10 Jahren alljährlich etwa 50 photomechanisch hergestellte Reproduktionen an ihre Mitglieder verteilte, ging besonders darauf aus, ein Bild von denjenigen Druckerzeugnissen der Frühzeit zu geben, die der einzelne Forscher wegen ihrer außerordentlichen Seltenheit nur schwer im Original zu studieren Gelegenheit haben konnte. Die *Woolley Photographs* dagegen sind Abbildungen von Inkunabeln, die sich in der Privatsammlung von George Dunn in Wolley House befunden hatten, und umfassen den gesamten Druckbereich des 15. Jahrhunderts ohne erkennbare wissenschaftliche Gesichtspunkte,

Alle diese Anschauungswerke, mit Ausnahme von Claudins *Histoire générale* und meiner Geschichte des spanischen Frühdrucks, haben sich darauf beschränkt, einzelne Seiten der Wiegen- drucke als Typenproben wiederzugeben. Erst die von Isak Collijn begründete Gesellschaft für Typenkunde des XV. Jahrhunderts unter- nahm es, für jede einzelne Type sowohl eine Satzprobe, als auch ein vollständiges Alphabet zu geben. Der Plan, das Druckmaterial für jede einzelne Druckstätte erschöpfend zur Darstellung zu bringen, ist in den bis jetzt veröffentlichten 1350 Tafeln allerdings nur für einige wenige Druckorte (Köln, Lübeck, Magdeburg, Leipzig) zur Ausführung gelangt. Es ist aber zu hoffen, daß die Gesellschaft bei Wiederkehr besserer wirtschaftlicher Verhältnisse ihre Ver- öffentlichungen wieder wird aufnehmen können.

In den Supplementen von Copinger und Reichling hatte die Hainsche Methode ihre letzte Auswirkung gefunden. Inzwischen war aber für die Inkunabelforschung eine neue Periode angebrochen. Im Jahre 1898 veröffentlichte Rob. Proctor den ersten Teil seines *Index of the early printed books in the British Museum and in the Bodleian library of Oxford*. Der Gedanke der Zusammen- fassung dieser beiden größten öffentlichen Inkunabelsammlungen war insofern wenig glücklich, als Proctor nicht einmal imstande war, die Oxforder Exemplare ebenso erschöpfend zu behandeln, wie die des British Museum. Auch war es nicht der unvergleich- liche Reichtum der Londoner Sammlung, was seiner Veröffent- lichung ihre überragende Bedeutung verschafft, sondern vielmehr die in seinem Index befolgte Methode. Zunächst ordnet Proctor sein Material nicht, wie es Hain und alle seine Nachfolger getan hatten, nach dem Alphabet der Autoren, also nach literarischen Gesichtspunkten, sondern nach Druckorten und Druckern, also auf drucktechnischer Grundlage, und zwar läßt er Druckorte und Drucker in chronologischer Ordnung nach ihrem ersten Auftreten sich folgen. Dann aber verzichtet Proctor auf jede textliche Be- schreibung. Er gibt lediglich, so weit der Druck das verrät, Jahr und Tag seines Erscheinens an; dem ganz kurz gefaßten Titel aber läßt er die Angaben folgen, welche Schriftarten zu seiner Herstellung gedient haben. Zu diesem Zwecke wird bei jeder

Druckerei ein kurzer Überblick vorausgeschickt über die Typen, die in ihr zur Verwendung gelangt sind, und von diesen Typen wird fast immer das Maß von 20 Zeilen und eine kurze Charakterisierung gegeben, die im wesentlichen in dem Hinweis auf andere verwandte Typen besteht.

Damit wurde in die Behandlung der Wiegendrucke ein vollkommen neues Element eingeführt, durch das die Inkunabelforschung auf eine vollkommen neue Basis gestellt wurde. Abgesehen von den unfruchtbar gebliebenen Anläufen von J. B. Bernhart und seinen Nachahmern hatte man bis dahin die drucktechnische Bestimmung der Frühdrucke, die ja für die große Menge der undatierten Stücke von der größten Bedeutung ist, der individuellen Beurteilung des einzelnen Forschers überlassen. Es hatte sich die Gewohnheit herausgebildet, die Schriftarten eines nicht unterschriebenen Druckes als „ähnlich“ denen irgend eines bezeichneten Druckwerkes zu erklären, und daraufhin die Zuweisung an eine bestimmte Presse vorzunehmen. Mit dieser „Ähnlichkeit“ war aber natürlich der individuellen Willkür ein weiter Spielraum eingeräumt, denn es gibt kaum jemals zwei Menschen, die mit ihrem Urteil über Ähnlichkeit vollkommen übereinstimmen. Demgegenüber hatte ein englischer Bibliophile, Harry Bradshaw, 1870 an einer ganz verborgenen Stelle, in einem als Privatdruck hergestellten Memorandum II: A classified index to the XV<sup>th</sup> century books in the De Meyer collection sold at Ghent, november 1869 anmerkungsweise ein System entwickelt, wie man die Wiegendrucke in exakter Methode nach der Form ihrer Schriften in Geschlechter, Familien usw. einteilen solle. In einer späteren Veröffentlichung hatte er dann an dem Beispiele der holländischen Druckstätten eine Probe davon gegeben, wie er seine Methode praktisch ausgestaltet sich dachte, wobei er darauf geführt wurde, nicht mehr die literarische Anordnung von Hains Repertorium, sondern vielmehr die geographisch-chronologische, wie sie in Panzers Annalen und Holtrops Monuments niedergelegt ist, als die für die Behandlung der Inkunabeln gebotene zu erklären. Obwohl Bradshaws Artikel nachträglich durch die Aufnahme in seine 1889 erschienenen Collected papers eine weitere Verbreitung

gefunden hatten, so hat doch erst Proctors Auftreten ihnen zu ihrem vollen Rechte verholfen. Proctor erkennt unumwunden Bradshaw als seinen Lehrmeister an. Aber erst dadurch, daß er dessen Methode über den gesamten Druckbereich des XV. Jahrhunderts durchzuführen unternimmt, hat er ihr zu allgemeiner Beachtung verholfen, und sie zu einer wissenschaftlichen Tat gemacht. Daß er bescheiden anerkennt, was er der Initiative Bradshaws verdankt, kann dem Verdienste seiner Leistung keinen Abbruch tun.

Vom Standpunkt der Wissenschaft aus ist es zu beklagen, daß Proctor seine exakte Methode nicht abstrakt entwickelt, sondern nur an dem Beispiele einer einzelnen Sammlung durchgeführt hat. Auch ist sie doch nicht sogleich in vollkommener Vollendung seinem Hirn entsprungen. Es war ein verhängnisvoller Mißgriff, daß er dem Hauptwerke eine Art der Typenmessung zugrunde legte, von deren Unzweckmäßigkeit er sich noch selbst überzeugt hat. Er nahm das Maß von 20 Zeilen in der Weise, daß er von der Zeilenbasis der untersten Zeile, ohne Berücksichtigung der Unterlängen, bis zum oberen Rande der 20. Zeile, ohne Berücksichtigung der Oberlängen, maß. Dieses Maß blieb um den Betrag der Ober- und Unterlängen hinter dem Maße von 20 vollen Zeilen zurück, und blieb deshalb unteilbar, so daß es nur von vollen 20 Zeilen abgelesen werden konnte. Damit wurde es aber unanwendbar für alle Auszeichnungsschriften, von denen uns meist nur wenige, oft nur eine einzige Zeile zur Verfügung stehen. Er hat diesen Fehlgriff noch selbst eingesehen, und in den Supplementen, deren er noch vier für die Jahre 1899—1902 herausgegeben, hat er selbst schon das Maß von 20 Zeilen: von der Basis der untersten bis zur Basis der 21. Zeile empfohlen. Dieses Maß ist bis in das einzelnste teilbar, so daß es für jede beliebige Zahl von Zeilen verwendet werden kann. Ein zweiter Übelstand wurde seine streng chronologische Anordnung und die ihr entsprechende Bezeichnung seiner Typen. Trotz des außerordentlich reichen Inkunabelbestandes des British Museum konnte es doch nicht ausbleiben, daß Wiegendrucke mit neuen Typen zum Vorschein kamen, deren Datierung die chronologische Ordnung Proctors durchbrach. Dadurch ließ er sich in den Supplementen

verleiten, in jedem solchen Falle die Bezeichnung der Typen entsprechend abzuändern, so daß vielfach die Typennummern der Supplemente nicht mehr dieselben Typen bezeichnen, wie im Hauptwerke. Endlich aber behielt Proctor doch in viel höherem Maße, als seine Methode es zuließ, die Berücksichtigung der „Ähnlichkeit“ der Typenformen bei. Es war an sich ein Unglück, daß die Form des Katalogs ihn nötigte, sich bei der Charakterisierung der Typen auf das denkbar geringste Maß zu beschränken. Zu diesem Zwecke bezeichnet er alle Typen nur nach der Nummer der Presse und ihrer eigenen. Dadurch verlieren die Vergleichenungen alle Anschaulichkeit, und sind in vollem Umfange eigentlich nur für den verwendbar, dem das ganze Material des British Museum oder einer annähernd gleich umfänglichen Sammlung zu Gebote steht. Bei diesen Vergleichenungen führt er aber nun in beträchtlichem Umfange die Eigenschaft der „Ähnlichkeit“ wieder ein, die mit der Methode selbst in unbedingtem Widerspruch steht. Die Gefährlichkeit dieses Verfahrens fällt sofort ins Auge, wenn man Proctors Katalog der deutschen Drucke des XVI. Jahrhunderts zur Hand nimmt. Hier hat er zum Zwecke der Vergleichung charakteristische Druckproben wiedergegeben, und bezeichnet die Typen nach diesen. Dabei verläßt er sich aber durchaus auf seine individuelle Auffassung von der Ähnlichkeit, ohne für dieselbe exakte Anhaltspunkte geben zu können. Dieser Band des XVI. Jahrhunderts ist deshalb ein Kriterium für die früheren Bände, das zu einer gewissen Vorsicht mahnt.

Damit soll aber keineswegs die bahnbrechende Bedeutung der Proctorschen Methode in Zweifel gezogen werden. Er konnte sich leider nicht dazu entschließen, an der exakten Vervollkommenung seines Systems mitzuwirken, und so mußte ich mich dazu entschließen, ohne seine Hilfe die exakte Durchführung in dem Typenrepertorium der Wiegendrucke auszugestalten.

Das Typenrepertorium wollte zunächst nichts weiter sein, als die Loslösung des Proctorschen Systems von einer einzelnen Sammlung. Der erste Band beschränkt sich daher fast ganz darauf, das abstrakt durchzuführen, was Proctor in Anlehnung an den Bestand des British Museum zu wenig praktisch verwend-

bar dargeboten hatte. Die wesentlichste Neuerung war die Einführung der M-Form neben dem Maße, deren Mannigfaltigkeit mir schon aufgegangen war, ehe ich Proctors Arbeiten kannte. Die folgenden Bände sind allerdings immer unabhängiger von Proctor geworden, indem ich mich davon überzeugen mußte, daß die übrigen Länder in den Sammlungen des British Museum doch bei weitem nicht ähnlich erschöpfend vertreten waren, wie dies für Deutschland zutrif. Im übrigen sucht das Typenrepertorium, auf der Methode von Bradshaw und Proctor fußend, nur den Begriff der Ähnlichkeit bei der Typenvergleiung völlig zu beseitigen, und an seine Stelle die Beachtung der unterscheidenden Merkmale zu setzen.

Die neuere Inkunabelforschung hat das Typenrepertorium als Grundlage für die Ursprungsbestimmung der Wiegendrucke ziemlich anerkannt. Der *Catalogue of early printed books in the British Museum*, der in vervollkommneter Form den Proctorschen Index zu ersetzen bestimmt ist, hat zwar eine unabhängige Art der Typenbezeichnung beibehalten; sie baut sich aber durchaus auf den Grundsätzen auf, die dem Typenrepertorium zugrunde liegen. Nur ist in dem *Catalogue* die Methode noch in wesentlichem Maße verfeinert, so daß er vielfach noch innerhalb dessen, was das Typenrepertorium als eine Type ansieht, zu feineren Unterscheidungen gelangt. Gerade solchen Untersuchungen sollte das Typenrepertorium zur Unterlage dienen, und es ist nur zu bedauern, daß es bis jetzt nicht in größerem Umfange nach dieser Richtung hin ausgebaut worden ist. Der *British Museum Catalogue* hat aber nicht nur in der Typenforschung sondern auch in verschiedenen anderen Richtungen ein Bild davon gegeben, wie die moderne Inkunabelforschung sich ihre Aufgaben zu stellen hat. Er wird nicht nur der buchtechnischen, sondern auch der literarischen Seite der Wiegendruckforschung mehr als irgend einer seiner Vorgänger gerecht, und bietet als Sonderkatalog einer einzelnen Sammlung ein noch nicht wieder erreichtes Vorbild. Er wird in gewissen Beziehungen wohl damit sogar dem Gesamtkatalog der Wiegendrucke überlegen bleiben, von dessen erstem Bande das Erscheinen unmittelbar bevorsteht.

Die Pläne zu einer Erneuerung des Hainschen Repertoriums waren nach Burgers Anregungen von 1892 nie wieder ganz zur Ruhe gekommen. Man war sich nur darüber klar geworden, daß es nicht genügen könne, die Fülle dessen, was nachträgliche Veröffentlichungen an das Licht gezogen hatten, einfach mit dem alten Bestande des Hain zusammenzuarbeiten, wie es sich Burger gedacht hatte, sondern daß der Ersatz für Hains Werk sich durchaus auf einer neuen Bestandsaufnahme aufbauen müsse. Dazu waren an einzelnen Stellen vorbereitende Schritte unternommen worden, als das Preußische Kultusministerium, vertreten durch Exc. Althoff, sich dazu entschloß, die Angelegenheit in großem Stile in die Hand zu nehmen. Im Winter 1904/5 wurde eine Kommission für den Gesamtkatalog der Wiegendrucke begründet, in die eine Anzahl der anerkanntesten deutschen Inkunabelforscher berufen wurden mit der Aufgabe, zunächst durch eine sorgfältige Inventarisierung der deutschen Bestände eine feste Unterlage für die Arbeit zu schaffen. Gleichzeitig wurden Verbindungen mit dem Auslande aufgenommen, teils um dort ähnliche Bestrebungen zu fördern (Schweiz, die Nordlandstaaten, Österreich, Italien, Amerika), teils um da, wo eigene Kräfte nicht zu gewinnen waren, von Deutschland aus in ähnlichem Sinne vorzugehen (Spanien, England, Belgien). Als im Jahre 1911 die Inventarisierung in Deutschland beendet war, ging die Kommission daran, von dem gesamten im In- und Auslande festgestellten Materiale nach einem einheitlichen Modell Einzelbeschreibungen herzustellen. Auf der Buchgewerbeausstellung in Leipzig unterbreitete sie der Öffentlichkeit Proben von allen Abteilungen des geplanten Gesamtkataloges der Wiegendrucke: Beschreibungen, Druckerindex, Sachregister und Nachweis der Exemplare. Der Ausbruch des Krieges hat es verhindert, daß diese Ausstellung die erwünschte Beachtung und Kritik gefunden hat. Die Kommission hat zwar ihre Arbeiten während der ganzen Kriegszeit ohne ernstliche Unterbrechungen fortsetzen können. Trotzdem ist es nicht möglich gewesen, die ursprünglichen Pläne in vollem Umfange aufrecht zu erhalten. Die Inventarisierung in den österreichischen Landen wurde lange vor ihrer Vollendung endgültig abgebrochen, die eben gewonnene Fühlung mit Italien

ging verloren, und die deutsche Regierung erklärte sich nicht nur außerstande, die Mittel zu bewilligen, um wie in früheren Fällen die Aufgaben mit deutschen Arbeitskräften durchzuführen, sondern glaubte nicht einmal die Mittel für die Drucklegung des Katalogs in Aussicht stellen zu können. Die Kommission mußte daher froh sein, wenigstens einen privaten Verleger für ihr Werk finden zu können, der es vor dem Schicksal bewahrte, in einem Bibliotheksarchiv zu verstauben. Die Drucklegung des ersten Bandes geht ihrer Vollendung entgegen; er soll Mitte 1925 der Öffentlichkeit übergeben werden. Die Zukunft muß zeigen, ob der neue Gesamtkatalog der Wiegendrucke der Inkunabelforschung einen ähnlichen Impuls zu geben vermögen wird, wie er von dem Repertorium L. Hains ausgegangen ist, das er zu ersetzen bestimmt ist.

### 3. Geschichte des Frühdrucks.

Die Frühgeschichte der Buchdruckerkunst ist an sich nicht ein Teil der Inkunabelkunde, sondern eine selbständige Disziplin, die sich mit den Geschehnissen der Frühdruckzeit beschäftigt, während die Inkunabelkunde die Methoden der ältesten Buchgestaltung erforscht. Beide sind aber vielfach auf das gleiche Arbeitsmaterial angewiesen und berühren sich so vielfach, daß man die eine nicht wohl ganz von der anderen absondern kann. Trotzdem glaube ich, mich an dieser Stelle auf eine ganz kurze Skizze beschränken zu können.

Daß Johann Gutenberg von Mainz der Erfinder der Buchdruckerkunst gewesen ist, kann nach den einmütigen Zeugnissen des XV. Jahrhunderts nicht in Zweifel gezogen werden. Diese Überzeugung können die mangelhaft begründeten Legenden des XVI. Jahrhunderts nicht erschüttern. Wann und wo aber Gutenberg mit seinen Versuchen soweit gelangt ist, daß er sie praktisch verwenden konnte, steht nicht fest. Sie müssen bereits in Straßburg weit vorgeschritten sein, denn in dem Prozeß Gutenbergs mit den Brüdern Dritzehn im Jahre 1438 bekundet der Goldschmidt Dünne, daß er eine erhebliche Summe Geldes an dem verdient habe, was

zum Drucken nötig ist. Das älteste datierbare Erzeugnis ist der astronomische Kalender auf das Jahr 1448, der in Mainz entstanden sein dürfte. Es ist sehr fraglich, ob man die mancherlei Kleindrucke, die mit den Typen der 36- und 42zeiligen Bibel hergestellt sind, als eine Entwicklungsreihe ansehen darf. Es ist ziemlich unwahrscheinlich, daß ein so umfänglicher Druck wie das deutsche Sybillenbuch, dem das Fragment vom Weltgericht entstammt, einer besonders frühen Zeit angehört. Die mancherlei Verschiedenheiten in dem Typenbestand der ältesten Kleindrucke sind wohl vielmehr darauf zurückzuführen, daß eine Mehrheit von Herstellern an ihnen beteiligt war. Gutenberg hat eine Zeitlang seinen Unterhalt dadurch gewonnen, daß er einzelnen Interessenten seine „geheime“ Kunst gegen Entgelt beibrachte. Man muß ohne weiteres annehmen, daß diese Schüler sich bemüht haben werden, das Erlernte auch praktisch zu verwerten, um die Kosten des Unterrichts wieder einzubringen. Von ihnen rühren vermutlich manche der überlieferten Bruchstücke her, und es ist nur natürlich, daß sich in der Schrift in den verschiedenen Händen kleine Verschiedenheiten bemerkbar machten.

Die erste größere Leistung der neuen Kunst war die 42zeilige Bibel, die wohl von Gutenberg herrührt, und der Gegenstand des Rechtsstreits mit Johann Fust gewesen ist. Darnach dürfte sie annähernd im Jahre 1455 vollendet worden sein. Der Ausgang des Prozesses zwischen Gutenberg und Fust ist uns nicht bekannt. Da sich aber in späterer Zeit die Type der 42zeiligen Bibel im Besitze von Peter Schöffer befindet, der, obwohl aus Gutenbergs Schule stammend, in das Lager von Johann Fust übergegangen war, so ist wahrscheinlich der Druckapparat der 42zeiligen Bibel dem Gutenberg ab- und dem Fust zugesprochen worden. Daß Gutenberg sich neues Druckmaterial beschafft hat, bezeugen die Humery-Akten. Ob er wirklich der Drucker des Catholicon von 1460 gewesen ist, läßt sich nicht beweisen. Jedenfalls ist er 1468 gestorben, ohne noch einmal eine Druckerei von bedeutenderer Leistungsfähigkeit in Betrieb gebracht zu haben.

Die Verbreitung der Buchdruckerkunst hat schon vor der Einnahme von Mainz durch Adolf von Nassau im Jahre 1462 be-

gonnen, und die Einwirkung dieses Ereignisses ist in dieser Richtung wohl stark überschätzt worden. Die Druckwerkstätte von Fust und Schöffer hat während und nach dem Mainzer Kirchenstreit in Mainz bestanden, und es läßt sich schon vor 1462 eine Mehrheit von Druckereien nachweisen. Man nimmt mit Bestimmtheit an, daß schon die Ablassbriefe von 1454/5 aus zwei verschiedenen Werkstätten hervorgegangen sind. Die 36zeilige Bibel ist wahrscheinlich weder von Gutenberg, noch von Pfister, noch von Schöffer hergestellt. Pfister hat aber seit 1460 in Bamberg gedruckt. Noch aus einer anderen Druckerei ist der Wiener Kalender für 1462 hervorgegangen, der doch spätestens am Anfang dieses Jahres entstanden sein muß. Von den Druckern, die man als Schüler von Gutenberg und Schöffer ansehen muß: Berthold Ruppel in Basel, Philipp Kefer in Nürnberg, Johann Neumeister in Foligno, Ulrich Zell in Köln scheint auch nicht einer seine Tätigkeit im Anschluß an die Mainzer Katastrophe eröffnet zu haben. Erst in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre breitet sich die Druckkunst nach Köln, nach Straßburg, nach Basel aus. Um dieselbe Zeit aber dringt sie auch schon über die Alpen nach Subiaco und Rom. Der Andrang zu der neuen Kunst muß um diese Zeit ein ganz gewaltiger gewesen sein. Denn mit dem Jahre 1470 schießen, besonders in Italien, die neuen Druckerwerkstätten wie die Pilze empor, und jede dieser Druckereien mußte doch mindestens einen Meister haben, der mit allen zu dem Buchdruck gehörigen Einrichtungen vollkommen vertraut war.

Gutenberg hatte sich die gotischen Missalschriften zum Vorbilde erwählt, und alle die ältesten deutschen Drucker haben mit gotischen Schriften gedruckt, bis Adolf Rusch in Straßburg um 1464 zuerst den Versuch unternahm, die Humanistenschrift, die Antiqua ebenfalls für den Buchdruck zu verwenden. Wahrscheinlich hat seine Type dem Konrad Sweinheim und Arnold Pannartz in Subiaco als Vorbild gedient. In Rom aber gelangte unmittelbar darnach schon die italienische Antiqua zu unbedingter Herrschaft, die in den Schriften des Nicolaus Jenson in Venedig ihren Höhepunkt erreicht.

In den siebziger Jahren vollzieht sich der Triumphzug der Buchdruckerkunst über die ganze Kulturwelt. Fast ausnahmslos

sind es deutsche Meister, die sie in den fremden Landen heimisch machen, aber auffallenderweise geht die Führung schon in dieser Zeit an Italien über. Nicht nur französische, spanische, niederländische und englische Drucker rühmen sich, mit venetianischen Schriften zu drucken, sondern Deutschland selbst erkennt willig die Vormacht der italienischen Druckerschulen an, obwohl es in diesen vielfach deutsche, oder doch deutsch geschulte Meister waren, die deren Ruhm begründeten.

In den Jahren 1480—1500 beginnen bereits an dem in den siebziger Jahren rasch aufgeschossenen Baume der neuen Kunst die Früchte zu reifen. Der Buchdruck hat die Unvollkommenheiten seiner Jugendjahre überwunden, und beginnt sich seiner kulturgeschichtlichen Mission bewußt zu werden. Neben der Wiedergabe der geistigen Hinterlassenschaft vergangener Zeiten fängt schon die literarische Produktion der Gegenwart an, sich das neue Verbreitungsmittel zu eigen zu machen. Der Buchdruck wird in den Dienst verschiedenartiger Bestrebungen auf allen erdenklichen Gebieten des Kulturlebens gestellt. Zur Vollendung kommt diese Entwicklung allerdings erst in der großen geistigen Bewegung der Reformation; aber man darf doch annähernd behaupten, daß um das Jahr 1500 der Buchdruck sich bereits zu dem herausgebildet hat, was er für die Nachwelt geblieben ist. Dieser Werdeprozeß ist es, der der Inkunabelforschung den besonderen Reiz verleiht.

## II. DAS BUCH.

### A. Vorbereitung und Anordnung.

#### 1. Papier.

Ein einzelnes bestimmtes Merkmal, an dem man erkennen könnte, ob ein Druckwerk noch der Inkunabelzeit angehört, gibt es allerdings nicht. Es ist das auch ohne weiteres einleuchtend, wenn man sich vergegenwärtigt, daß eine erhebliche Anzahl von Druckern, die ihre Tätigkeit noch in der Frühdruckzeit begonnen haben, zum Teil bis weit in das XVI. Jahrhundert hinein weiter gedruckt, und dabei natürlicherweise sowohl vor als nach dem Jahre 1500 sich desselben Druckmaterials bedient und die gleiche Druckerpraxis angewendet haben. Eine unbedingt sichere Scheidung ist deshalb zunächst nur für diejenigen Wiegendrucke möglich, die selbst etwas über ihre Entstehung aussagen. Das tun sie aber nicht, oder doch nur ganz ausnahmsweise, wie das moderne Buch auf dem Titelblatt, dessen sie in der weit überwiegenden Mehrzahl noch gänzlich entbehren, sondern sie übernehmen von der Praxis der Handschriftenschreiber die Gepflogenheit, diese Angaben an das Ende des Druckes zu setzen. Dafür enthält diese Schlußschrift, das Colophon, dann allerdings vielfach eine viel größere Fülle von Angaben, als sie sich auf einem Titelblatt zu finden pflegen. Denn die Schlußschrift nennt häufig neben dem Titel und Verfasser des Buches nicht nur den Ort und den Zeitpunkt der Entstehung, sowie den Namen des Druckers, sondern sie enthält oft daneben noch wertvolle literarische Notizen über die Abfassung des Werkes, über Herausgeber und Korrektoren, die den Text vorbereitet und die Drucklegung überwacht, sowie

über Verleger und Geldgeber, die das Erscheinen des Werkes ermöglicht haben.

Allerdings gibt es nun aber eine außerordentlich große Zahl von Wiegendrucken — man schätzt sie auf mindestens ein Drittel der Gesamtzahl — die einer solchen Schlußschrift entbehren. Unter diesen befindet sich natürlicherweise auch eine ganze Menge von solchen, deren Eigenschaft als Wiegendrucke nicht unbedingt feststeht. Da es aber, wie gesagt, an einem allgemein gültigen Unterscheidungsmerkmal mangelt, so hat die Inkunabelforschung sich zu dem Grundsatz bekannt, jedes Druckwerk, das aus der Frühdruckzeit stammen könnte, solange als Inkunabel anzusehen, so lange sich nicht aus äußeren oder inneren Gründen der Nachweis erbringen läßt, daß es erst nach dem Jahre 1500 erschienen sein kann. Auf diesem Wege haben eine erhebliche Anzahl von Drucken, die von den Bibliographen — Hain und Copinger nicht ausgenommen — als Wiegendrucke verzeichnet worden waren, nachträglich wieder ausgeschieden werden müssen, weil eine genauere Untersuchung ergab, daß in dem Texte Personen und Ereignisse erwähnt wurden, die erst der Zeit nach 1500 angehörten, oder daß sie mit einem Druckmaterial hergestellt waren, für dessen Verwendung im XV. Jahrhundert sich kein Zeugnis beibringen ließ. Trotzdem führen wahrscheinlich auch die neuesten Inkunabelverzeichnisse noch manches Druckwerk auf, das nicht mit vollem Rechte darin seinen Platz gefunden hat, und neue Untersuchungen werden immer einmal wieder einzelne Bücher, die als Wiegendrucke galten, dieser Eigenschaft entkleiden. Aber bis ein solcher Beweis im einzelnen Falle erbracht ist, empfiehlt es sich unbedingt, jeden einzelnen Druck, der den Anschein eines Erzeugnisses der Frühdruckperiode erweckt, als solchen zu verzeichnen.

Es gibt natürlich eine ganze Menge von Eigentümlichkeiten, auf Grund deren man annehmen darf, daß man es mit einem Wiegendrucke zu tun hat. Schon das Papier, auf dem die Inkunabeln gedruckt sind, gibt für ihre Beurteilung einen wesentlichen Anhalt. Allerdings ist schon in der Frühdruckperiode der Vorgang zu beobachten, daß im Laufe der Zeit die Qualität des für die Drucke verwendeten Papieres sich mehr und mehr verschlechtert. Auch

örtliche Gründe bedingen gelegentlich das Auftreten von minderwertigeren Papiersorten bereits in Drucken, die ohne Zweifel noch der Wiegendruckzeit angehören. Im allgemeinen aber zeichnen sich die Frühdrucke dadurch aus, daß sie auf einem äußerst kräftigen Papier hergestellt sind, das nicht rein weiß, sondern von graugelblicher Färbung ist. Wenn man Inkunabeln antrifft, deren Papier, obwohl nach Stärke und Haltbarkeit dem der Wiegendrucke gleich, von kalkig-weißer Färbung ist, so darf man immer annehmen, daß es sich um ein Exemplar handelt, das erst in neuerer Zeit „gewaschen“ ist, d. h. das, um ihm ein besseres Aussehen zu verleihen oder die Spuren früherer Vernachlässigung zu beseitigen, und dadurch seinen Wert zu erhöhen, mit allerlei chemischen Stoffen behandelt worden ist. Die Wiegendrucke der älteren Zeit sind jedenfalls durchgängig auf einem dicken etwas gelblichen Papier gedruckt, das aber von so vorzüglicher Beschaffenheit ist, daß es noch heute, nach mehr als vier Jahrhunderten da, wo es nicht besonderen Unglücksfällen ausgesetzt gewesen ist, seine ursprüngliche Farbe und Konsistenz bewahrt hat.

Das Land, das die Hauptmasse des zu den Wiegendrucken verwendeten Papiers geliefert hat, ist Italien gewesen. Dort hatte schon vor der Einführung des Buchdrucks die Papierfabrikation eine ziemlich weite Verbreitung gefunden, und manche der kleinen italienischen Druckstätten der siebziger Jahre verdankt das frühe Vorkommen des Buchdrucks in ihren Mauern dem Umstande, daß sich am Orte selbst oder in seiner unmittelbaren Nähe eine leistungsfähige Papierfabrik befand. Wie eng die Verbindung zwischen der Papierfabrikation und dem Frühdruck gewesen ist, ersieht man auch daraus, daß in manchem der älteren Frühdruckverträge sogar der Beschaffung von Lumpen für die Herstellung des Papiers gedacht wird. Es gab aber auch außerhalb Italiens schon um die Mitte des XV. Jahrhunderts einzelne Papierfabriken, und die große Nachfrage, die die Ausbreitung des Buchdrucks zur Folge hatte, ließ binnen kurzem auch in Deutschland und Frankreich, ja selbst auch in Spanien neben den alten, weitere Stätten der Papierfabrikation entstehen.

Um die Bedeutung des Papiers für die Inkunabelforschung richtig zu beurteilen, muß man sich wenigstens in großen Zügen die Herstellung desselben vergegenwärtigen. Das Papier der Frühdruckzeit wurde aus den Bottichen, die die flüssige Masse enthielten, mit der Hand geschöpft mit Hilfe von Formen, die aus einem dichten Netz von Drähten in einem Holzrahmen bestanden. Die dicht neben einander laufenden Drähte wurden durch andere rechtwinklig dazu in weiteren Abständen angebrachte Drähte in ihrer Lage erhalten, und in der Mitte der einen Hälfte des Rahmens pflegte, gleichfalls mit Hilfe von Draht, eine Figur angebracht zu werden, die in dem fertig geschöpften Bogen als Wasserzeichen erscheint. Die älteren Papiersorten der Frühdruckzeit sind fast ausnahmslos mit einem Wasserzeichen ausgestattet. Doch ist das Fehlen eines solchen an sich noch kein ausreichender Grund, einem Drucke die Inkunabeigenschaft abzusprechen. Es ist auch schon in der Frühdruckzeit hin und wieder Papier ohne Wasserzeichen, häufiger noch in Deutschland als in Italien, zur Verwendung gelangt. Es zeigt sich aber fast ausnahmslos, daß diese Papiere von minder guter Beschaffenheit sind.

Man hat sich eine Zeit lang von der Wasserzeichen-Untersuchung für die Frühdruckforschung reiche Vorteile versprochen. Es hat sich aber herausgestellt, daß die erreichten Ergebnisse diese Erwartungen nur zu einem geringen Teile erfüllt haben. Zunächst hat die Forschung bis jetzt noch nicht vermocht, mit unbedingter Sicherheit die Bedeutung der Wasserzeichen aufzuklären. Anfänglich sind sie wohl jedenfalls Ursprungszeugnisse, gewissermaßen Fabrikmarken der herstellenden Papiermühlen gewesen. Dagegen scheinen sie nach und nach daneben auch die Eigenschaft von Qualitätszeichen angenommen zu haben. Es ist undenkbar anzunehmen, daß die ungeheuren Mengen des in den Inkunabeln verwendeten Papiers mit dem venetianischen Zeichen der Waage im Kreise, oder der genuesischen Marke von Hand und Stern je aus einer einzigen Papierfabrik hervorgegangen sein sollten. Aus urkundlichen Quellen über Papierlieferung geht unmittelbar hervor, daß gewisse Wasserzeichen zweifellos mindestens gleichzeitig den Wert von Qualitätsmarken hatten. Dafür spricht jedenfalls auch die außer-

ordentlich weite Verbreitung, die einzelne Wasserzeichen — neben den vorgenannten wäre besonders noch der Ochsenkopf zu erwähnen — gefunden haben. Dadurch wird an sich schon ihre Bedeutung als Ursprungszeugnisse erschüttert. Eine weitere Erschütterung ergibt sich aber auch aus der Art ihres Zustandekommens. Wenn man bedenkt, daß das Wasserzeichen entsteht als Abdruck einer Drahtfigur, die auf dem Netzwerk des Schöpfrahmens befestigt ist, so ergibt sich ohne weiteres, daß eine absolute Gleichheit der Marke einer bestimmten Fabrik ein Ding der Unmöglichkeit war, denn jede leistungsfähige Fabrik mußte doch mit einer großen Anzahl von Schöpfrahmen arbeiten, und die größte Sorgfalt wäre außerstande gewesen, zu verhindern, daß die einzeln mit der Hand aus einem so spröden Material, wie es der Metalldraht bietet, herzustellenden Figuren in Kleinigkeiten von einander abwichen. Schon dadurch erweisen sich die Wasserzeichen als wenig zuverlässige Führer.

Es kommt aber noch ein anderes hinzu. Die Untersuchungen über den Druck der 42 zeiligen Bibel haben zu dem überraschenden Ergebnis geführt, daß bereits in dieser der ältesten Zeit zugehörigen Druckwerk nicht mit einer einheitlichen Papiersorte gearbeitet worden ist, sondern daß hier sogar in methodischer Weise die einzelnen Lagen des Buches aus verschiedenen Papiersorten zusammengesetzt worden sind. Das letztere ist anscheinend ein einzelnes Vorkommen, dessen Ursachen nicht ohne weiteres zu erkennen sind. Tatsache ist es aber, daß fast in allen umfanglicheren Erzeugnissen der Frühdruckzeit Papiere mit verschiedenen Wasserzeichen zur Verwendung gelangt sind, und daß selbst Exemplare ein und desselben Druckes keineswegs immer in bezug auf das dazu verwendete Papier vollkommen mit einander übereinstimmen. Aus diesen Tatsachen ergibt sich, daß einwandfreie Schlüsse für die Beurteilung der Wiegendrucke daraus im allgemeinen nicht zu gewinnen sind, und daß die universelle Erforschung der Wasserzeichen in den Wiegendrucken keine Ergebnisse erhoffen läßt, die im Verhältnis stehen zu dem außerordentlichen Umfang der Arbeit, die ihre Feststellung erfordern würde,

Damit soll aber keineswegs behauptet sein, daß nicht auch die Untersuchung der Wasserzeichen in einzelnen Fällen zu ganz wertvollen Feststellungen führen könne. Als Beispiel führe ich einen Druck des Erhard Ratdolt an, der das unmögliche Datum VII. Kalendas Decembres 1468 trägt (Mataratius, *De componendis versibus*, Hain 10889). Dieses Buch ist auf einem Papiere gedruckt, das das seltene Wasserzeichen einer fliegenden Taube trägt. Dieses Papier hat Ratdolt anscheinend nur noch ein einziges Mal zu einem Publicius, *Artis oratoriae epitome* verwendet, der das Datum des 30. November (*pridie Kalendas Decembres*) 1482 trägt. Es kann also beinahe als vollkommen sicher gelten, daß der Mataratius annähernd zu derselben Zeit entstanden ist. Wenn also auch eine allgemeine Berücksichtigung der Wasserzeichen für die Frühdruckforschung wenig Erfolg in Aussicht stellt, so wird deren Untersuchung in einzelnen Fällen doch sicherlich sich von wesentlichem Nutzen erweisen können.

## 2. Format.

Das Papier der Frühdruckzeit ist im wesentlichen in zwei Formaten geliefert worden, einem Großfolio, *forma regalis*, und einem Kleinfolio, *forma mediana* oder *communis*. Der Bogen der *forma regalis* mißt annähernd  $70 \times 50$  cm, und ergibt, einmal gebrochen, das Großfolioformat der Wiegendrucke, wie es uns in dem *Speculum* des Vincentius Bellovacensis, der *Biblia* des Adolf Rusch und anderen Drucken entgegentritt. Die Maße der *forma mediana* sind etwas größeren Abweichungen unterworfen; als mittleres Maß darf wohl  $50 \times 30$  cm gelten. Mit ihr ist die große Menge der Folianten der Frühdruckzeit hergestellt.

Das Format der Inkunabeln läßt sich nicht ganz so wie bei dem modernen Buche bestimmen. Heutzutage ist die Lage eines Druckes identisch mit dem Bogen, und das Format kann daher einfach aus der Zahl der in einer Lage vereinigten Blätter festgestellt werden. Der Frühdrucker dagegen hat, besonders in seinem Folioformat, eine beliebige Zahl von Bogen zu einer Lage vereinigt, so daß die Zahl der Blätter für die Bestimmung des

Formates belanglos ist. Um das Format einer Inkunabel zu bestimmen, kann man sich lediglich nach den Wasserlinien des Papiers richten. In dem Schöpfrahmen verliefen die engen Drähte parallel zu der langen Seite des Rechtecks während die in größeren Abständen angebrachten Stützdrähte parallel zu den kurzen Seiten verliefen. In dem einmal gebrochenen Bogen, Folioformat, müssen deshalb die engen Linien horizontal verlaufen, im doppelt gebrochenen Bogen, Quarto, dagegen vertikal, und abermals horizontal im vierfach gebrochenen Oktav. Dadurch wird gleichzeitig die Stellung des Wasserzeichens bedingt, das sich im Folioformat in der Mitte des Blattes befinden muß, im Quarto in den Bruch des einen Blattes rückt, im Oktav dagegen annähernd in die Mitte des oberen Randes zu stehen kommt. Es ergibt sich daraus, daß das Format der Wiegendrucke unabhängig ist sowohl von ihrer Größe, als von der Zahl der in der Lage vereinigten Blätter. So kann es aber auch vorkommen, daß innerhalb ein und desselben Druckes das Format wechselt. Gelegentlich nämlich, wenn auch nicht allzu häufig, haben die Frühdrucker, mehr noch in Italien als in Deutschland, zu den Lagen des gewöhnlichen oder kleinen Folio halbe Bogen der *forma regalis* verwendet, so daß sich in einzelnen Lagen, oder selbst in einzelnen Blättern einer Lage, die Wasserlinien in Quartstellung befinden, während die anderen Blätter und Lagen in Folio bedruckt sind. Und dieselbe Mischung wiederholt sich in Quartbänden, denen einzelne Blätter in Oktavformat beigegeben sind.<sup>1)</sup>

Auch die Quarto-Lagen der Inkunabelzeit sind selten nur aus einem doppelt gebrochenen Bogen gebildet. Auch hier ist, ganz besonders in der ältesten Zeit, die Zahl der Blätter einer Lage willkürlich. Allmählich hat sich dann die Gewohnheit herausgebildet, die Quartlage aus zwei Bogen, 8 Blatt, zusammenzusetzen.

<sup>1)</sup> Z. B. 2° und 4°: Eusebius, Eggestein s. a. Hain 6708. BMC. I. p. 73. — Decisiones, Schöffler 1477. H. 6047. BMC. I. p. 33. — Hilarion, Lignamine 1473. Cop. 2978. BMC. IV. p. 31. — Caracciolus, Wendelin v. Speyer 1473. H. 4430. BMC. V. p. 163. 4° und 8°: — Psalterium, Eggestein s. a. H. 13512. BMC. I. p. 74. — Modestus, Schurener s. a. H. 11441. BMC. IV. p. 59. — Galeottus, Lerouge 1476. H. 7437. BMC. V. p. 215.

In dieser Zusammensetzung aber verfahren die einzelnen Drucker verschieden. Die einen brechen jeden Bogen für sich und legen die gebrochenen Bogen ineinander; die andern legen dagegen die ganzen Bogen zusammen, und brechen sie gemeinsam. Das angewendete Verfahren ist je zuweilen nur an den Signaturen, wo solche vorhanden sind, oder sonst an der Verteilung der mit dem Wasserzeichen ausgestatteten Blätter zu erkennen. Die Bildung der Quartlage aus einem einzelnen, doppelt gebrochenen Bogen, also einer Lage von 4 Blatt, wie sie in den Drucken der Reformationszeit zur allgemeinen Regel geworden ist, kommt in der Wiegendruckperiode nur ganz ausnahmsweise vor. Wenn man einem Druck mit vierblättrigen Quartlagen begegnet, wird man zunächst stets annehmen dürfen, daß er dem XVI. Jahrhundert angehört.

Für das Oktavformat, das sich in der Frühdruckzeit erst sehr allmählich einbürgert und anfangs nur sehr spärlich zur Verwendung gelangt, kann es allerdings wohl von anfang an als Regel gelten, daß die Lage aus einem vierfach gebrochenen Bogen gebildet wird. Doch kommt es auch da vor, daß zwei Bogen zu einer Lage vereinigt werden, die demnach 16 Blatt zählt.

Die ungewöhnlicheren Formate, 12°, 16°, 24° kommen zwar auch schon gegen das Ende der Frühdruckzeit vor allem in liturgischen Drucken, in Brevieren und Gebetbüchern vor. Sie sind aber so seltene Ausnahmen und für ihre Gestaltung walten so wenig feste Regeln ob, daß es sich erübrigt, darüber zu berichten.

Dagegen verdient die Bildung der Lagen in den Folio-drucken noch eine nähere Erörterung. Gutenberg hatte die 42zeilige Bibel in Lagen von zehn Blatt hergestellt, eine Tatsache, die insofern außerordentlich bemerkenswert ist, als sie eine außerordentlich große Menge von Typenmaterial erforderte. Es war allerdings nicht unbedingt notwendig, bei dem Druck in Lagen von zehn Blatt das Typenmaterial für volle zwanzig Seiten einzubauen. Vielmehr konnte der Drucker, wenn der Satz bis zum fünften Doppelblatt (Seite 9—12) gediehen war, damit beginnen, das mittelste Blatt der Lage abzudrucken, so daß dessen Typen-

material wieder abgelegt werden konnte, während noch an dem Saße von Blatt 7—10 gearbeitet wurde. Immerhin aber bedingten die großen Lagen ein besonders umfängliches Schriftmaterial, denn der oben entwickelte Vorteil wäre ebensogut auch bei kleineren Lagen erreichbar gewesen. Trotzdem haben Gutenbergs unmittelbare Schüler und die ältesten Drucker ganz im allgemeinen zunächst an der Lage von zehn Blatt festgehalten, und zwar so streng, daß der Ausdruck *quinternio* für die Lage so allgemein zur Geltung gelangte, daß zuerst selbst solche Lagen, die nicht mehr aus zehn Blatt bestanden, noch als *quinterniones* bezeichnet wurden. Die Regel galt so allgemein, daß selbst Quartbände aus Lagen von zehn Blatt (fünf halbe Foliobogen) zusammengesetzt worden sind.

Wenn sich auch in den ältesten Drucken zwischen den zehnblättrigen Lagen solche von mehr oder weniger als zehn Blättern vorfinden, so hängt das damit zusammen, daß umfängliche Drucke schon von der frühesten Zeit an zur Beschleunigung ihrer Herstellung in eine größere oder geringere Zahl von Abschnitten zerlegt wurden, an denen man die Arbeit gleichzeitig in Angriff nahm. Es hing das wohl auch damit zusammen, daß die meisten der älteren Druckereien keineswegs nur auf eine einzelne Presse angewiesen waren, sondern deren meistens eine Vielzahl in Tätigkeit hatten. Die Untersuchungen haben ergeben, daß bereits die 42zeilige Bibel in vier verschiedenen Setzerabschnitten hergestellt ist, und daß vermutlich diesen Abschnitten auch eine gleiche Zahl von Pressen entsprochen hat. Gerade die ältesten Urkunden über die ersten Druckereien auf italienischem Boden lassen erkennen oder sprechen es ausdrücklich aus, daß die Hersteller der aus den ersten siebziger Jahren stammenden Drucke fast immer über eine Mehrzahl von Pressen verfügten. Hatte doch selbst eine so bescheidene Presse, wie die des Johannes Reinhardi in Trevi, von der wir neben einem kleinen Gelegenheitsdruck nur ein einziges umfängliches Werk kennen, nicht weniger als vier Druckerpressen im Gange. Nach diesen Feststellungen können wir also wohl überall da, wo in einem umfänglicheren Drucke eine Unregelmäßigkeit in der Zusammensetzung der Lagen erkennbar ist,

darauf schließen, daß wir es an der betreffenden Stelle mit einem Setzerabschnitt zu tun haben, und die Zahl solcher Abschnitte in ein und demselben Werke wird uns einen Rückschluß gestatten auf die Zahl der Pressen, mit deren Hilfe das Buch hergestellt worden ist.

Das gilt allerdings im wesentlichen nur für die ältere Inkunabelperiode. Die zehnbältrige Lage ist im Laufe der Zeit mehr und mehr von der Lage zu acht Blatt verdrängt worden, die auch für die Drucke in Folioformat zur Regel geworden ist, so daß die Blattzahl der Lage im allgemeinen für alle drei landläufigen Formate die gleiche geworden ist.

Eine auffallende Erscheinung, deren Veranlassung bis jetzt noch nicht überzeugend hat aufgeklärt werden können, besteht darin, daß eine große Anzahl von Druckern die Lagen ihrer Erzeugnisse nicht aus einer gleichmäßigen Anzahl von Blättern zusammengesetzt, sondern die Lagen in regelmäßigem Wechsel aus einer verschiedenen Blattzahl hergestellt haben. Wohl das älteste Beispiel dafür ist der Johannes de Imola, Liber Clementinarum, den Wendelinus de Wila am 22. September (duodecimo Kalendas octobrias) 1474 vollendet hat, und der außer einer Anfangslage von 10 Blatt aus 13 Lagen von abwechselnd 8 und 6 Blatt besteht. In späterer Zeit findet sich diese Gepflogenheit ganz besonders häufig bei Straßburger Druckern, bei denen nicht nur Lagen von 8 und 6, sondern auch solche von 6 und 4 Blatt in regelmäßigem Wechsel bei Foliodrucken keine Seltenheit sind.

### 3. Registrum.

Die Verschiedenheit der Lagenbildung läßt es begreiflich erscheinen, daß sich schon ziemlich früh das Bedürfnis herausstellte, für die richtige Zusammensetzung der Druckbogen des einzelnen Buches Vorkehrung zu treffen. Etwas der Art haben schon die Drucker der 42- und 36zeiligen Bibel getan. Allerdings ist die Tabula rubricarum, die diesen Drucken auf besonderen Blättern, die natürlich in der Mehrzahl der Fälle nicht erhalten sind, bei-

gegeben wurde, wohl ebensosehr als eine Anweisung für den Rubrikator zur handschriftlichen Ergänzung der Überschriften zu den einzelnen Abschnitten gedacht. Immerhin konnte sie aber gleichzeitig für die Kontrolle der Vollständigkeit und der richtigen Zusammensetzung des Druckes dienen. Die *Tabula rubricarum*, die zunächst auch noch in einigen der ältesten Baseler und Straßburger Drucke als besonderes Blatt vorkommt,<sup>1)</sup> ist infolge davon bald ein integrierender Bestandteil des Buches geworden, und ist der Vorläufer des modernen Registers.

Das Wort „*registrum*“ wird in den Wiegendruckten in zweifacher Bedeutung verwendet. In den Drucken deutschen Ursprungs hat es vielfach denselben Sinn, in dem wir es noch heute gebrauchen, den der Inhaltsangabe, die sonst auch als *Tabula* oder *Index* bezeichnet wird. In den Drucken, die in Italien, Frankreich oder Spanien entstanden sind, hat das Wort aber zumeist eine speziellere Bedeutung: es bezeichnet eine Übersicht über die Lagen und Bogen, aus denen sich der Druck zusammensetzt, meist nach ihren Anfangsworten, die den Drucker, Buchbinder oder Besitzer in den Stand setzen soll, die Vollständigkeit und die richtige Zusammensetzung des Druckes zu kontrollieren.

Dieses *registrum* ist eine italienische Erfindung. Der erste, der davon Gebrauch gemacht hat, ist der römische Drucker der *Epistolae Hieronymi* (Hain 8550), die ohne Unterschrift herausgekommen sind, aber wohl mit Sixtus Riessinger zusammenhängen und spätestens 1470, wenn nicht schon 1469, im Druck vollendet sind. Allerdings ist das *registrum* hier noch unentwickelt, und trägt noch nicht diesen Namen. Der Drucker gibt aber unter der Überschrift *Inchoationes quinternorum* ein Verzeichnis der Anfangsworte von jeder der ca. 80 Lagen, aus denen sich die beiden Bände des Werkes zusammensetzen. Mit dieser Bezeichnung kommt das *Registrum* nur noch einmal vor bei Adam Rot in Rom, der 1474 einer Ausgabe der *Consilia* des Petrus de Ancharano (Hain 945) gleichfalls *Inchoationes quinter-*

<sup>1)</sup> Z. B. Alphonsus de Spina, Mentelin, Hain 872, BMC. I. p. 55. — Bonaventura, Eggstein, H. 3535, BMC. I. p. 70. — Biblia, Ruppel, H. 3045, BMC. III. p. 714.

norum beigegeben hat; er gibt tatsächlich aber nicht nur die Stichworte der Lagen, sondern, wie bei dem normalen Registrum, der Doppelblätter. Diese Normalform hat dem Registrum zuerst Ulrich Han in seinem *Turrecremata*, *Expositio psalterii* vom 4. Oktober 1470 gegeben. Er hat eine Erklärung darüber, wie das Registrum gemeint sei, nicht für nötig gehalten. Andere Drucker aber haben das nachgeholt. Am ausführlichsten hat das Gerardus de Lisa in Treviso in dem *Tesoro* des Brunetto Latini vom 16. Dezember 1474 getan. Da heißt es nämlich: *elle di sapere chel primo quinternio a nome a, el segundo a nome b, el terzo c: e cosi seguendo fino al ultimo quinternio, el quale ha nome o. Onde troverete qui da sotto la continuazione della prima carta alla seconda, della seconda alla terza fin alla carta da mezzo di chiascun quinternio, e da puo si dice el cominciamento dell altro quinternio per ordine.* Noch 1484 fühlt sich Georg Stuchs in Nürnberg in seinem *Missale romanum* (Hain 11384) zu einer ähnlichen Erklärung in kürzerer Fassung veranlaßt: *Nota primum verbum cuiuslibet folii usque ad medium quaterni.* Die übliche Form war, die Stichworte in vertikalen Kolumnen, soviel deren der Umfang des Buches nötig machte, anzuordnen, und den Beginn einer neuen Lage durch eine leere Zeile anzudeuten. Dies ist bis an das Ende der Wiegendruckzeit, wenn auch nicht die einzige, so doch die verbreitetste Form des Registrum geblieben. Auch die Bezeichnung *registrum* ist die Regel, daneben tauchen aber auch zahlreiche andere Namen auf. Als man aufhörte, in Quinternionen zu drucken, schrieb man wohl auch *Registrum quaternorum*; aber man nahm das nicht ängstlich. 1481 bezeichnet Georg Herolt in seinem *Origenes*, *Contra Celsum* die Tabelle als *Registrum quinternionum*, obgleich von den 32 Lagen des Buches nur fünf wirklich Quinternionen sind, und noch 1495 macht ihm Andreas Torresanus in Venedig in seinem *Paulus de Castro*, *Super Digesto Veteri* etwas ähnliches nach. Die meisten Drucker gingen der Schwierigkeit aus dem Wege, indem sie die Tabelle als *Registrum foliorum* oder *chartarum* überschrieben. Daneben tauchen mancherlei andere Bezeichnungen auf. Johannes de Colonia und Johannes Manthen

schreiben 1475 im Alexander de Ales, *Super tertio sententiarum: Tabula chartarum secundum ordinem ponendarum*, was ihnen 1491 Stephan Planck in seinem „Wie Rom gebauet ward, auf deutsch nachmacht in der Form: die ordnung von den quatern vindestu nach der ordnung vnd vswisung des abc.“ 1477 bezeichnet Aloisius Siliprandus im *Missale romanum* das *Registrum* als *Speculum presentis voluminis*, 1485 überschreibt sie Anton Koberger in Paulus de Castro, *Consilia* als *Numerus et ordo quaternorum*, und *Ordo chartarum* nennt sie 1494 auch Andreas Torresanus in einem *Breviarium de camera*. Derselbe nennt sie in dem oben erwähnten Druck von 1495 *Signa quinternorum* und 1486 bezeichnet sie Nicolaus Battibovis in Lucanus *Pharsalia* als *Examen voluminis*. Auch eine griechische Bezeichnung findet sich zwar nicht bei Aldus Manutius, wohl aber bei Zacharias Kallierges, der sie im *Etymologicum magnum* und anderwärts als *Τῶν τετραδίων ἰθὺτης* bezeichnet.

Inzwischen waren längst auch schon andere Formen für das *Registrum* in Aufnahme gekommen. Statt der anfangs üblichen vertikalen Anordnung der Stichworte in Kolumnen, in denen je eine leere Zeile den Beginn einer neuen Lage andeutete, führten Georg Sachsels und Bartholomäus Golschs eine horizontale Anordnung ein. In ihrem *Sabinus, Paradoxa in Iuvenali* vom 9. August 1474 erklären sie: *Sequitur tabula foliorum et quelibet riga confinet unum quinternionem*. Aber diese Anordnung war weit weniger übersichtlich, als die vertikale, und hat deshalb nur in bescheidenem Umfange Nachahmung gefunden. Dagegen verbesserte man das *Registrum* in Spalten dadurch, daß man, noch ehe die gedruckten Signaturen in den Büchern selbst in allgemeinen Gebrauch kamen, die Lagen mit den Buchstaben des Alphabetes bezeichnete. Das hat z. B. Eucharius Silber in dem im Juli 1488 gedruckten *Pompilius, Syllabae* (Hain 13254) getan. Überhaupt ist bei den römischen Druckern das *Registrum* so sehr ein notwendiger Bestandteil des Buches geworden, daß wir ihm bei Stephan Planck selbst in Drucken von nur drei Lagen (Petrus de Abano, *De venenis*, 29. April 1484, Hain 11 u. a. m.) begegnen. Dagegen ist es eine Verkennung des eigentlichen

Zweckes des Registrum, wenn Johannes Renensis in Viterbo in den am 1. September 1476 vollendeten *Miracoli della vergine* (Hain 11229) die Anfangsworte jeder Seite wiedergibt.

Welcher Drucker zuerst auf den Gedanken gekommen ist, daß man sich nach Einführung der gedruckten Signaturen die Aufzählung der Stichworte ersparen könne, ist schwer festzustellen. Vorbereitet wurde die Entwicklung dadurch, daß einzelne Drucker, wie z. B. Antonino Miscomini in Venedig in seiner *Biblia italica* von 1477 (Hain 3151) zu der Signatur im Registrum gleich hinzufügte, aus wieviel Blatt die Lage bestand (a quinternio etc.), dann aber doch die Stichworte der Doppelblätter anführte. Erst gegen die Mitte der achtziger Jahre bürgert sich dann der Gebrauch ein, sich auf die Charakterisierung der Lagen nach der Blattzahl zu beschränken, die Stichworte dagegen wegzulassen. Der erste, der dies tat, ist vielleicht Hermann Liechtenstein gewesen, der in dem *Catholicon* des Balbus vom 24. September 1483 das Registrum in der Form gegeben hat, daß er nur die Signaturen aufzählt und bei jeder hinzufügt, ob die Lage quaternus, quaternus oder ternus ist. Unter den Druckern Venedigs hat diese Form eine weite Verbreitung gefunden, ausschließlich haben aber nur ganz wenige (z. B. Simon de Luere) von ihr Gebrauch gemacht. Vielfach scheint die Raumfrage für die Wahl der einen oder der anderen Form des Registrum maßgebend gewesen zu sein. Stand dem Drucker eine leere Seite zur Verfügung, so behielt er gewöhnlich die alte Form bei und zählte die Stichworte der Doppelblätter in vertikalen Kolumnen auf. War der Raum beschränkt, so begnügte er sich damit, die Signaturen mit dem Umfang der einzelnen Lagen zu bezeichnen. Auch dazu haben sich die Drucker verschiedener Formen bedient. Es sind dabei sogar die *Inchoationes quaternorum*, allerdings ohne diese Bezeichnung noch einmal aufgelebt. In einem Nonius Marcellus etc. vom 8. Juni 1492 hat Nicolaus de Ferrariis, noch einmal die Stichworte jeder Lage angeführt, aber durch eine daneben gesetzte römische Zahl den Umfang derselben angedeutet. Gemeiniglich tritt aber allerdings an die Stelle des Stichworts die Signatur, und häufig an die Stelle der Zahl die Bezeichnung quaternus, ternus, duernus usw. Weit seltener wurde die Form

gewählt, daß die Signaturen in eine Zeile neben einander gestellt, und die Lagenzahlen in einer zweiten Zeile darüber oder darunter angebracht wurden. In einem Doctrinale des Alexander de Villadei vom 4. Juli 1486 hat Petrus de Piasii dazu sogar arabische Zahlen verwendet, was ihm Bernardinus de Choris in einem Nicolaus de Orbellis, *Super textu Petri Hispani* vom 7. November 1489 nachgemacht hat. Schließlich sind die Drucker noch einen Schritt weiter gegangen und haben die Zahlen der Lagen nicht mehr einzeln aufgeführt, sondern nur zusammenfassend wiedergegeben. Ein solches Registrum fand dann auf wenigen Zeilen Platz, und enthielt nach der Reihe der Signaturbuchstaben nur den Vermerk: *Omnes sunt quaterni praeter xy qui sunt terni*. Diese Form tritt in den italienischen Drucken seit c. 1485 vollberechtigt neben die Kolumnenform.

Darüber hinaus haben die Italiener nur noch eine Neuerung in das Registrum eingeführt. In einer *Biblia italica* vom 31. Oktober 1487 gibt Johannes Rubeus in Vendig ein ausführliches Registrum in 5 Spalten; darunter bemerkt er aber: *In questa opera sono quinterni quarantacinque e charta una*. Diese Angabe entspricht aber nicht den Lagenverhältnissen, die von 6—20 Blatt pro Lage schwanken, sondern sie bezeichnet richtig den Umfang von 452 Blatt. Zweifellos hängt dies zusammen mit der Gepflogenheit, der wir in italienischen Buchhändlerrechnungen oft begegnen, den Preis der Bücher nach dem Umfang in Quinternen zu berechnen, von denen damals 30—35 für einen Dukaten abgegeben wurden. Dieses Beispiel hat wenig Nachahmer gefunden; nur einer, Simon de Luere, hat seit 1499 beinahe konsequent nach jedem Registrum den Umfang des Buches in dieser Weise unter Abkürzung der Worte in *gut.* und *c.* angegeben.

Eine scheinbare Schwierigkeit weist das Registrum in vielen italienischen Quartoducken auf. Diese haben meistens auch Lagen von 8 Blatt, und sind anfänglich auch fast immer im Registrum in derselben Weise wie Folianten behandelt. In anderen Drucken aber überspringt das Registrum nicht nur, wie immer, die zweite Hälfte der Lage, sondern auch Blätter der ersten Lage. Bei näherer Untersuchung zeigt sich, daß das Registrum die Stichworte des 1, 3, 5, usw.

Blattes gibt. Der Grund dafür ist aber ein ganz einfacher. Die Quartlage wurde aus demselben Foliobogen gebildet, wie die der Folianten, und zu einer Lage von 8 Blatt bedurfte man deren zwei. Legte man diese vor dem Zusammenbrechen aufeinander, so folgten sich die Signaturen auf Blatt 1, 2, usw. Brach man aber jeden Bogen für sich zusammen, und legte die so gefalteten in einander, so kamen die Bogensignaturen auf Blatt 1, 3, usw. zu stehen. Das übertrugen dann schon römische, besonders aber florentinische Drucker auch auf das Registrum, das auf diese Weise eine weniger leicht verständliche Form erhielt. Die fast regelmäßige Verwendung des Registrum bei den Italienern bringt es mit sich, daß es gelegentlich auch Flüchtigkeiten und Fehler aufweist. Daß vielfach die Vorstücke der Drucke, wenn sie eine eigene Lage bildeten, unberücksichtigt blieben, braucht nicht unbedingt auf Versehen zu beruhen. Aber häufig finden sich auch falsche Angaben über den Umfang und die Zusammensetzung der Lagen. Von ganz besonderer Flüchtigkeit zeugt es aber, wenn ein Drucker von seiner Vorlage auch das Registrum unverändert abdruckt, obgleich es mit dem eigenen Drucke gar nicht übereinstimmt. Auch das aber kommt z. B. schon in der zweiten Ausgabe der *Opuscula* des Philippus de Barberiis durch Johannes Philippus de Lignamine in Rom (Hain 2455) vor, und zwei venezianische Drucker, Georgius Arrivabene und Petrus de Quarengis haben sich einer gleichen Nachlässigkeit schuldig gemacht.

Das Registrum war eine italienische Erfindung und ist auch zunächst nur in Italien konsequent angewendet worden. Frankreich und Spanien haben es aber aus italienischen Quellen bald übernommen, und in beiden Ländern hat es sich rasch eingebürgert. Dagegen hat es auffallend wenig Eingang in den deutschen Druckerbereich gefunden. Man könnte allerdings auf den Gedanken kommen, daß dieses Verhältnis mehr nur ein scheinbares ist. Man hat nämlich zu einzelnen älteren deutschen Drucken ein Registrum gefunden, das, auf einem besonderen Blatte gedruckt — ähnlich wie eine *Tabula rubricarum* — sich nur in vereinzelter Exemplaren erhalten hat. Laire erwähnt ein solches zu einem unbekannten Eggesteindruck, ebenso soll<sup>er</sup> nach Pellechet ein solches

zu Ruppels lateinischer Bibel existieren. Unleugbar aber ist in Deutschland das Registrum nicht entfernt so verbreitet gewesen, wie in Italien. Wenn Friedrich Creußner in Nürnberg 1473 seinen Sixtus IV., *De sanguine Christi* mit einem Registrum ausstattet, so ist das nur die Folge davon, daß er ein solches in seiner römischen Vorlage vorfand. In anderen Drucken hat er fast nie davon Gebrauch gemacht. Das älteste selbstständige Registrum im deutschen Druckbereich ist wohl dasjenige des anonymen Druckers von Burgdorf, der 1475 seinem Jacobus de Clusa, *De animabus exutis* ein solches beigab. In den schweizer Drucken ist überhaupt das Registrum häufiger; in Deutschland haben nur die Nürnberger Drucker es etwas reichlicher verwendet, nur ganz vereinzelt kommt es anderwärts, in Köln aber meines Wissens überhaupt nicht vor.

#### 4. Signaturen.

Einem ähnlichen Zwecke, wie das Registrum haben die Signaturen gedient, und diese sind im Gegensatz zu jenem zweifellos eine deutsche Erfindung. Der Gebrauch der Signaturen ist vermutlich fast ebenso alt, wie die Druckkunst selbst. Es ist ganz einleuchtend, daß es eines bequemen Hilfsmittels bedurfte, um aus den Haufen roher Druckbogen die Hunderte von Exemplaren eines und desselben Buches zusammenzustellen. Nachweislich hat sich dazu schon Albrecht Pfister in Bamberg 1460/1 der Signaturen bedient, und es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß diese Übung nicht seine Erfindung gewesen ist, sondern daß er sie schon von seinen Lehrmeistern übernommen hat. Diese ältesten Signaturen waren aber natürlich handschriftlich, und sie pflegten so knapp in der rechten unteren Ecke des Blattes angebracht zu werden, daß sie zumeist beim Einbinden des Buches dem Beschneiden zum Opfer gefallen sind.

Der erste, der die Signaturen zugleich mit dem Textsatz durch den Druck hergestellt hat, ist Johann Koelhoff in Köln gewesen. Seine Druckerzeugnisse sind von anfang (1472) an mit Signaturen ausgestattet, die unmittelbar unter der rechten Ecke des Druck-

saßes auf den Doppelblättern angebracht sind, so daß stets die Blätter der ersten Hälfte jeder Lage mit Signaturen versehen sind, während ebenso viele Blätter der zweiten Lagenhälfte der Signaturen entbehren. In Deutschland hat diese Neuerung Koelhoffs eine ziemlich schnelle Verbreitung gefunden. Noch im Jahre 1472 bringt auch der anonyme Drucker der *Gesta Christi* in Speyer in seinen Büchern gedruckte Signaturen an, und seit 1474 kommen sie, wenn auch nicht regelmäßig, in verschiedenen Druckereien sowohl Deutschlands als des Auslandes vor. Allerdings scheinen sich in Italien die handschriftlichen Signaturen etwas länger als in Deutschland neben den gedruckten behauptet zu haben. Ob eine Zwischenstufe zwischen beiden, das Anbringen der Signaturen mittelst Handstempelung, auch zeitlich als eine Mittelstufe gelten kann, ist zweifelhaft. Es scheint allerdings, daß Mentelin in Straßburg schon in dem *Speculum historiale* von 1473 seine Bogen auf diese Weise bezeichnet hat, doch sind handgestempelte Signaturen in den Drucken deutscher Werkstätten eine ziemliche Seltenheit, und gehören fast immer erst einer Zeit an, in der anderwärts die Signaturen bereits in unmittelbarem Anschluß an den Text hergestellt zu werden pflegten.

Häufiger finden sich handgestempelte Signaturen in den Erzeugnissen italienischer Offzinen. Besonders in Mailand scheinen sie eine Zeitlang ziemlich allgemein gebräuchlich gewesen zu sein, bis man auch dort dazu überging, die Signatur mit dem Text zugleich dem Bogen aufzudrucken. Im allgemeinen ist Italien dem deutschen Beispiele etwas zögernd gefolgt. Es kommen zwar seit 1474 in verschiedenen Druckstätten Oberitaliens gedruckte Signaturen in einzelnen Büchern vor, aber es hat verhältnismäßig noch ziemlich lange gedauert, ehe der konsequente Gebrauch der gedruckten Signaturen auch in den italienischen Druckereien die Regel geworden ist.

Sweinheim und Pannartz in Rom, in deren Drucken sich auch handschriftliche Signaturen nachweisen lassen, sollen sich zur Bezeichnung der Bogen in dem *Lactantius* von 1470 (Hain 9808) statt der sonst üblichen Buchstaben des Alphabetes der arabischen Zahlen bedient haben. Der Fall ist etwas zweifelhaft; sicher aber

ist es, daß die Verwendung von Zahlen zur Lagenbezeichnung besonders in Venedig in der Druckerei des Franz Renner ziemlich häufig vorgekommen ist. Der allgemeine Gebrauch ging dahin, daß die Lagen mit den Minuskeln des Alphabetes, die Bogen der Lagen aber mit römischen Zahlen (aber meist mit gotischen Buchstaben wiedergegeben) bezeichnet wurden. Das übliche Alphabet, das dabei zur Anwendung kam, umfaßte 23 Buchstaben (a b c d e f g h i k l m n o p q r s t u x y z), doch kam es bei umfangreichen Drucken nicht selten vor, daß für r, s und u doppelte Formen (2 u. r, s u. f, u u. v) eingesetzt wurden. In den Drucken die auf dem Boden romanischer Länder von romanischen Druckern hergestellt worden sind, wird nicht selten der Buchstabe K ausgelassen, während die deutschen Drucker und solche Ausländer, die aus deutscher Schule hervorgegangen sind, selbst in italienischen, französischen und spanischen Drucken, in denen für das K keine Verwendung ist, an der Beibehaltung des Buchstabens zur Lagenbezeichnung festgehalten haben. Wenn das einfache Alphabet zur Lagenbezeichnung nicht ausreichte, pflegten zunächst einige Abbriviaturzeichen (a, z, 9) zu Hilfe genommen zu werden. Waren aber auch diese nicht ausreichend, so wurde gewöhnlich ein zweites Alphabet von Majuskeln angewendet. An Stelle dieses zweiten Alphabetes hat Franz Renner wohl zuerst 1476 in einem Carcanus Sermonarium (Hain 4508) und in einer Biblia latina (Hain 3063) arabische Zahlen gebraucht, die gelegentlich dann auch einmal ausschließlich statt der Buchstaben verwendet werden.

In mehrbändigen Werken kommt es häufig vor, daß die einzelnen Teile in verschiedener Weise signiert werden; der erste Teil mit dem Minuskel-Alphabet beginnend, der zweite mit dem Majuskel-Alphabet, die weiteren mit doppelten Buchstaben, oder mit Kombinationen von Majuskeln und Minuskeln. Wenn die einzelnen Teile von beträchtlichem Umfange sind, kommen auf diese Weise Signaturen zustande, die sich aus einer ganzen Anzahl, oft 5—6, Buchstaben zusammensetzen. Die juristischen Drucke des Baptista de Tortis in Venedig sind dafür besonders bezeichnende Beispiele.

In den großen venetianischen Druckereien, die oft gleichzeitig eine ganze Anzahl von Druckwerken in der Arbeit hatten, ist

dann auch noch in der Inkunabelzeit ein weiterer Fortschritt herausgebildet worden: die Bezeichnung der einem Druckwerke zugehörigen Bogen durch eine der Signatur beigegebene Norm. Im Gegensatz zu dem modernen Gebrauch, die Norm in die linke Ecke des Blattes und nur die Signatur in die rechte Ecke zu setzen, vereinigt der Gebrauch der Wiegendruckzeit Signatur und Norm rechts unten. Auch besteht die Norm vielfach nicht in einem ausgedruckten Worte, sondern nur in einer dem Titel des Buches entnommenen, oft an sich kaum verständlichen Zusammenstellung von Buchstaben. Durch dieselbe wurde jedoch immerhin erreicht, daß die zu einem Drucke gehörigen Bogen ohne Mühe von den mit der gleichen Signatur bezeichneten Bogen eines anderen Werkes auseinander gehalten werden konnten.

Von diesen regelmäßigen Formen der Signaturen begegnen uns nun aber in den Wiegendruckten eine ganze Menge von Abweichungen, sowohl in bezug auf die Stellung, als auch auf die Form.

In einer Anzahl von Drucken, die ausnahmslos einer frühen Zeit angehören, sind die Signaturen in vertikaler Stellung angebracht, so in mehreren Drucken des Domenico de Lapi in Bologna (Hain 2296, 5180), in einer Rhetorica des Cicero (Meiningen), deren typographischer Ursprung bis jetzt nicht festgestellt werden konnte, und in Drucken des Johannes Brito in Brügge, bei dem die Sache dadurch besonders auffallend wird, daß seine Signaturen mit Blattkustoden verbunden sind. Andere Drucker haben ihre gedruckten Signaturen nicht unmittelbar unter den Text, sondern, wie es bei den handschriftlichen zu geschehen pflegte, so weit gegen den Rand vorgeschoben, daß sie beinahe beim Beschneiden verschwinden mußten. So finden sie sich in den Institutionen des Nicolaus Jenson von 1476 (Hain 9488) und in Drucken des Albrecht Kunne in Memmingen und des Egidius van der Heerstraeten in Löwen. In einem Bonaventura, *De confessione* (Hain 3507) haben Caesar und Stoll in Paris die Signaturen unten links, statt in der rechten Ecke angebracht. Guy Marchand setzt sie einmal (*Consobrinus, De iustitia commutativa*, 1494, Copinger 1753 a) unter die Mitte der Seite, was ihm Jakob

von Breda in Deventer gelegentlich nachmacht. Bei einer ganzen Reihe von Druckern in Deutschland und in Italien kommt es vor, daß die Signaturen nicht unter der letzten Zeile des Textes, sondern neben derselben angebracht sind, und Hans Sporer in Erfurt (Hain 4065) und die Gebrüder Hist in Speyer (Hain 1167, 4117 u. ö.) rücken die Signatur sogar in die letzte Zeile ein. In Nürnberg bei dem Drucker der Rochus-Legende und bei Konrad Kachelofen in Leipzig (Hain 13514, Copinger 4944) stehen die Signaturen nicht auf der Vorderseite des Blattes, sondern auf der Rückseite in der Stellung der Kustoden. Wieder bei anderen Druckern, so bei Paul Friedenperger in Venedig (Copinger 1857) sind die Signaturen rechts oben über dem Texte angebracht. Auch Anton Koberger, der bis 1481 im allgemeinen überhaupt noch ohne Signaturen druckt, hat einmal etwas ähnliches 1479 im Quadragesimo des Johann Gritsch (Hain 8066) geleistet, wo er signaturenartig die Bogen am Kopf mit Alphabetum primum — alphabetum XLVIII bezeichnet hat. Damit kann man wohl in Parallele stellen die besondere Art, mit der Pieter van Os in Zwolle die Sermones des Bonaventura 1479 (Hain 3512) signiert hat. In diesem Drucke trägt jede Rückseite des Blattes einen Buchstaben und die gegenüberstehende Vorderseite eine Zahl; die Buchstaben laufen von a—z, und erst nachdem alle diese in Verbindung mit der Zahl I erschienen sind, beginnt das Alphabet von neuem mit der Zahl II, und das wiederholt sich bis zur Zahl XIV. Verwandt damit ist die eigentümliche Art und Weise, in der die Lagen in einigen Missalien behandelt sind, die teils in Lübeck, teils in Stockholm für nordische Diözesen gedruckt sind. Da ist öfters die Signatur auf dem äußeren Stege in der Mitte der Seite aufgedruckt, während gleichzeitig eine zweite Art von Signaturen, die aber gar nicht den Lagen entspricht, am Kopfe des Blattes angebracht ist. Ganz merkwürdige Experimente hat auch Nicolaus Laurentii in Florenz mit seinen Signaturen gemacht. In einem seiner Drucke (Belcari, Laude s. l. c. a. Hain 2751) wechselt er mit Signaturen und Blattzahlen so ab, daß ein Teil der Blätter nur erstere, ein anderer Abschnitt nur letztere aufweist. Ein anderes Mal (Cherubini, Regula vitae spiritualis &c. 1482, Hain 4935) be-

zeichnet er die achtblättrigen Lagen je mit zwei Buchstaben (mn<sup>s</sup>—ux<sup>s</sup>), die aber auf der Rückseite der ersten Blätter jeder Lage angebracht sind.

Die Grenzen zwischen Signaturen und Blattzählung lassen sich überhaupt nicht immer ganz scharf ziehen. So pflegt Matthaeus Cerdonis in Padua in einer ganzen Anzahl seiner Drucke die Blätter in der Weise zu zählen, daß er die ersten vier Blätter jeder Lage mit Blattzählung versieht, die zweite Hälfte der Lage aber ungezählt läßt. Er ist auch nicht der einzige, der sich dieser Zählungsweise bedient hat.

Auch in der Form der Signaturen kommen allerlei Abweichungen von der Regel vor. Gewöhnlich werden die Signaturen mit den Typen des Textes gedruckt, und aus der Zusammensetzung von Buchstaben und römischen Zahlen gebildet. Die niederländischen Drucker haben eine besondere Vorliebe dafür besessen, für den Druck der Signaturen nicht die Texttypen, sondern eine andere größere Schriftart zu wählen. Ihrem Beispiele sind gelegentlich aber auch französische Drucker gefolgt. In Deutschland hat meines Wissens nur Konrad Kachelofen in Leipzig etwas ähnliches versucht.

Natürlich werden in den Antiqua-Drucken zur Bezeichnung der Bogen innerhalb der Lage ebenfalls im allgemeinen Antiqua-Minuskeln gebraucht. Daneben aber verwenden allerdings gerade die italienischen Drucker bei dem Antiquadruck für die Signaturen arabische Zahlen zu den Buchstaben des Alphabets. Ganz vereinzelt treten auch noch andere Formen der Bezeichnung auf. So kommt es wohl einmal vor, daß ein Drucker statt mit Zahlen seine Signaturbuchstaben mit einer entsprechenden Zahl von Punkten versieht. Ein anderer (Heinrich Quentel in Turrecremata, *De potestate papae*, 1480) versieht das zweite und folgende Blatt mit zwei oder dreimal dem der Lage entsprechenden Buchstaben. Einer Blattzählung wie der des Matthaeus Cerdonis ähnlich ist es, wenn die Blätter der Lage bis zu deren Mitte mit den fortlaufenden Buchstaben des Alphabetes versehen werden, die entsprechenden Doppelblätter dazwischen aber ohne Bezeichnung gelassen werden.

Eine Unregelmäßigkeit liegt dagegen nicht vor, wenn in Quart- und Oktavdrucken nur diejenigen Blätter mit einer Signatur versehen sind, die einem eigenen Bogen zugehören. Es gibt allerdings eine große Anzahl, vielleicht ist es sogar die Mehrzahl der Drucke in kleinem Formate, bei denen die Signaturen blattweise angebracht sind, so daß also auch hier die Blätter der ersten Hälfte jeder Lage Signaturen tragen, während die zweite Hälfte der Lage ohne solche bleibt. An sich ist es aber nach dem eigentlichen Zweck der Signaturen durchaus berechtigt, wenn in einem Quartdrucke je nach der Art der Zusammensetzung (s. o. S. 41) nur das 1. und 2., oder das 1. und 3., und bei einem Oktavdruck überhaupt nur das 1., oder das 1. und 5. Blatt mit einer Signatur versehen sind. Bei den Oktavbänden sind überhaupt auch bis zum Ende der Wiegendruckzeit die Signaturen weit öfter ganz weggeblieben, wie bei den anderen Formaten.

### 5. Blattzählung.

Bei der Besprechung der Signaturen ist schon ein paarmal auch der Blattzählung Erwähnung getan worden. Die Gepflogenheit, die Blätter einer Schrift fortlaufend mit Nummern zu versehen, ist bereits in der Zeit der handschriftlichen Herstellung des Buches so weit verbreitet, daß es nicht überraschen würde, wenn wir ihr schon in einer sehr frühen Periode des Buchdrucks begegnen. Das ist aber unerwarteterweise gerade nicht der Fall. Auch die Blattzählung ist im Frühdruck noch eine ganze Weile der handschriftlichen Ergänzung vorbehalten geblieben, und gedruckte Blattzahlen begegnen uns nur wenige Jahre vor dem Zeitpunkte, wo auch die gedruckten Signaturen in Aufnahme gelangen. Daß dieses Zusammentreffen kaum ein völlig unbewußtes gewesen ist, dürfen wir dem Umstande entnehmen, daß in der ältesten Zeit da, wo der Drucker Blattzählung angebracht hat, gemeiniglich auf die Signaturen verzichtet wird, und umgekehrt.

Für die Inkunabelforschung ist die Blattzählung nur dann von erheblicherer Bedeutung, wenn sie ungewöhnlichere Formen angenommen hat. In der Regel werden Blattzahlen, wo sie vor-

handen sind, in römischen Ziffern in der Type des Druckes hergestellt, so daß Antiquadrucke romanische, gotische Drucke auch gotische Buchstaben zur Blattzählung verwenden. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß die Verwendung von Antiqua-Buchstaben als Zahlzeichen bei deutschen Druckern daheim, und manchmal auch im Auslande (z. B. Paul Hurus in Saragossa) keine Seltenheit ist. Besonders häufig werden dazu größere Typen als die des Textes gebraucht.

Fast alle die Eigentümlichkeiten der Stellung, deren bei den Signaturen gedacht worden ist, kehren auch bei der Blattzählung der Wiegendrucke wieder. Die Blattzählung wird nicht selten so ausgeführt, daß über der Mitte der Rückseite das Wort Folium (vereinzelt kommt dafür auch einmal Pagina vor), an der entsprechenden Stelle der Vorderseite aber die Zahl angebracht wird. Ebenso kommt auch das vor, daß die Tabula eine Blattzählung voraussetzt, die in Wirklichkeit im Druck gar nicht vorhanden ist. Aus den verschiedensten Druckereien fast aller am Frühdruck beteiligten Länder sind gelegentlich Drucke hervorgegangen, in denen die Blattzählung die Stellung der Signaturen (rechts am unteren Rande der Seite) einnimmt, und zwar geschieht dies manchmal auch da, wo auch die Signaturen daneben angebracht sind. Dabei kommt es auch wohl einmal dazu, daß die Blattzahl unter die Mitte der Seite zu stehen kommt. Auch wenn die Blattzahl am Kopf der Seite angebracht wird, ist ihre Stellung nicht immer dieselbe. Im allgemeinen allerdings wird sie entweder über die Mitte der Seite, gelegentlich sowohl auf der Vorder- wie auf der Rückseite gesetzt, oder sie nimmt eine ähnliche Stellung in der oberen Ecke ein, wie in der unteren die Signatur. Es ist etwas ganz ausnahmsweises, daß Guy Marchand (Transitus s. Hieronymi 1498, Hain 8632) einmal die Blattzahl rechts oben so weit hinausrückt, daß sie außerhalb des Satzspiegels zu stehen kommt.

Die Blattzählung mit arabischen Ziffern bürgert sich zuerst bei den venezianischen Druckern ein, und kommt dort in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre zuerst in liturgischen Drucken des Franz Renner vor. In Deutschland bleibt sie während der

ganzen Wiegendruckzeit eine Seltenheit. Das älteste Beispiel dafür ist wohl ein Druck des Helias Heliae in Beromünster (Mammothrectus 1470, Hain 10555), bei dem die erste Hälfte der Lage mit arabischen Ziffern gezählt ist, während gleichzeitig die Spalten jeder Seite fortlaufend mit den Buchstaben des Alphabetes bezeichnet sind. Eine solche Spaltenzählung kommt vereinzelt auch noch in einigen anderen deutschen Drucken der älteren Zeit vor. So hat Johann Guldenschaff in Köln in dem *Lilium circa officium missae* des Bernardus de Parentinis (1484, Hain 12419) die Spalten jeder Seite mit den Buchstaben A—D bezeichnet, und Peter Drach in Speyer hat sogar schon 1478 in seinem *Leonardus de Utino, Sermones de sanctis* (Hain 16135) die Spalten jeder Lage mit Zählung versehen, obwohl der Druck gleichzeitig mit Blattzählung auf der Vorder- und Rückseite der Blätter ausgestattet ist. In weiterem Umfange hat sich aber die Spaltenzählung in Deutschland nicht einzubürgern vermocht. Dagegen hat sie eine ziemlich weite Verbreitung in Italien gefunden, besonders in den zweispaltigen Drucken juristischen Inhalts in großem Folioformat, die für akademische Lehrzwecke hergestellt wurden. Hier tritt die Zählung der Kolumnen häufig an die Stelle der Blattzählung, doch fehlt es auch in Italien nicht an Beispielen, wo beide Zählungsarten nebeneinander herlaufen.

Eine Zählung nach Seiten kommt dagegen in der Wiegendruckzeit so gut wie nirgends vor. Das einzige Beispiel, das ich anzuführen wüßte, ist ein Druck des Aldus Manutius in Venedig (*Perottus, Cornucopiae* 1499, Hain 12706), der daneben die gleichfalls einzigartige Besonderheit aufweist, daß auch die Zeilen jeder Seite, wie in den modernen Schulausgaben der Klassiker, gezählt sind.

## 6. Kustoden.

Ähnlichen Zwecken, wie Signaturen und Blattzählung, haben in der Wiegendruckzeit wohl auch die Kustoden gedient. Als Kustoden bezeichnet man den Abdruck der ersten Worte einer neuen Seite am Fuße der vorausgehenden. Die Kustoden sind

zu ganz allgemeiner Verbreitung gelangt in den Drucken des Reformationszeitalters. In diesen ist es wohl ihre Aufgabe gewesen, beim Lesen, besonders wohl auch beim Vorlesen, dem Auge das Hinübergleiten vom unteren Ende einer Seite zu dem oberen Ende der folgenden zu erleichtern. Für die Frühdruckzeit aber kann man eine solche Bestimmung wohl kaum annehmen. Denn in den Inkunabeln begegnen wir den Kustoden nur ganz ausnahmsweise und nur in den letzten Jahren des XV. Jahrhunderts vereinzelt auch einmal als Seitenkustoden. Im allgemeinen dagegen werden die Kustoden nur am Ende der Lagen, oder signaturartig am Fuße der Doppelblätter angebracht. Auch sie sind also offenbar nur ein Hilfsmittel gewesen, die richtige Zusammensetzung eines Druckwerkes aus den einzelnen Bogen zu gewährleisten. Es spricht für die Richtigkeit dieser Auffassung, daß auch die Kustoden zuerst in der Zeit in Erscheinung treten, als man den gleichen Zweck auch mit Hilfe der Signaturen zu erreichen suchte, und auch da wieder zeigt es sich, daß nur selten Signaturen und Kustoden gemeinsam zur Anwendung gelangten, daß die Drucker vielmehr, vielleicht durch ihre Vorlagen veranlaßt, sich entweder für das eine oder das andere Verfahren entschieden.

Zum ersten Male finden sich gedruckte Kustoden in dem Tacitus (Hain 15218), der in Venedig von Wendelin von Speyer ohne Angabe einer Jahreszahl gedruckt worden ist. Er kann aber kaum nach dem Jahre 1471 entstanden sein, da ihn der Drucker als *artis gloria prima suae* bezeichnet. Seinem Beispiele folgt im Jahre 1472 Baldassare Azzoguidi in Bologna (Antoninus, *Medicina dell'anima*, Hain 1229) und der Umstand, daß sich Kustoden bis zum Jahre 1480 noch bei zehn anderen Druckern Italiens, aber nur ganz vereinzelt in den Erzeugnissen deutscher Druckereien finden, macht es wahrscheinlich, daß auch diese Erfindung, wie die des *Registrum* zuerst auf italienischem Boden in Anwendung gelangt ist. Handschriftlich haben sich Kustoden allerdings auch in deutschen Drucken (Herpf. *Speculum aureum*, Mainz, Schöffers, Hain 8523) schon im Jahre 1474 nachweisen lassen, gedruckt hat sie aber zuerst wieder Johann Koelhoff, der Erfinder der Signa-

turen, in einem Thomas de Aquino, Quaestiones de veritate (Hain 1419) und einem Fliscus Synonima (Copinger 2532), die beide im Jahre 1475 herausgekommen sind. Die Einrichtung hat sich in deutschen Wiegendruckten niemals einer so weiten Verbreitung zu erfreuen gehabt, wie sie sie auf italienischem Boden gefunden hat. Wir können deshalb auch an deutschen Drucken keinerlei Entwicklung der Einrichtung verfolgen, die anscheinend hier nur in der Form der Blattkustoden zur Verwendung gelangt ist.

Anders liegen die Verhältnisse in Italien. Auch Wendelin von Speyer hat seinen Tacitus mit Blattkustoden ausgestattet, dagegen bringen Azzoguidi 1472 und der Drucker von Cicero, Rhetorica, dessen schon oben bei den Signaturen gedacht wurde, ihre Kustoden nur am Ende der Lage an, und zwar beide übereinstimmend in vertikaler Stellung. Diese Form ist für die siebziger Jahre die übliche, doch sind nicht einmal die einzelnen Druckereien konsequent in ihrer Anwendung. So haben Johannes de Colonia und Johann Manthen in Vendig 1474 ein Confessionale des Antoninus de Florentia (Hain 1177) mit Blattkustoden ausgestattet, während eine neue Ausgabe desselben Werkes im Jahre 1476 nur Lagenkustoden aufweist.

Daß die Kustoden hier im wesentlichen als ein Hilfsmittel für die richtige Zusammenlegung der Druckbogen angesehen wurde, ist daraus zu erschließen, daß viele Drucker die Kustoden nur auf dem ersten Blatte des Druckbogens anbrachten, so daß die zweite Hälfte jeder Lage ohne Kustoden blieb. Da aber auf diese Weise keine Hilfe für die richtige Aneinanderreihung der Lagen gegeben war, bürgerte sich allmählich der Gebrauch ein, auch das letzte Blatt der Lage mit einem Kustos zu versehen. Weniger einleuchtend ist es, aus welchem Grunde Christophorus de Canibus in Pavia (Accoltis, De acquirenda possessione 1494) einem Drucke Kustoden am Ende und in der Mitte der Lage gegeben hat, ein Beispiel, das Laurentius und Franciscus de Cennis bei dem Nachdruck des gleichen Werkes mit übernommen haben. Noch unverständlicher aber ist es, wenn Henricus de Colonia in Siena 1486 in einem Accoltis, De soluto matrimonio, Hain 49) Kustoden nur in der Mitte der Lage anbringt, und dieses Verfahren noch 1498

bei Franciscus de Guaschis in Pavia in einem B. de Benedictis, Consilia (Hain 2768) Nachahmung findet. Christophorus de Canibus ist dann dazu übergegangen, Kustoden am Fuße jeder Seite anzubringen, worin ihm allerdings Johann Schall in Mantua schon einmal 1479 vorangegangen war.

Auch in der Stellung der Kustoden lassen sich Verschiedenheiten beobachten. Daß sie ganz vereinzelt in vertikaler Stellung vorkommen, wurde schon erwähnt. Stephanus Corallus druckt in seinem Plinius von 1476 (Hain 13091) auf den unteren Rand jedes Blattes die beiden ersten Worte des folgenden, und in seinem Barbatia, De fidei commissis von 1474 setzt er die Kustoden in die Mitte des Blattes unter beide Spalten. Im allgemeinen bringt es aber die Eigenart der Einrichtung mit sich, daß in ihrer Anwendung keine große Willkürlichkeit Platz greifen konnte.

## B. Der Druck.

### 1. Typenguß.

Über die technischen Einrichtungen, mit deren Hilfe die Wiegendrucke hergestellt sind, besitzen wir zwar eine ganz stattliche Reihe von urkundlichen Nachrichten, allein sie sind doch weder so erschöpfend noch auch so eindeutig, daß wir ein vollkommen klares Bild von dem ältesten Buchdruck gewinnen könnten. Außerdem reichen diese dokumentarischen Quellen natürlich auch nicht bis in die ersten Anfänge der Druckerkunst zurück, und so hat es geschehen können, daß sich unter den Inkunabelforschern verschiedene stark von einander abweichende Meinungen über die Technik des Frühdrucks haben bilden können. Deren kritische Behandlung gehört aber der Geschichte der Druckerkunst an; für die Inkunabelkunde kommen sie nur so weit in Frage, als sie für das richtige Verständnis der Wiegendrucke von Bedeutung sind.

Gutenberg hat bereits für seine ältesten Druckversuche eine Anzahl von Mitarbeitern geworben, und hat daneben auch noch einen Tischler und einen Goldarbeiter mit dem was zum Drucken

gehört, beschäftigt. Daraus dürfen wir von vornherein schließen, daß zur Ausübung der Buchdrucks eine Mehrzahl von Personen nötig war, und daß deren Funktionen nicht immer ganz die gleichen gewesen zu sein brauchen. Insofern allerdings hat sich der Buchdruck baldigst von fremder Hilfe frei zu machen gewußt, daß diejenigen Leistungen, die Gutenberg dem Tischler oder dem Goldarbeiter überlassen hatte, von den Druckern selbst ausgeführt wurden. Wir erfahren unzweideutig, daß der Bau der Druckerpressen, an sich wohl eine Arbeit des Tischlers, sowie der Schriftschnitt, der in das Arbeitsgebiet des Goldschmieds passen mochte, in der Regel von den Buchdruckern selbst bewerkstelligt wurde. Selbst eine so schwierige Arbeit, wie die Herstellung eines Gießinstrumentes, gehörte zu den Kenntnissen, die der gelernte Meister des Buchdrucks besitzen mußte. Trotzdem läßt sich auch schon in der frühesten Zeit des Buchdrucks — unsere Nachrichten darüber reichen ungefähr bis in das Jahr 1470 zurück — eine gewisse Arbeitsteilung im Betriebe der Druckereien verfolgen. Es wird wohl kaum irgendwo einmal eine Druckerwerkstatt bestanden haben, in der ein einzelner Meister alle die mit seiner Kunst zusammenhängenden Handgriffe ganz ohne andere Hilfe allein wahrgenommen hat. Das würde zur Folge gehabt haben, daß er eine so außerordentlich lange Zeit zur Herstellung jedes einzelnen Druckwerkes benötigt hätte, daß für ihn seine Arbeit nicht ausreichend lohnend gewesen oder daß seinen Auftraggebern wahrscheinlich mit der Zeit die Geduld ausgegangen wäre. Wahrscheinlich ist es vielmehr an allen Orten und zu allen Zeiten so gewesen, wie es schon Gutenberg bei seinen ersten Versuchen gehalten hatte, daß sich zum Betriebe einer Druckerei eine Mehrzahl von Personen zusammengetan hat.

Wie groß die Zahl dieser Personen gewesen ist, wird naturgemäß von dem Umfange des Betriebes abgehangen haben. Eine Druckerei, die mit 4–6 Pressen gearbeitet hat — und ein solcher Umfang läßt sich für einzelne Werkstätten urkundlich nachweisen, aus denen, soweit wir wissen, kaum mehr als ein einziges umfänglicheres Druckwerk hervorgegangen ist — wird selbstverständlich ein weit zahlreicheres Personal beschäftigt haben, als eine Offizin,

die nur eine einzige Presse besaß. Aber auch eine solche hat mindestens 4—5 Menschen beschäftigt. Wir erfahren das aus der Presse des Johann Luschner auf dem Montserrat, die nur über eine Presse verfügte, von der wir aber hören, daß außer dem Meister selbst zwei Setzer, zwei Drucker, ein Bereiter der Farbe und ein Mann zur Bedienung der Presse dazu gehörten, und daß noch eine weitere Hilfskraft hinzuberufen wurde, als sich die Notwendigkeit herausstellte, neues Schriftmaterial herzustellen. Wir erfahren aber aus dieser und aus anderen Quellen, daß alle diese Verrichtungen von den Buchdruckern selbst wahrgenommen, daß also nicht mehr, wie zu Gutenbergs Zeit, andere Handwerker zu einzelnen Hilfsleistungen in Anspruch genommen wurden. Das gilt insbesondere auch für Schriftstich und Schriftguß, und die mehrfach geäußerte Ansicht, daß es bereits in der Frühdruckzeit gewerbsmäßige Hersteller von Druckschriften gegeben habe, von denen die Drucker das benötigte Schriftmaterial hätten beziehen können, steht im vollkommenen Widerspruch mit dem, was uns die urkundlichen Quellen erkennen lassen.<sup>1)</sup>

Das schließt natürlich nicht aus, daß die in jeder Werkstatt nötige Arbeitsteilung dahin führte, daß ein einzelner Geselle vorzugsweise als Setzer oder als Drucker oder als Schriftgießer verwendet wurde, und in dieser Eigenschaft von einer Druckerei zur andern übertrat. Ein solcher Fall wird schon aus dem Jahre 1476/7 überliefert, wo ein gewisser Crafft in seiner Eigenschaft als Schriftgießer nach Rom übersiedelt, nachdem er zuvor in Foligno und Perugia in gleicher Eigenschaft tätig gewesen war. Die Frage des Schriftgusses hat für die Inkunabelforschung insofern eine besondere Bedeutung, weil es von ihrer Beantwortung abhängt, ob man die Bestimmung des Ursprungs eines Wiegendruckes nach den darin verwendeten Typen als beweisend anerkennen muß oder nicht. Aus diesem Grunde war die Feststellung notwendig, daß das Gießen der Schriften in der Frühdruckzeit eine eigene Angelegenheit jeder einzelnen Druckwerkstätte gewesen

<sup>1)</sup> Vergl. meinen Aufsatz: Schriftguß und Schriftenhandel in der Frühdruckzeit in Zentralbl. f. Bibl., Bd. 41, S. 81 ff.

ist, und daß die Drucker mit wenigen Ausnahmen, die erst den letzten Jahren des XV. Jahrhunderts angehören, immer darauf bedacht gewesen sind, den von ihnen verwendeten Typen einen individuellen Charakter zu verleihen.

## 2. Druckerpresse.

Während wir für die Erkenntnis der Schriftgestaltung ausschließlich auf urkundliche Quellen angewiesen sind, stehen uns für die Untersuchung des eigentlichen Druckgeschäftes neben diesen noch andere wertvolle Quellen zur Verfügung. Es sind dies die Abbildungen der Druckerpresse oder der Buchdruckerwerkstatt, die uns aus dem XV. und XVI. Jahrhundert überliefert sind.<sup>1)</sup> Die älteste Darstellung der Druckerpresse findet sich als Büchermarke des *praelium Ascensianum* bereits auf einem Drucke des Jahres 1499, und eine sorgfältige Prüfung dieser und der folgenden Abbildungen hat zu der Überzeugung geführt, daß wir es in diesen Bildchen mit sehr sorgfältig gearbeiteten und sehr erschöpfend gestalteten Darstellungen zu tun haben. Ihre Glaubwürdigkeit wird dadurch außerordentlich bekräftigt, daß sie sich in bezug auf die technischen Veranstaltungen untereinander alle in völliger Übereinstimmung befinden, und daß sie erkennen lassen, daß Gestalt und Art der Verwendung der Druckmaterialien sich im Laufe eines Jahrhunderts kaum irgendwie erheblich verändert haben. Da nun aber Umwälzungen in der Technik im XV. und XVI. Jahrhundert erheblich seltener waren, als wir es in unserer schnelllebigen Zeit heutzutage gewohnt sind, so dürfen wir wohl aus dieser Übereinstimmung der Darstellungen den Schluß ziehen, daß sie auch im wesentlichen mit den Einrichtungen des vorausgegangenen halben Jahrhunderts übereinstimmen werden. Das bedeutet aber, daß sie uns ein annähernd getreues Bild von dem Zustande einer Buchdruckerei vermitteln, wie sie in der Frühdruckperiode ausgestattet gewesen ist.

<sup>1)</sup> Enschede, *Houden handpersen in de zestiende eeuw*, in *Tijdschrift voor boek-en bibliothekwezen* IV (1906) S. 195 ff. 262 ff. Madan, *Early representations of the printing press* in: *Bibliographica* I (1895) S. 223 ff. 499 ff.

Was wir daraus erkennen können, ist das Folgende. Die aus Holz aufgebaute Druckerpresse besteht aus einem Tisch, dessen Platte aber nicht feststeht, sondern vermittelt einer Kurbel in horizontaler Richtung verschiebbar ist. Es ist dies die Führung (Duktor), wie sie auch in jeder modernen Presse noch üblich ist. Auf ihr finden die Formen, d. h. der für den Druck zurecht gemachte Satz, ihren Platz. An ihrem Ende befindet sich der Rahmen, der dazu bestimmt ist, den Papierbogen aufzunehmen, mit einer Anzahl von Stiften (Punkturen) in seiner Lage festzuhalten, und ihn dann so auf den Satz zu legen, daß seine Ränder (Stege) durch einen Rahmen vor der Berührung mit dem eingefärbten Satz geschützt werden. Das Papier, in der Inkunabelzeit ungeleimt, wird vor dem Einlegen feucht gemacht, und muß deshalb auch, nachdem es bedruckt worden ist, zum Trocknen aufgehängt werden. Die von dem Rahmen bedeckte Führung wird dann unter den Tiegel geschoben, der an einer vertikalen Kurbel befestigt ist, die durch Drehung den Tiegel fest auf den darunter geschobenen Satz preßt, auf dem der Rahmen mit dem Papier aufliegt.

Bemerkenswert dabei ist, daß in den alten Darstellungen der Tiegel nicht die gleiche Größe besitzt wie die Führung, sondern anscheinend nur die Hälfte von deren Fläche bedeckt. Dieser Umstand ist ausschlaggebend für die Beurteilung, ob die Druckwerke seitenweise oder bogenweise, in Formen, hergestellt sind. Der Druck in einzelnen Seiten ist jedenfalls das Ursprüngliche gewesen. Er verrät sich gemeiniglich dadurch, daß es dem Drucker bei diesem Verfahren nur selten gelingt, die auf dem gleichen Bogen nacheinander abgedruckten Satzkolumnen in eine völlig gleiche Stellung zu bringen, so daß sie in Höhe und Breite, oder auch selbst in der Ausrichtung der Zeilen einander nicht vollkommen entsprechen. Die Untersuchungen nach dieser Richtung haben zu dem Ergebnisse geführt, daß der seitenweise Druck nicht notwendigerweise immer ein Zeichen besonders hohen Alters des betreffenden Werkes ist. Vielmehr zeigt es sich, daß besonders bescheiden ausgestattete Druckwerkstätten auch in verhältnismäßig später Zeit gelegentlich ihre Drucke seitenweise

hergestellt haben. Geschehen ist dies vermutlich deshalb, weil die Führung der betreffenden Presse nur die einfache Tiegelgröße besessen hat, so daß also nur dann eine Form (zwei Seiten) gemeinsam zum Abdruck gelangen konnten, wenn ihr Umfang die Maße des Tiegels nicht überstieg.

Die Dimensionen der Führung haben es nun aber ermöglicht, daß der Druck in einzelnen Seiten auch dann noch erfolgen konnte, wenn die Form die doppelte Größe des Tiegels hatte. Es ist deshalb anzunehmen, daß der Druck in einzelnen Seiten noch viel länger in der Übung gewesen und in weit bedeutenderem Umfange angewendet worden ist, als uns die alten Drucke durch die Abweichungen in der Stellung des Satzes verraten. Es bestand nämlich die Möglichkeit, auf der Führung den Satz von zwei Seiten zu vereinen, dann aber zunächst nur die eine Seite unter dem Tiegel zum Abdruck zu bringen, und erst durch einen neuen Hebeldruck die Führung so weit unter dem Tiegel weiter zu schieben, daß nunmehr auch die zweite Seite abgedruckt wurde. Das Papier wurde dabei durch die Punkturen genau in seiner Lage festgehalten, so daß die auf diese Weise gewonnenen Abdrucke in ihrer Stellung zueinander ebenso genau übereinstimmen mußten, als ob sie durch einen einzigen Tiegeldruck hergestellt worden wären. Ob ein Druck seitenweise oder in Formen hergestellt ist, läßt sich vielfach noch heute an den Exemplaren nachweisen. Der starke Tiegeldruck auf das kräftige feuchte Papier hat nämlich meist bewirkt, daß der Eindruck der Typen auf der Gegenseite erkennbar geblieben ist, und erst bei dem Widerdruck von dessen Satz flach gedrückt worden ist. Man kann also häufig unschwer feststellen, welches die Schöndruckseite und welches die Widerdruckseite ist. Stellt sich nun dabei heraus, daß sämtliche Rektoseiten einer Lage nur eine Art des Druckes aufweisen, so muß der Druck seitenweise erfolgt sein, denn beim Abdruck in Formen wird je eine Rekto- und eine Versoseite gemeinsam abgezogen. Solche Untersuchungen haben ergeben, daß bis gegen 1470 der größere Teil der Inkunabeln seitenweise abgedruckt ist, und daß z. B. sogar die ältesten Quartdrucke des Ulrich Zell in Köln seitenweise gedruckt sind.

Daß diese Art des Verfahrens noch bis zum Ende der Wiegendruckzeit möglich gewesen ist, das müssen wir aus den Abbildungen der Druckerpressen schließen. Nur ist damit nicht gesagt, daß das Verfahren noch immer zum Druck einzelner Seiten Anwendung gefunden habe. Bei entsprechender Größe der Formen und des Papiers konnten vielmehr in derselben Weise jetzt je zwei Seiten gleichzeitig, und vier Seiten ohne die Führung zu öffnen abgedruckt werden.

### 3. Punkturen.

Die Punkturen, d. h. die Spuren der Stifte, die das Papier bei dem Abdruck in seiner Lage zu halten bestimmt waren, mußten natürlich so weit außerhalb des Satzspiegels angebracht werden, daß sie von dem Drucke des Spiegels nicht betroffen wurden. Man kann sie deshalb bei stärker beschnittenen Bänden vielfach nicht mehr erkennen. Sie sind anfangs in größerer Anzahl (6—8) an allen vier Rändern des Satzspiegels (den äußeren Stegen) angebracht worden. Mit der Zeit wurde ihre Zahl vermindert, da sich vermutlich in der Praxis herausstellte, daß der geschlossene Rahmen einen Teil ihrer Funktionen zu übernehmen imstande war, so daß schon wenige Punkturen genügten, das Papier in der richtigen Lage zu erhalten. Die wichtigste Funktion der Punkturen bestand darin, das Register zu erhalten, d. h. dafür zu sorgen, daß der Bogen, wenn seine Rückseite bedruckt werden sollte (Widerdruck), genau in derselben Stellung auf den Satz zu liegen kam, wie beim Abdruck der Vorderseite (Schöndruck). Der umgedrehte Bogen mußte also genau wieder mit den durchlochten Stellen auf die Punkturen zu liegen kommen. Punkturen lassen sich aber nur bei den Inkunabeln der älteren Wiegendruckzeit erkennen. Der Grund dafür liegt vermutlich darin, daß weiterhin die Punkturen von den äußeren Stegen in die Mitte des Bogens (Bundsteg) verlegt worden sind. Hier aber sind sie infolge des Brechens des Bogens und durch die Heftung beim Einbinden unkenntlich geworden.

Eine noch ungeklärte Schwierigkeit für die Beurteilung der Punkturen ergibt sich daraus, daß sie anscheinend immer von der

Rectoseite nach der Versoseite durchgestochen sind. Eigentlich müßte man das Gegenteil erwarten, denn wenn die Stifte für die Punkturen nicht an dem Rahmen, sondern an der Form angebracht worden wären, wäre ja der Rahmen zwecklos und das Abheben des bedruckten Blattes sehr unbequem geworden. Die Sache wird dadurch noch verwickelter, daß Abdrücke von Stoffunterlagen auf einzelnen Bogen mancher Wiegendrucke es wahrscheinlich machen, daß wenigstens manchmal nicht nur ein, sondern gleichzeitig mehrere Druckbogen auf den Punkturen befestigt gewesen sind. Die Annahme, daß die Bogen zunächst mit Hilfe von Punkturen an der Form scharf mit dem Saße ausgerichtet, und erst dann auf entsprechende Punkturen im Rahmen übertragen worden seien, würde zwar die Sache erklären, aber das Verfahren erscheint doch so umständlich und sein Vorteil so geringfügig, daß man diese Erklärung wohl noch nicht als endgültig ansehen kann. Weitere Untersuchungen werden vielleicht darüber noch neues Licht verbreiten.

#### 4. Spalten.

Für die Anordnung des Drucksatzes in Langzeilen oder in doppelten Spalten ist letzten Endes wohl die willkürliche Entschließung des Druckers entscheidend gewesen. Man wird aber annehmen dürfen, daß auf diese die Gestalt der Vorlage von wesentlichem Einfluß gewesen ist, anfangs der handschriftlichen, weiterhin aber auch der gedruckten, und so ist es gekommen, daß sich für gewisse Gattungen von Werken eine feste Gewohnheit gebildet hat, die kein Nachdrucker zu durchbrechen wagen durfte, ohne die Absatzfähigkeit seiner Ausgabe zu gefährden.

Gutenberg hat die 42zeilige Bibel in zweispaltigem Saße gedruckt, obwohl deren große Typen auch bei einem Saß in Langzeilen eine bequeme Lesbarkeit gewährleisten hätten. Es ist eine eigentümliche Tatsache, daß, vielleicht doch von diesem Vorbilde beeinflusst, fast alle mit Missaltypen gedruckten Texte zweispaltigen Saß aufweisen, selbst in einem so extremen Falle, wie bei den Drucken des Guillaume Leroy in Lyon in kleinem Folioformate (Clamades. Copinger 1653. *Quinze joies du mariage*, Copinger 5020),

bei denen kaum mehr als 20 Buchstaben in der Kolumne Platz finden. Vor allem sind fast sämtliche Bibeldrucke und alle liturgischen Bücher zweispaltig gedruckt worden. Eine Ausnahme von dieser Regel bildet nur das Psalterium, dessen selbständige wiederholte Ausgaben fast ausnahmslos in Langzeilen gesetzt sind, obwohl der gleiche Text als Bestandteil des Breviers stets zweispaltig auftritt. Ob man dafür mehr das Vorbild der Psalterdrucke von 1457 und 1459, oder bereits eine Gepflogenheit der handschriftlichen Überlieferung verantwortlich zu machen hat, wage ich nicht zu entscheiden.

Eine gewisse Vorliebe für den Druck in Langzeilen scheinen die ältesten Straßburger Drucker besessen zu haben, und die gewaltigen Seiten ihrer Großfoliodrucke in Langzeilen sind für ein schnelles Lesen wenig bequem. Auch Sweinheim und Pannartz und nach ihrem Vorgange die Mehrzahl der italienischen Erst-drucker bevorzugten den Satz in Langzeilen. Allerdings hängt das wohl damit zusammen, daß sie in so großem Umfange die Texte der griechischen und römischen Klassiker herausbrachten. Für deren Werke ist der einspaltige Satz die kaum durchbrochene Regel.

Dagegen werden wiederum die Rechtstexte mit ihren Kommentaren von Anfang an sowohl in Deutschland wie Italien so gut wie ausnahmslos zweispaltig gedruckt, obwohl dabei gelegentlich auf die einzelne Kolumne nur wenige Zeilen des Textes zu stehen kamen.

In den späteren Jahren der Inkunabelzeit ist neben der Gewohnheit wohl vor allem die Größe der für den Druck gewählten Schrift für die Anordnung des Satzes maßgebend gewesen. Je mehr die Drucker darauf ausgingen, durch die Wahl immer kleinerer Typensorten an dem Umfange ihrer Erzeugnisse zu sparen, um so mehr mußten sie zu der Überzeugung gelangen, daß die bequeme Lesbarkeit ihrer Texte gefährdet würde, auch wenn sie nur im Quartformat den Satz in Langzeilen beibehalten wollten. Diese Erkenntnis hat sich bei den italienischen Druckern am raschesten Bahn gebrochen, wie sie denn überhaupt fast in allen druck-technischen Dingen die fortschrittlichsten gewesen sind. Am rückständigsten sind in dieser Beziehung die französischen Werkstätten geblieben, aus denen Quartausgaben in Langzeilen hervorgegangen

sind, deren Typen so klein waren, daß das Auge des Lesers große Mühe hat, bei der Rückkehr zum Zeilenanfang nicht von der Linie abzuirren.

### 5. Schriftgrade.

Von großem Einfluß auf die Gestaltung des Satzes ist das Bestreben der alten Drucker gewesen, mit dem Papier zu sparen. In Italien, wo die Papierfabrikation schon vor der Erfindung der Buchdruckerkunst eine größere Ausdehnung gewonnen hatte, deren Wirkung sich naturgemäß in einer Verbilligung des Fabrikates äußerte, tritt die Rücksicht auf Papierersparnis nicht in gleichem Maße stark in die Erscheinung, wie anderwärts. Für die deutschen Drucker der älteren Inkunabelzeit ist aber das Papier ein überaus kostbarer Gegenstand, und ihre Bemühungen, sparsam damit umzugehen, sind vielfach recht augenfällig.

Man hat annehmen zu dürfen geglaubt, daß Gutenberg, in dessen Händen sich ja zweifellos auch die Type der 36zeiligen Bibel ursprünglich befunden hat, den Bibeldruck zunächst mit dieser Schrift geplant habe. Bekanntlich bilden die ersten Blätter der 36zeiligen Bibel einen eigenen, textlich unabhängigen Druck, während von Blatt 6 ab der ganze Rest sich als ein Nachdruck der 42zeiligen Bibel herausstellt. Gutenberg habe sich aber dann durch die Rücksicht auf die Papierersparnis dazu bewogen gefühlt, für das Bibelwerk doch noch eine neue kleinere Schrift zu gestalten. Daß bei dem Druck der 42zeiligen Bibel das Bestreben, Papier zu sparen, eine erhebliche Rolle gespielt hat, dafür liefert das Druckwerk selbst die unwiderleglichsten Beweise. Es ist ja überhaupt gar nicht in 42zeiligem Satz begonnen, sondern der ursprüngliche Satz der ersten Bogen weist nur 40 Zeilen auf. Dann ist auf wenigen Blättern mit einem Satz von 41 Zeilen experimentiert worden, und erst nachdem in zwei Seferabschnitten schon 18 Seiten in dieser Weise ausgedruckt worden waren, ist Gutenberg endgiltig zu dem Satz in 42 Zeilen übergegangen, in dem dann auch Teile des ursprünglichen Druckes neu gesetzt worden sind.

Wenn man in gleich eingehender Weise die Untersuchung auf alle die ältesten Drucke ausdehnen wollte, würden sich vielleicht

auch noch andere Zeugnisse für ähnliche Vorgänge beibringen lassen. Jedenfalls ist bei den Buchdruckern der frühesten Zeit das Bemühen unverkennbar, durch Erhöhung der Zeilenzahl auf der Seite den Umfang des Druckes zu verringern, und damit Papier zu ersparen. Man kann es fast als eine Regel aufstellen, daß von zwei Ausgaben ein und desselben Werkes diejenige von vornherein als die ältere angesehen werden darf, die die geringere Zahl von Zeilen auf der einzelnen Seite aufweist.

Eine Grenze fand dieses Bestreben zunächst an der Größe des Rahmens. Die Inkunabeldrucker haben in der ältesten Zeit aus ästhetischen Gründen ihre Druckwerke außerordentlich breitrandig gestaltet. Man ist imstande gewesen, für das Ebenmaß ihrer schönen breiten Stege fast bestimmte Gesetze zu ermitteln. Jedenfalls war die Ausnützung des Papiers in den ältesten Drucken keineswegs eine weitgehende. Dieser Umstand ermöglichte es den Druckern, zunächst den Satzspiegel zu vergrößern, ohne daß sie dazu eines größeren Papierformates bedurften. Natürlich aber fand diese Vergrößerung des Satzspiegels eine Grenze an den Maßen der Presse. Vor allem waren es die Dimensionen des Tiegels und der Führung, die sich nicht so leicht erweitern ließen, als die des Satzrahmens. So ist es gekommen, daß nach einer Periode des Experimentierens, bei der besonders die breiten Stege der ältesten Drucke sich eine Reduktion gefallen lassen mußten, sich wieder normale Formate ausbildeten, innerhalb deren eine bessere Ausnützung des Papiers nur durch eine Verkleinerung der gewählten Schriftsorten zu erreichen war.

Wenn die Verringerung der Schriftgrößen in den Inkunabeln nicht besonders stark in die Augen fällt, so liegt das vor allem daran, daß sich gleichzeitig eine immer mannigfaltigere Gestaltung des Schriftsatzes entfaltet. Während die ältesten Drucker zunächst meist nur mit einer einzigen Schriftgröße druckten, wurde es im Laufe der Zeit immer mehr gebräuchlich, in ein und demselben Drucke eine Mehrzahl von Typen in verschiedener Größe zu verwenden. Es dauerte nicht allzu lange, bis einzelne Drucker geradezu einen Ehrgeiz darin setzten, über ein umfängliches Material von Schriftsorten in den verschiedensten Größen zu verfügen. Die

Schrifttafel, mit der sich Erhard Ratdolt nach seiner Übersiedelung in seine Vaterstadt Augsburg dem Publikum empfiehlt, ist dafür ein sprechender Beweis. Das Bestreben der Drucker ging nun aber dahin, diese Vielgestaltigkeit ihrer Setzkästen möglichst auch in dem einzelnen Druckwerk zur Geltung zu bringen. So kommt es, daß wir schon in der Inkunabelzeit gelegentlich in einem einzigen Druckwerke 6—8 verschiedene Schriftsorten verwendet finden, und in einem Drucke des XVI. Jahrhunderts (*Historia horarum canonicarum* s. Hieronymi et s. Annae. Augsburg 1512) konnte Erhard Ratdolt sich rühmen, nicht weniger als 13 verschiedene Typen zu seiner Herstellung verwendet zu haben.

Daß die Verringerung der Schriftmaße für die Eigenart ihrer Formen nicht günstig sein konnte, ist einleuchtend. Die kleinen Typen boten rein äußerlich nur wenig Raum für die Anbringung von verzierendem Beiwerk. Sie stellten aber an sich größere Anforderungen an das Auge des Lesers, und diese durften nicht noch vermehrt werden durch die Wahl von Formen, deren Eigenart dem Leser vielleicht ungewöhnlich war. So greift besonders bei den Schriften kleinerer Grade immer mehr eine gewisse Gleichförmigkeit Platz, die im Laufe der Zeit dazu führt, daß auch die größeren Brotschriften und schließlich selbst die Auszeichnungsschriften einander immer ähnlicher werden. Die Inkunabelzeit hat den Endpunkt dieser Entwicklung nicht mehr gesehen. In der Reformationszeit aber wird schon der Buchdruck fast aller Länder von einem nationalen Stile beherrscht, hinter dem die individuelle Eigenart mehr und mehr verschwindet.

## 6. Formen.

Solange der Druck seitenweise erfolgte, bot die Anordnung des Satzes dem Drucker keine besonderen Schwierigkeiten. Auch der zweispaltige Satz vermehrte sie nicht wesentlich. Erst der Druck von Formen, die aus einer ganzen Reihe von Satzstücken zusammengesetzt wurden, erforderte besonders bei der Verwendung der kleineren Formate eine größere Aufmerksamkeit. Es fehlt denn auch nicht an Proben davon, daß diese nicht in

ausreichender Weise obgewaltet hat. In dem Cicero, *De natura deorum* von 1471 (Hain 5334) hat Wendelin von Speyer die letzten Blätter der ersten (Vorstücke) und zweiten Lage vertauscht; der Fehler ist aber noch vor der Ausgabe entdeckt, und die Blätter sind ausgeschnitten und auf Fälze gesetzt worden. Überhaupt finden sich solche Fehler vielfach nur bei einem Teile der Exemplare, ein Beweis, daß sie während des Druckes bemerkt und berichtigt worden sind.<sup>1)</sup> Wenn auch solche Versehen schon bei den älteren Druckern vorkommen, so läßt sich doch erkennen, daß sie meistens weniger die Folge von Unbeholfenheit, als von mangelnder Sorgfalt gewesen sind. Nicht immer beschränkten sie sich darauf, daß die Seiten einer Lage vertauscht wurden. Es kommt auch wiederholt vor, daß ein und dieselbe Seite zweimal in die Form eingesetzt und dafür eine andere ganz ausgefallen ist. In dem Herodotus des Jacques Lerouge von 1474 wird der Text von Bl. 155<sup>b</sup> und 156<sup>a</sup> ein zweites Mal abgedruckt auf Bl. 161<sup>b</sup> und 170<sup>a</sup>, aber hier ist damit kein Ausfall eines anderen Textes verbunden. Bei dem Vergilius des Baptista de Tortis von 1483 (Copinger 6049) aber ist Bl. b<sub>4</sub> und b<sub>5</sub> beiderseits mit dem gleichen Texte bedruckt, während der Text der Rückseiten ausgefallen ist. Ein ähnlicher Vorgang wiederholt sich bei dem Mancinellus, *De floribus*, Venedig, Stagninus 1498 (Hain 10618), bei dem nicht nur Bl. E 5<sup>b</sup> und E 6<sup>a</sup> ihre Plätze vertauscht haben, sondern es ist auch F 2<sup>b</sup> und F 3<sup>a</sup> mit dem gleichen Text bedruckt, wofür an anderer Stelle eine Seite ausgefallen ist. Daß solche Fehler selbst in anerkannt guten Druckereien vorkommen konnten, das beweist der Mammothrectus des Nicolaus Jenson von 1479 (Hain 10559), in dessen Lage 1 vier Seiten ihre Plätze vertauscht haben. Dasselbe ist in der Lage o des Diogenes, *Vitae philosophorum*, Venedig, Locatellus 1490 (Hain 6202) vorgekommen.

<sup>1)</sup> Weitere Beispiele: *Repetitiones diversorum doctorum*, Wendelin von Speyer 1472 (Hain 9884. BMC. V. 161). — *Vita et transitus b. Hieronymi*, Pasquale 1485 (Hain 8631. BMC. V. p. 391). — *Ptolemaeus, Geographia*. Turre 1490 (Hain 13541. BMC. IV. p. 133). — *Petrarca, Trionfi, Piasi*. 1492 (Hain 12773. BMC. V. p. 270). — *Philelphus, Epistulae*. Benalius 1493 (Hain 12942. BMC. V. p. 375) u. a. m.

Alle diese Versehen sind natürlich beweisend dafür, daß die betreffenden Drucke in Formen abgedruckt sind, und ergeben z. B. daß Jenson 1479 vier Quartseiten gleichzeitig abziehen vermochte.

Die Drucker stellten sich im übrigen bei dem Satze bald noch andere Aufgaben. In den Handschriften des römischen und kanonischen Rechtes hatte sich der Gebrauch herausgebildet, den Kommentar zu den Texten so zu schreiben, daß er diese auf drei oder auf allen vier Seiten umfaßte. In dem Bestreben, mit dem Druckwerke die handschriftliche Vorlage möglichst vollkommen zu ersetzen, haben die Drucker auch dies Verfahren nachzubilden verstanden. Schon im Jahre 1460 haben Fust und Schöffer in dem Clemens V, Constitutiones (Hain 5410) diese Anordnung auch im Druck zu bewerkstelligen verstanden, und dieser *modus modernus*, wie er in einem Vertrage des Andreas Belfortis im Jahre 1473 bezeichnet wird, hat sowohl bei den deutschen Druckern wie bei den Meistern des Auslandes bald allgemeine Verbreitung gefunden.

Auch sonst stellte die Entwicklung des Buches die Drucker in bezug auf den Satz immer einmal wieder vor neue Aufgaben. Schon in sehr frühen Mainzer Drucken sind an einzelnen Stellen am Anfange eines neuen Abschnittes größere Räume ausgespart worden, die offenbar dazu bestimmt waren, handschriftlich mit einer Miniaturmalerei ausgefüllt zu werden.<sup>1)</sup> Bald sind aber die Drucker ganz allgemein dazu übergegangen, auch diese Malereien durch gedruckte bildliche Darstellungen zu ersetzen, bei denen es allerdings während der ganzen Frühdruckperiode üblich geblieben ist, sie mit der Hand zu kolorieren. Es ist eine strittige Frage, wie weit dem Holztafeldruck eine Stellung unter den Vorstufen des Buchdrucks zukommt. Eingehendere Untersuchung hat zu

<sup>1)</sup> Z. B. Bonifacis VIII., *Sextus Decretalium*, Schöffer 1465, 1470, 1473, 1476 (Hain 3586, 3587, 3590, 3593) Kesler s. a. (Hain 3585). Gratianus, *Decretum*, Eggstein 1471 (Hain 7883) *Biblia ital.*, Ambergau 1471 (Hain 3148) Berchorius. *Biblia moralisata*. C. W. 1474 (Hain 2795) Panormitanus, *Super II Decretalium*. Koelhof 1477 (Hain 12323) Clemens V., *Constitutiones*. Koberger 1482 (Hain 5427) u. a. m.

dem Ergebnis geführt, daß der größte Teil der xylographischen Drucke, die auf uns gekommen sind, erst in einer Zeit entstanden ist, in der auch der Buchdruck schon seine ersten Entwicklungsstufen überwunden hatte. Zweifellos aber reichen die Anfänge des Holztafeldruckes weiter zurück als die des Buchdrucks, der Drucker konnte also an den Erzeugnissen der Briefmaler sich ein Beispiel nehmen, wie man bildlichen Schmuck mit textlichen Erläuterungen in gemeinsamem Abdruck vereinigen konnte. Der erste, der es unternahm, ein gedrucktes Buch mit bildlichen Darstellungen in Holzschnitt zu schmücken, war Albrecht Pfister in Bamberg, dessen volkstümliche Drucke aus den Jahren 1461 und 1462 mit zahlreichen Abbildungen geschmückt sind. Weiterhin haben sich die Zainer in Augsburg und in Ulm und Bernhard Richel in Basel unter den älteren Druckern durch die Holzschnitte ihrer Bücher ausgezeichnet. Im Auslande war es Ulrich Hahn, der zuerst 1467 die *Meditationes vitae Christi* des Johannes de Turrecremata mit einer größeren Zahl von Abbildungen ausstattete, die angeblich den Originalgemälden in der Kirche S. Maria sopra Minerva zu Rom nachgebildet waren. Der Holzschnittschmuck der Inkunabeln ist eine ihrer interessantesten und reizvollsten Seiten, und hat zu einer großen Reihe von Veröffentlichungen in allen Ländern Anlaß gegeben. Neuerdings hat G. Schramm einen Anlauf dazu genommen, den gesamten Bestand der Wiegendrucke an Holzschnitten in einer großen Serie von Einzelpublikationen zu reproduzieren, deren jede einem einzelnen Drucker gewidmet ist. Wenn es gelänge, dies Unternehmen durchzuführen, so würde damit eine schöne Materialsammlung als Unterlage für eine wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes geschaffen werden.

Wesentlich größere Schwierigkeiten, als die Anordnung des Satzes hat den ältesten Druckern die Einteilung des Textes für den Druck bereitet. Die Herstellung eines Buches von größerem Umfange erforderte in der älteren Druckperiode eine so lange Zeit, daß es nicht für zweckmäßig erachtet wurde, das ganze Werk von Anfang bis zu Ende Bogen für Bogen hintereinander weg zu drucken, sondern man zerlegte vielmehr die Vorlage in eine Reihe von Abschnitte, an deren Satz und Druck gleichzeitig neben

einander gearbeitet wurde. Obgleich ein solches Verfahren die Herstellungskosten ganz erheblich vermehrte, indem es ein Vielfaches des für den Satz benötigten Schriftmaterials erforderte, ist es nachweislich schon von Gutenberg bei dem Druck der 42zeiligen Bibel angewendet worden, und es läßt sich fast bis an das Ende der Wiegendruckzeit mindestens bei allen den Druckereien verfolgen, die den Anspruch auf eine größere Leistungsfähigkeit erhoben. Wenn es in der späteren Zeit des Inkunabeldruckes weniger auffallend in die Erscheinung tritt, als im Anfange, so liegt das einestheils wohl an der zunehmenden Sicherheit der Drucker in der Abschätzung des für die einzelnen Abschnitte des Manuskriptes erforderlichen Raumes, in weit höherem Maße aber daran, daß die späteren Drucker es nicht mehr nötig hatten, den Umfang ihrer Setzerabschnitte nach dem Manuskript zu berechnen, sondern daß sie in der Lage waren, nach einer gedruckten Vorlage zu arbeiten, die ihnen eine wesentlich bequemere und wesentlich sicherere Unterlage für die Abschätzung des benötigten Raumes bot.

Bei der Erörterung der Zusammensetzung der Lagen wurde schon einmal darauf hingewiesen, daß das Vorkommen von mehr oder weniger umfänglichen Lagen in einer Reihe von sonst gleich großen immer den Schluß gestattet, daß die abweichend zusammengesetzten die letzten eines Setzerabschnittes gewesen sind.

Auf diese Weise ließen sich aber nur ganz große Differenzen ausgleichen, da der verschiedene Umfang der Lage immerhin nur Unterschiede von einem ganzen Doppelblatt ausgleichen konnte. Etwas kleiner ließen sich die Differenzen schon dadurch gestalten, daß man statt eines ganzen Bogens nur ein einzelnes Blatt in die Lage einschaltete, von dessen unbedruckter Hälfte dann nur ein Falz in der Lage belassen wurde. Diesem Verfahren verdankt man die in den Wiegendruckten häufig vorkommenden Lagen mit einer ungleichen Blattzahl. Unverkennbar sind die Drucker daneben immer bestrebt gewesen, den glatten Anschluß der Abschnitte durch die engere oder weitere Anordnung des Satzes zu erreichen. Dazu boten ihnen die in der älteren Wiegendruckzeit noch in einem sehr erheblichen Umfange verwendeten Abbreviaturen ein bequemes Hilfsmittel, und man kann vielfach die Beobachtung machen, daß

am Ende eines Setzerabschnittes entweder eine außergewöhnliche Häufung von Abkürzungszeichen stattgefunden hat, oder daß im Gegensatz zu der sonst in dem Drucke beobachteten Praxis von der Anwendung von Abbreviaturen Abstand genommen worden ist. Die Art und Weise, wie von diesem Hilfsmittel Gebrauch gemacht worden ist, läßt uns interessante Beobachtungen über das Verfahren der Setzer in den verschiedenen Werkstätten machen. In Deutschland begegnen wir dieser Häufung der Abbreviaturen resp. einer entsprechenden Dehnung des Satzes fast immer nur am Ende der Lagen, woraus wir folgern dürfen, daß der Satz nach der Folge der Lagen und Blätter erfolgte. In italienischen Drucken aber machen wir daneben mehrfach die Beobachtung, daß auch der Satz in den mittelsten Blättern der Lage in auffallender Weise gedehnt ist.<sup>1)</sup> Daraus muß man wohl schließen, daß in diesen Druckereien nicht nur der Abdruck, sondern schon der Satz so erfolgte, daß nicht mehr der Satz der ganzen Lage vor dem Beginn des Ausdrucks fertiggestellt wurde, sondern daß man auch im Satz damit begann, nur erst die äußeren Blätter der Lage (1 und 8, 2 und 7 usw.) fertig zu stellen, wie sie für die Bildung der Formen benötigt wurden, so daß man eventuell für die zuletzt gesetzten Mittelblätter schon wieder abgelegten Satz von den äußeren Blättern der gleichen Lage benutzen konnte.

Auch davor sind die alten Drucker nicht zurückgeschreckt, in einem solchen Falle unzulänglicher Vorausberechnung die Zahl der Zeilen auf den einzelnen Seiten, die im allgemeinen durch das ganze Druckwerk hindurch eine gleichmäßige zu sein pflegte, auf einzelnen Seiten entweder zu vermehren, oder zu verringern. Gelegentlich haben sie sogar zu dem Auskunftsmittel gegriffen, eine einzelne Seite mit einer anderen, kleineren Type zu setzen, um auf diese Weise etwas mehr Text auf einer solchen Seite unterzubringen.<sup>2)</sup> Wenn es dem Setzer passierte, daß er in seinem

<sup>1)</sup> Z. B. Aristoteles, *Ethica*. Sweinheim etc. 1473 (Hain 1746 BMC. IV. p. 37) — Maroldus, *De epiphania*. Gensberg s. a. (Hain 10779. BMC. IV. p. 50). — Antoninus, *Summa III*. Jenson 1477 (Hain 1243. BMC. V. 177) Cicero, *Orationes*. Giradengus 1480. (Hain 5124. BMC. V. p. 272) u. a. m.

<sup>2)</sup> Z. B. Guido, *Manipulus*. Fyner s. a. (Hain 8158), —

Texte ein paar Worte oder auch einmal eine oder mehrere Zeilen übersprang, so half er sich meist in der Weise, daß diese Worte oder Zeilen auf dem unteren, seltener dem oberen Rande der Seite nachgeholt oder aufgeklebt wurden. Bei einzelnen Worten geschah dies zumeist durch Aufstempelung; auch ganze Zeilen sind in dieser Weise ergänzt, doch wurden größere Auslassungen in vielen Fällen unter der Presse nachträglich hinzugedruckt, so daß der betreffende Bogen noch einmal durch die Presse gehen mußte. Andererseits kommt es auch vor, daß solche Ergänzungen in der Druckerei für die ganze Auflage handschriftlich angebracht worden sind.<sup>1)</sup>

Es kamen aber auch umfänglichere Versehen vor, zu deren Berichtigung die vorerwähnten Mittel nicht ausreichten. In solchen Fällen halfen sich die Drucker, indem sie den ausgefallenen Text auf einen besonderen Streifen Papier, einen Carton, druckten, und diesen an der betreffenden Stelle in die Lage einfügten, wozu eventuell der Rubrikator ein Verweisungszeichen anbringen mußte. Solche Cartons haben einen sehr verschiedenen Umfang; manchmal enthalten sie nur wenige Zeilen,<sup>2)</sup> manchmal nimmt aber auch ihr Text eine ganze Seite oder wenigstens eine ganze Spalte ein, und es kommt dann gelegentlich auch vor, daß die unbedruckten Teile eines solchen Blattes nicht entfernt wurden, so daß gewisse

<sup>1)</sup> Beispiele. Einzelne Worte: Lapidarius. Brandis 1473 (Hain 1777) Bl. 26b. — Ursinus, Modus epistolandi Hochfeder s. a. (Hain 16106) Bl. 7a. — Joh. Chrysostomus, Supèr Johannem. Lauer 1470. (Hain 5039) Bl. 175a, — Breviarium romanum. Jenson 1478. (Hain 5896) Bl. a<sub>8</sub> a. — Zeilen aufgestempelt: Biblia latina. Richel 1477. (Hain 3064) Bl. 248a. — Mela, Cosmographia. Venedig 1477 (Hain 11015) Bl. d<sub>7</sub>. — Mammothrectus. Jenson 1479 (Hain 10559) Bl. y<sub>8</sub> b — gedruckt: Bernardus, Sermones. Schöffer 1475 (Hain 2844) Bl. 111 b. — Albertus M., Sermones. Greif s. a. (Hain 473) Bl. c<sub>0</sub> a. — Harentals, Collectarius. Koelhof 1487 (Hain 8366) Bl. 31<sup>a</sup>. 40<sup>a</sup> — Cosmico, Canzoni. Celerius 1478 (Hain 5771) Bl. c<sub>1</sub> a. — aufgeklebt: Justinianus, Codex. Sensenschmidt 1475 (Hain 9555) Bl. 144b, 226 b, 259a. — Breviarium Ratisponense. Ratdolt 1487 (Hain 3884) Bl. 28 b, 100 a. Aristoteles, De animalibus. Aldus 1497 (Hain 1637) Bl. KK<sub>10</sub> b.

<sup>2)</sup> Augustinus de Ancona, De ecclesiastica potestate. Schüssler 1473 (Hain 960) Bl. 162b. 5facher Satz! — Doctrinale Clericorum. Lübeck 1490 (Hain 6318) Bl. p<sub>3</sub>. — Guillermus, Postilla. Wiener 1476. (Hain 8254) Bl. 163.

Seiten des Druckwerkes nur zur Hälfte bedruckt erscheinen.<sup>1)</sup> Dasselbe Hilfsmittel ließ sich natürlich auch in dem Falle anwenden, daß der Raum für den Text zu reichlich bemessen war, so daß die leer gelassene Spalte zur Ausdehnung des Satzes dienen mußte. Oft haben sich jedoch die älteren Drucker ihre Aufgabe wesentlich leichter gemacht. In dem Falle, daß der Text nicht ausreichte, um die Bogen zu füllen, haben sie einfach einen größeren oder kleineren Teil der Seite oder wohl auch eine ganze Seite unbedruckt gelassen. Um aber den Leser nicht glauben zu lassen, daß diese Leere einen Fehler im Satz bedeute, haben sie in vielen Fällen in diesem leeren Raum in Drucklettern eine Bemerkung angebracht, wie *Hic nihil deficit*, oder *Hic non est defectus*,<sup>2)</sup> oder wenn sie ausführlicher sein wollten: *Hic non deficit quicquam et sequitur . . .* oder auch bloß: *Sequitur* mit den ersten Worten des anschließenden Textes.<sup>3)</sup> Solche Lücken schwanken in den ältesten Drucken von einigen Zeilen bis zu ganzen Seiten und mehr. Sie verschwinden aber in späterer Zeit mehr und mehr aus den oben erörterten Ursachen.

<sup>1)</sup> Z. B. Rufus, *Historia romana*. Sachselt etc. s. a. Hain 14027. BMC. IV. p. 55). — Joh. de Imola, In *Clementinas*. Lerouge 1474 (Hain 9143. BMC. V. p. 215). — Bartholomaeus Pisanus, *Summa*. Girardengus. 1481 (Hain 2329. BMC. V. p. 273). — Valerius Maximus. Wendelin von Speyer 1471. (Hain 15775. BMC. V. p. 156.) — Albertus M., *De officio missae*. Zainer 1473 (Hain 449) Bl. 92.

<sup>2)</sup> Beispiele: Thomas Aquinas, *Summa* II, 2. Mentelin s. a. (Hain 1454) Bl. 181 b: *hic nullus est defectus*. — Ders., *Summa* I, 1. Zell s. a. (Hain 1439) Bl. 47 a: *Hic nihil deficit*. — Rainerus de Pisis, *Pantheologia*. Zainer 1474 (Hain 13016) I. Bl. 381 b: *Nullus defectus*. — Statuta prov. dioec. Coloniensis. Koelhof 1492 (Copinger 5614) Bl. 75 a: *Verte hic nihil deficit*. — Landinus, *De vita contemplativa*. Nic Laurentii s. a. (Hain 9852) Bl. f<sub>8</sub>: *nihil deficit*. — Barth. Sibylla, *Speculum*. Silber 1493. (Hain 14718) Bl. c<sub>6</sub>: *Hic nihil deficit*.

<sup>3)</sup> Beispiele: Joh. Chrysostomus, *Super Malthaeum*. Mentelin s. a. (Hain 5034) Bl. 130 a: *Hic nullus est defectus. Sequitur textus*. — Dion. de Burgo. In *Valerium Maximum*. Rusch s. a. (Hain 4103) Bl. 270: *Sequitur Scipio quoque*. — Thomas Aquinas, *Catena*. Zainer 1474. (Hain 1328) Bl. 211: *Sequitur fructus statim*. — Rudimentum novitiorum. L. Brandis 1475 (Hain 4996) Bl. 176 a: *Hic nihil deficit sed sequitur gloriosa iherusalem*. — Hugo de s. Caro, *Postilla*. Richel 1482 (Hain 8975) Bl. 738: *Hic non deficit quicquam et sequitur Ideo patitur in festo*. — Hostiensis, *Summa*. Wild. 1480 (Hain 8963) Bl. M<sub>6</sub>: *Sequitur nunc rubrica de sponsa duorum*.

## 7. Typen.

Die wichtigste Eigentümlichkeit der Wiegendrucke, und diejenige, die für die Inkunabelforschung von der größten Bedeutung ist, ist die Gestalt der Typen. Mit ihrer Hilfe vermögen wir fast immer festzustellen, ob wir es mit einem Drucke des XV. Jahrhunderts zu tun haben, oder nicht, und darüber hinaus ermöglichen sie uns beinahe in jedem einzelnen Falle, zu ermitteln, aus welcher Druckerwerkstätte das einzelne Erzeugnis hervorgegangen ist. Welche außerordentliche Bedeutung das für die Frühdruckforschung haben muß, leuchtet ohne weiteres ein, wenn man sich vergegenwärtigt, daß mehr als der dritte Teil aller der Frühdrucke, die uns bekannt geworden sind, keinerlei Angaben darüber enthält, wo und wann er entstanden ist.

Gutenberg ist bei der Gestaltung seiner ältesten Schriften darauf ausgegangen, die mit ihnen herzustellenden Drucke den Handschriften so viel nur irgend möglich gleich zu gestalten. Ob ihn dabei unmittelbar eine Absicht der Täuschung geleitet hat, läßt sich natürlich nicht erweisen. Jedenfalls trägt keiner der Drucke, die sich mit einiger Sicherheit auf den Erfinder selbst zurückführen lassen — die Frage, ob das Catholicon von 1460 von Gutenberg selbst herrührt, kann noch immer nicht als endgültig gelöst angesehen werden — irgend einen Vermerk, der von seiner Entstehung Rechenschaft gibt. Erst Fust und Schöffer haben, zuerst in dem Psalterium von 1457, den Buchdruck als etwas neues, von der Handschrift verschiedenes proklamiert. Um diese Handschriften-Ähnlichkeit zu erreichen, hat Gutenberg seinen Setzkasten mit wenigstens einem Viertel von der Gesamtzahl der erforderlichen Buchstaben mehr belastet. Die Schreiber pflegten die Buchstaben nicht immer in ganz derselben Gestalt aneinander zu reihen, sondern gaben ihnen in Anpassung an ihre Nachbarn je nach ihrer Stellung eine verschiedene Form. Das hat Gutenberg ihnen nachzubilden versucht, indem er für eine ganze Anzahl von Buchstaben neben ihrer selbständigen Gestalt auch noch eine Anschlußform geschaffen hat. In der 42zeiligen Bibel ist mit außerordentlicher Sorgfalt über die richtige Hand-

habung dieses Satzprinzips gewacht worden. Es besteht allerdings auch für die meisten anderen Drucke, die mit den Typen der 36- und 42zeiligen Bibel hergestellt sind, doch sind in ihnen vielfach Verschiedenheiten in der Strenge der Befolgung des Prinzips zu beobachten, Verschiedenheiten, die es nicht ausgeschlossen erscheinen lassen, das nicht alles das, was in den ältesten Gutenbergtypen gedruckt worden ist, von dem Erfinder selbst herrührt.

Die Schriften der 36- und 42zeiligen Bibel sind sogenannte Missalschriften, Typen von beträchtlicher Größe, wie sie handschriftlich besonders in den Büchern für den kirchlichen Gebrauch zur Anwendung gelangten. In diesen großen Schriften haben sich Überreste des Gutenbergischen Prinzips der Anschlußbuchstaben noch lange Jahre hindurch erhalten, in der älteren Zeit auch in italienischen Druckwerken; Spuren davon kommen fast noch bis zum Ende der Inkunabelzeit vor. Inzwischen war aber der Buchdruck schon längst dazu übergegangen, auch die kleineren Schriftarten nachzubilden, wie sie in den Handschriften der Gelehrten für den allgemeinen Gebrauch üblich waren. Wahrscheinlich ist Gutenberg selbst an diesen Versuchen noch beteiligt gewesen, deren älteste Zeugnisse die Ablassformulare aus den Jahren 1454 und 1455 darstellen. Sie sind uns in einer größeren Anzahl verschiedener Fassungen erhalten, zerfallen aber nach ihren Typen in zwei Gruppen, von denen man die eine deshalb auf Gutenberg selbst zurückführen zu dürfen glaubt, weil in ihr als Auszeichnungsschrift die Type der 42zeiligen Bibel verwendet zu sein scheint. Schon in diesen, noch immer nicht ganz kleinen Schriften war das Prinzip der Anschlußbuchstaben nicht in dem gleichen Umfange, wie bei den Missalschriften anwendbar. An Stelle der Anschlußbuchstaben trat vielmehr eine größere Anzahl von Ligaturen, d. h. die Gestaltung mehrerer verbundener Buchstaben auf einem Kegel, so daß sie beim Satz wie ein Buchstabe gehandhabt werden konnten. In gleicher Weise hat Schöffer seine ältesten Brotschriften (Schriften für den Druck ganzer Texte) gestaltet. Am weitesten in bezug auf die Ausgestaltung der Ligaturen als Ersatz für den Anschlußbuchstaben ist aber Ulrich Zell in Köln gegangen, dessen Setzkasten an Reichhaltigkeit der Einzelformen von keinem

anderen Drucker der Inkunabelzeit übertroffen worden ist, außer etwa durch Laonikos von Kreta in Venedig im Jahre 1486, der für seine griechischen Drucke an Buchstaben, Akzenten, Ligaturen und Abkürzungen zu 1000 verschiedenen Einzeltypen gelangt ist.

Für die Formen der Frühdruckschriften bleibt zunächst noch für eine in den verschiedenen Ländern verschieden lange Zeit die handschriftliche Vorlage maßgebend. Dieser Gesichtspunkt ist bei der Typenforschung der Frühdruckzeit noch durchaus nicht ausreichend berücksichtigt worden. Die eingehendere Vergleichung der Druckschriften mit dem landschaftlichen Duktus der Handschriften wird zweifellos noch mancherlei interessante Ausblicke eröffnen. Durch ihn wird es erklärlich, daß sich in den verschiedenen Ländern ganz verschiedene Formen der Druckschriften herausgebildet haben, und daß wir so vielfach bei einzelnen Druckern auf Schriftformen von durchaus individueller Gestaltung stoßen.

Wenn das in besonders ausgeprägtem Maße bei den Schriften der ältesten niederländischen Drucke der Fall ist, so berechtigt das deshalb doch noch keineswegs, für sie eine besondere, von der Gutenbergischen Erfindung unabhängige Gestaltung anzunehmen. In dieser Beziehung hat die nachweislich nicht vor dem zweiten Viertel des XVI. Jahrhunderts entstandene Legende von der Erfindung der Druckschrift durch Laurentius Coster in Harlem eine bedenkliche Verwirrung unter den Geistern angerichtet. Gegenüber den einstimmigen Zeugnissen der Frühdruckzeit selbst, die alle nur Mainz und Gutenberg als Erfinder der neuen Kunst bezeichnen, können diese nachträglichen Erfindungen um so weniger auf Glaubwürdigkeit rechnen, als sie sich an verschiedenen Orten in ganz gleicher Weise wiederholen. Es ist auch ein vergebliches Bemühen, dieser Frage mit Hilfe technischer Untersuchungen zu Leibe gehen zu wollen. Die verschiedenen angestellten Versuche der Neuzeit haben allerdings ergeben, daß man sowohl mit hölzernen Buchstaben als auch mit Lettern, die im Sandgußverfahren hergestellt sind, Drucke ausführen kann, die den Wiegen drucken an Deutlichkeit nicht nachstehen. Aber schon der Umstand, daß verschiedene Erfahrungen zu dem gleichen Ergebnis

geführt haben, benimmt dem einzelnen Experiment die beweisende Kraft. Gegen das Sandgußverfahren und die daraus zugunsten der Selbständigkeit der ältesten niederländischen Drucke gezogenen Folgerungen spricht der Umstand, daß erstens in den ganzen Quellen, die uns zur Geschichte des ältesten Buchdrucks zur Verfügung stehen, nirgends eine Spur davon zu finden ist, daß neben der Herstellung mit dem Gießinstrument noch ein anderes Verfahren in Frage gekommen sei; daß zweitens die Herstellung von Typen, die für den Satz verwendbar waren, durch das Sandgußverfahren eine derartig umfängliche Bearbeitung jeder einzelnen Letter erfordert hätte, daß die Herstellung eines ausreichenden Typenvorrats einen ganz unerschwinglichen Aufwand von Zeit und Arbeit erfordert hätte, und endlich drittens, daß gerade die alt-niederländischen Typen, für die der Ursprung aus Sandgußverfahren in Anspruch genommen wird, ganz besonders wenig für eine solche Technik geeignet waren, da ihre zahlreichen Spitzen und Zierlinien unmöglich bei massenhafter Herstellung im Sandguß so zum Ausdruck kommen konnten, wie sie uns in den alten niederländischen Drucken vorliegen.

Dagegen sind allerdings gerade die niederländischen Drucke, in denen sich bis an das Ende der Wiegendruckzeit eine kleine Anzahl von Schriftgruppen in zahlreichen untereinander eng verwandten Typen behauptet haben, ein überzeugendes Beispiel dafür, wie stark die Bildung der Druckschriftformen von dem landschaftlichen Duktus ihres Entstehungsgebietes abhängig war. Ganz gleiche Vorgänge lassen sich aber auch auf französischem, auf spanischem, auf englischem Boden nachweisen, wo uns überall entweder weiter verbreitete aber in ihrem landschaftlichen Charakter gleich geartete Schriften entgegen treten, oder aber wir einzelnen Schriften von so ungewöhnlicher Art begegnen, daß wir für sie unbedingt die Nachbildung nach handschriftlichen Vorlagen in Anspruch nehmen müssen.

Wenn ein solches Verhältnis zwischen Schreib- und Druckschrift in Deutschland und Italien nicht in dem gleichen Umfange erkennbar ist, so hat dies seine mannigfachen Gründe. Zunächst muß man in Betracht ziehen, daß die Produktion von Druckwerken

in Deutschland und Italien im Vergleich mit den anderen Ländern einen so viel größeren Umfang angenommen hat, daß das, was in den anderen Ländern als seltene Eigenart erscheint, hier uns in solchen Mengen entgegentritt, daß das Gefühl für das Eigenartige abgestumpft wird. Bei näherer Untersuchung ergibt es sich ohne weiteres, daß einzelne der deutschen Druckschriften, die nachmals in großem Umfange nachgeahmt worden sind und weiteste Verbreitung gefunden haben, bei ihrem ersten Auftreten genau so, wie charakteristische Schriften der Niederländer und Franzosen, eine scharf ausgeprägte Eigenart aufweisen, für die uns nur das Gefühl verloren geht, wenn wir sie in zahlreichen Nachahmungen weiter gebildet antreffen.

Ein zweites Moment in dieser Richtung bildet aber der enge Austausch, der auf dem Gebiete des Buchdrucks in der ganzen Inkunabelzeit zwischen Deutschland und Italien stattgefunden hat. Wir sehen fortwährend die deutschen Drucker nicht nur nach Italien strömen, sondern immer wieder, bereichert durch die in der Fremde gemachten Erfahrungen in die Heimat zurückwandern. Dazu kommt die Eigenart der geistigen Einstellung der Deutschen, denen die Errungenschaften der Fremden mehr als in irgend einem anderen Lande erstrebenswerte Vorbilder sind, die sie mit vollem Bewußtsein nachahmen. Das kommt ganz deutlich zum Ausdruck in einem Kalenderblatte des Ulrich Zainer in Augsburg, das er in einer italianisierenden Antiquaschrift hergestellt hat: „ne Venetis cedere videamur“, damit es nicht aussehe, als ob die Deutschen den Venetianern nachstünden. Wie sehr es schon damals den deutschen Druckern an dem nationalen Bewußtsein gefehlt hat, wird durch nichts deutlicher bewiesen, als durch diesen Druck. Die humanistische Antiqua war ohne allen Zweifel als Schreibschrift ein Erzeugnis Italiens. Als Druckschrift aber ist die Antiqua keineswegs zuerst auf italienischem Boden in Erscheinung getreten. Vielmehr noch ehe die ersten deutschen Drucker ihre Kunst über die Alpen getragen haben, war schon in Straßburg von Adolf Rusch eine Antiquaschrift zur Herstellung umfänglicher gelehrter Drucke in Gebrauch genommen worden, und die Prinzipien, die ihr für die Gestaltung der Buchstaben-

formen zugrunde gelegen haben, lassen sich wieder erkennen in den ältesten Antiqua-Drucken, die nicht nur in Subiaco und Rom, sondern sogar in der ältesten Druckstätte Venedigs bei Johann und Wendelin von Speyer ausgeführt worden sind. Erst Nikolaus Jenson hat in seiner allgemein bewunderten Antiqua eine Schrift geschaffen, in der der deutsche Einschlag endgültig durch das romanische Formempfinden verdrängt wird.

Die Wechselwirkung zwischen Deutschland und Italien hat es mit sich gebracht, daß in einzelnen, allerdings ziemlich seltenen Fällen auch in Italien von deutschen Druckern Schriften von ausgeprägt deutschem Charakter zur Verwendung gelangt sind, vor allem aber, daß in umfänglichstem Maße italienische Schriftformen in Deutschland eingebürgert worden sind. Nicht alle Versuche in dieser Richtung sind von Erfolg gekrönt gewesen. Mancher deutsche Drucker ist mit seinem Versuche eine italienische Schrift nach Deutschland zu verpflanzen, vereinzelt und ohne Nachfolger geblieben. Dagegen sind gewisse Schriftformen, besonders solche der tonangebenden venetianischen Druckereien so unmittelbar und in solchem Umfange in Deutschland aufgenommen worden, daß darüber das Bewußtsein völlig verloren gegangen ist, daß wir es in ihnen mit Gestaltungen italienischen Formensinnes zu tun haben. Ein Teil dieser Schriften ist in so hohem Grade allgemein angewendet worden, daß man sie schon in der Frühdruckzeit als international ansprechen möchte.

Wenn nun auch landschaftlicher Stil und individuelle Nachahmung dahin gewirkt haben, daß in gewissen Gruppen von Schriften eine weitgehende Übereinstimmung der Formen Platz gegriffen hat, so ist doch während der Wiegendruckzeit jeder einzelne Drucker bestrebt gewesen, seinen Typen in irgendwelchen Sonderformen eine gewisse Eigenart zu bewahren. Es ist kaum zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß bis zum Jahre 1500 fast niemals zwei Schriftarten zu finden sind, die in allen ihren Formen restlos miteinander übereinstimmen. Es sind nur ganz wenige Einschränkungen, die eine solche Behauptung erfordert. Zunächst ist es kein Widerspruch gegen diese Auffassung, wenn wir ein und derselben Type im Laufe der Zeit in den Händen von zwei

oder mehr verschiedenen Druckern begegnen. In Italien, wo die älteren deutschen Drucker vielfach auf Kosten reicher Mäcenaten gearbeitet haben, sind ihre Typen gemeiniglich bei der Auflösung der Druckgesellschaft im Besiße der Geldgeber verblieben und gelegentlich auch von diesen weiter verwendet worden. Dabei handelt es sich aber doch immer nur um ein und dieselbe Type. Auch anderwärts ist Übergang von Schriften aus einer Hand in die andere durch Kauf und Miete gelegentlich nachweisbar. Aber schon in diesen Fällen stellt es sich mehrfach heraus, daß der zweite Besiße die Schrift nicht völlig unverändert gebraucht, sondern entweder einen Nachguß auf verändertem Kegel oder eine Ergänzung der Schrift durch abweichende neue Formen vorgenommen hat. Ein interessantes Beispiel dafür ist die Schrift von Lambert Palmart in Valencia, von der wir aus urkundlichen Quellen wissen, daß sie 1493 in den Besiße von Dr. Miguel Albert übergegangen ist, die aber in dessen Händen eine solche Menge von kleineren Änderungen erfahren hat, daß an eine Verwechselung der Erzeugnisse der Palmartschen Druckerei mit denen des nachmaligen Besißers der Schrift gar nicht zu denken ist.

Ein ähnlicher Fall liegt bei den Typen des Günter Zainer in Augsburg vor. Seine älteste Schrift hat er 1471 an Johann Schüßler abgelassen, und diese ist anscheinend unverändert weiter benutzt worden. Zainer hat sich dann eine neue ziemlich massive Schrift von ausgeprägter Eigenart geschaffen, aber auch diese ist im Laufe der Jahre in andere Hände übergegangen. Die Matrizen sind von einem Drucker — vermutlich ist es Caspar Hochfeder gewesen — erworben worden, der damit in Graz gedruckt hat. Seine Schrift hat aber in Kegelhöhe und Breite eine andere Adjustierung erfahren, als die des Günter Zainer. Aus den gleichen Matrizen müssen zuvor aber große Mengen von Schrift in Augsburg gegossen und nach Auflösung der Zainerschen Werkstätte verkauft worden sein, denn die Schrift findet sich wieder in den Händen von wenigstens vier anderen Augsburger Druckern. Trotzdem läßt sich eine ganz saubere Unterscheidung der Druckwerke jeder einzelnen Offizin durchführen, denn jeder dieser Drucker hat in

seiner Schrift irgendwelche Nebenformen der Buchstaben in charakteristischer Weise bevorzugt, wie sie bei seinen Mitbenutzern der Zainerschen Schriften so nicht vorkommt.

Einer wirklichen Einschränkung der behaupteten Eigenart aller Inkunabelschriften begegnen wir auf französischem Boden. In den allerletzten Jahren des XV. Jahrhunderts sind in Paris und in Lyon mit Vorliebe Drucke in kleinem Oktavformat hergestellt worden, die mit einer kleinen Textschrift von internationalem Charakter gedruckt worden sind. Diese Schrift, an sich von einer wenig ausgeprägten Eigenart, wird von einer ganzen Anzahl von Druckern anscheinend völlig übereinstimmend verwendet, meist in Büchern, die keine Unterschrift tragen, und von denen ein größerer Teil, als bisher festgestellt ist, vielleicht gar nicht mehr der Wiegendruckzeit angehört. Aber auch in datierten Inkunabeln der Jahre 1495—1500 kommt diese Schriftart bei verschiedenen Druckern so völlig übereinstimmend vor, daß man hier, wenn irgendwo, an den Bezug fertig gegossenen Schriftenmaterials aus einer gemeinsamen Quelle denken könnte.

Eine solche gemeinsame Quelle ist auch für die Niederlande behauptet worden für eine Gruppe von Typen, die sich um eine solche des Hendrik Lettersnider in Antwerpen gruppieren, dessen Name von vornherein diese Annahme zu unterstützen schien. In diesem Falle hat aber die eingehende Untersuchung einwandfrei festgestellt, daß allerdings ein charakteristischer Fall von übereinstimmendem landschaftlichen Gepräge vorliegt, daß die Typen dieser Gruppe aber trotzdem sämtlich sehr kleine, aber trotzdem deutlich erkennbare Unterschiede aufweisen, die einen gemeinsamen Ursprung aus ein und derselben Schriftgießerei ausschließen.

Auf der Erkenntnis der prinzipiellen Verschiedenheit aller Frühdruckschriften hat Robert Proctor sein System der exakten Typenbestimmung aufgebaut, von dem in dem geschichtlichen Abschnitt schon einmal die Rede gewesen ist. Er nahm in dem *Index of early printed books of the British Museum and of the Bodleian library* das Maß von 20 Zeilen zur Grundlage seiner Typenunterscheidung. Wie er die Gewinnung dieses Maßes wechselnd behandelt hat, ist oben dargelegt worden.

Eine nähere Charakterisierung der Schriften neben dem Maße, das er allerdings leider auch nicht konsequent für jede einzelne Type anzugeben für nötig befand, versuchte Proctor in der Weise, daß er einzelne besonders eigenartige Buchstabenformen hervorhob, besonders aber, daß er auf die Ähnlichkeit mit anderen verwandten Typen hinwies. Damit wich er selbst wieder von der exakten Methode ab, denn Ähnlichkeit ist etwas, das von jedem einzelnen Beobachter individuell empfunden wird, und deshalb nicht zu einem Maßstab allgemeiner Geltung gemacht werden kann.

Diese methodischen Unzulänglichkeiten habe ich in dem Typenrepertorium der Wiegendrucke zu überwinden versucht. Das Typenrepertorium hat die Messung von 20 Zeilen in der Weise beibehalten, wie Proctor sie in seinen Supplements eingeführt hatte, d. h. von der Basis der untersten bis zur Basis der 21. Zeile. Seine Maße stimmen demnach mit denen des Proctorschen Index nicht überein. Für die kleineren Schriftarten sind jedoch diese Unterschiede praktisch von geringem Belang. Alle Zeilenmessungen können naturgemäß nur Annäherungswerte ergeben, denn man darf nicht vergessen, daß das Papier in angefeuchtetem Zustande unter die Presse gelangte, und daß die bedruckten Bogen beim Trocknen nicht nur bei verschiedenen Papiersorten verschieden einschrumpften, sondern daß sich auch bei ein und demselben Papier Verschiedenheiten ergeben konnten je nach den Umständen, unter denen sich der Prozeß der Trocknung vollzog. Die Abweichungen die sich daraus ergaben, sind allerdings nicht so erheblich, daß sie den Wert der Messung für die Typenbestimmung wesentlich beeinträchtigen könnten, immerhin aber dürfen sie dabei nicht außer acht gelassen werden.

An die Stelle der Vergleichung der Schriften mit den formell nächst verwandten hat das Typenrepertorium einen zweiten exakten Faktor in der Form des Majuskel-M eingeführt, und es hat sogar diesen und nicht das Maß in erster Linie für die Gruppenbildung in Betracht gezogen. Das M ist derjenige Buchstabe, der in den gotischen Schriften der Frühdruckzeit die zahlreichsten Formverschiedenheiten aufzuweisen hat. Wenn das Typenrepertorium zunächst nur 102 verschiedene M-Formen für die Einteilung berücksichtigt, so liegt das darin, daß eine zu weit gehende Zersplitterung

vermieden werden sollte, und deshalb geringfügigere Abweichungen, die nur in vereinzelt Typen vorkommen, nicht zur Bildung eigener Gruppen verwendet, sondern den nächstverwandten Schriften als besondere Formen angegliedert worden sind. Da aber damit, wenn auch in recht beschränktem Umfange, der individuell wechselnde Begriff der Ähnlichkeit durch eine Hintertür sich wieder einzuschleichen drohte, ist im 4. Bande eine erweiterte Tafel der M-Formen gegeben worden, in die auch alle besonderen Formen an der Stelle zur Darstellung gekommen sind, wo sie nach dem Gesichtspunkte der Verwandtschaft bei den einzelnen Gruppen untergebracht waren. Dadurch ist die Zahl der M-Formen auf 207 gestiegen.

Auch innerhalb der M-Formen hat die Anordnung einem methodischen Prinzipie folgen wollen. Sie geht aus von dem M der altrömischen Antiquaschrift und folgt den Änderungen und Ausgestaltungen, wie sie sich im Laufe der Schriftgestaltung teils wirklich entwickelt haben oder doch sich theoretisch entwickelt haben könnten. Dabei war es nicht zu vermeiden, daß nach dem Ablauf einzelner Entwicklungsreihen auf den gemeinsamen Ausgangspunkt wieder zurück gegriffen werden mußte, um einer zweiten Reihe zu folgen, bei der sich die Entwicklung in einer anderen Richtung vollzog. Jedenfalls ist die Reihenfolge der Gruppen keineswegs eine willkürliche, sondern eine methodisch begründete, und die den Tafeln beigegebenen Erklärungen sind bemüht, über die befolgten Gesichtspunkte schnell zu orientieren.

Für Typen von ausgeprägter Eigenart wird vielfach die Bezeichnung nach M-Form und Maß zur Identifizierung schon ausreichen. Andererseits gibt es aber auch wieder Gruppen von solchem Umfange, daß es erhebliche Schwierigkeiten bietet, die einzelne Type in ihnen mit einwandfreier Sicherheit festzustellen. Zu diesem Zwecke giebt das Typenrepertorium für jede Schrift einen kurzen Hinweis auf charakteristische Formen, die bei den anderen Majuskelbuchstaben auftreten. Absichtlich ist dabei von einer vollzähligen Berücksichtigung aller Buchstaben des Alphabets abgesehen worden, um die Darstellung nicht ungebührlich zu belasten und damit unübersichtlicher zu gestalten. Es wäre deshalb voreilig, aus dem Fehlen einer Angabe, wenn es sich nicht um besonders ungewöhnliche

Gestaltungen handelt, einen Schluß zu ziehen. Nur in den Fällen, wo es ausgeschlossen erschien, mit den Majuskeln allein eine Schrift ausreichend zu charakterisieren, haben auch einzelne Minuskelformen — besonders nach Proctors Vorgang die Gestalt des h — und solche Akzessorien wie das Divis, das Rubrikzeichen und ähnliches Erwähnung gefunden.

Noch enger als bei den gotischen Schriften schließt sich das Typenrepertorium bei den Antiquaschriften an die von Proctor aufgestellten Gesichtspunkte an. Die Antiquatypen bieten einer ausreichenden Charakterisierung weit größere Schwierigkeiten. Selbst die von Proctor beliebte und in das Typenrepertorium übernommene Unterscheidung des mit dem u verbundenen oder von ihm getrennten Q bildet entfernt nicht ein so bequemes Erkennungszeichen, wie die gotischen M-Formen. Auf der einen Seite gibt es eine ganze Menge von hybriden Formen, bei denen, je nach dem Abdruck, das Qu bald einen verbundenen, bald einen unverbundenen Eindruck macht. Andererseits aber ist es deutlich zu erkennen, daß auch in solchen Fällen, bei denen das u ganz deutlich über den Schwanz des Q hinüberreicht, die Verbindung nicht durch den Guß auf einem gemeinsamen Stäbchen erfolgt ist, sondern daß das Q nur durch Unterschleifung so gestaltet ist, daß der Schwanz unter dem Buchstabenbild des u Platz finden konnte.

Dazu kommt hinzu, daß die Majuskeln der Antiquaschriften nur ausnahmsweise solche Eigenart aufweisen, daß man sie zur Typenbestimmung benutzen könnte. Es mußte deshalb in viel umfänglicherem Maße auf die Minuskeln zurückgegriffen werden, und diese boten allerdings besonders in den fast in keinem lateinischen Texte fehlenden Abbrüviaturen für et, con, rum und us ein vorzügliches und ziemlich sicher funktionierendes Unterscheidungsmittel. Außerordentlich schwierig aber gestaltet sich die Ursprungsermittlung italienischer Texte. Gerade diese sind mit Vorliebe in Antiquaschrift gedruckt worden. Da ihnen aber die wesentlichsten Lettern fehlen, die die lateinischen Schriften unterscheiden, so ist bei ihnen meist nur mit Hilfe der Reproduktionen, und manchmal selbst dann noch nicht mit unbedingter Sicherheit ein Urteil über ihren Ursprung zu gewinnen.

## 8. Initialen.

In den Zeiten einer fortgeschrittenen Entwicklung erweisen sich dann wohl die Initialen<sup>1)</sup> als ein brauchbares Werkzeug für die Bestimmung. Das Typenrepertorium hat deshalb, wenn auch nicht in seinem tabellarischen Teile, so doch in den Übersichten nach Druckorten und Druckern sowohl den Initialen als auch den Rubrikzeichen, den Druckermarken, den Titelleisten und Titelholzschnitten Berücksichtigung zuteil werden lassen.

Der Gebrauch, den Anfang eines neuen Abschnittes dadurch kenntlich zu machen, daß dessen erster Buchstabe ornamental ausgestaltet oder durch eine andere Farbe hervorgehoben wurde, reicht bis in die handschriftliche Praxis des frühen Mittelalters zurück. Das Eindrucksvollste, was in dieser Richtung geleistet worden ist, sind die Initialen der Evangeliare, die oft für sich allein eine ganze Seite gefüllt haben. Mit der zunehmenden Schreibarbeit sind die Initialen der Handschriften immer einfacher geworden. Während das XII. und XIII. Jahrhundert noch überwiegend die großen an nordische Formen erinnernden Anfangsbuchstaben aufweist, die oft in vier verschiedenen Farben ausgeführt sind, werden im 14. und 15. Jahrhundert mehr und mehr die einfachen gerundeten Unzialen (Lombarden) üblich, die höchstens abwechselnd in roter und blauer Farbe eingemalt werden.

Diese Gestaltung geht von der Handschrift in das gedruckte Buch über. Mit wenigen Ausnahmen lassen die Inkunabeln der älteren Zeit am Anfang der Abschnitte einen rechteckigen Raum in der Höhe mehrerer Zeilen frei, und es war Aufgabe des Rubrikators, in diesem Raum mit roter oder roter und blauer Farbe den betreffenden Buchstaben hineinzumalen. Wenn diese Aufgabe auch an und für sich keine besonderen Schwierigkeiten bot, so führte doch die Eile, mit der handwerksmäßige Rubrikatoren sich ihrer Aufgabe entledigten, dazu, daß hin und wieder eine Verwechselung des einzuschreibenden Buchstabens vorkam. Um dem vorzubeugen und dem Rubrikator seine Arbeit zu erleichtern, bürgerte sich nach und nach der Brauch ein, in den für die hand-

<sup>1)</sup> Jennings, O., Early woodcut initials. London 1908,

schriftliche Ausfüllung frei gelassenen Raum schon bei dem Drucke mit kleinen Lettern (meist in Minuskeln) den Buchstaben einzudrucken, den der Rubrikator mit bunten Farben einzusetzen hatte. Gedruckte Repräsentanten tauchen bei Nicolaus Jenson schon vereinzelt in dem Eusebius von 1470 (Hain 6699) auf, 1471 finden sie sich bei verschiedenen venetianischen und römischen Druckern. In Deutschland erscheinen sie fast gleichzeitig 1472 bei Koelhof in Cöln und bei Zainer und Bämmler in Augsburg, haben sich aber hier nicht so schnell allgemein eingebürgert, wie jenseits der Alpen.

Die Ausführung der Initialen im Druck ist allerdings auch bereits in der ältesten Zeit einmal versucht worden, hat aber zunächst wenig Nachahmung gefunden. Die Psalterien von Fust und Schoeffer aus den Jahren 1457 und 1459 weisen außerordentlich kunstvolle Zierbuchstaben in mehrfarbiger Ausführung und in drei verschiedenen Größen auf, deren Technik lange Zeit für die Bücherkundigen ein Rätsel war. Sie gehören zu dem Schönsten und Besten, was der Buchschmuck der Frühdruckzeit geleistet hat, obwohl sie nicht eigentlich etwas stilistisch neues sind, sondern nur in vollendetster Form das wiedergeben, was die handschriftliche Technik in ihren vorzüglichsten Schöpfungen in dem betreffenden Stile: volle Buchstaben von andersfarbigem Gerank umgeben, hervorgebracht hatte. Die Mainzer Drucker haben einzelne dieser Initialen gelegentlich noch in anderen ihrer Drucke verwendet, und einer oder der andere der alten Meister, der vermutlich aus ihrer Schule hervorgegangen sein wird (so z. B. Johann Neumeister in Mainz, Jacob Wolf in Basel), hat wohl auch einmal den Versuch gemacht, es ihnen nachzutun. Eine allgemeinere Nachahmung hat aber ihre Leistung nicht gefunden, und der Versuch, die handschriftlichen Initialen in diesem Stile in das Druckwerk zu übertragen, ist fast ganz aufgegeben worden. In den sechziger Jahren ist höchstens da und dort einmal ein vereinzelter Lombardbuchstabe in roter Farbe eingedruckt oder auch nur eingestempelt worden. Erst von 1472 ab werden wieder Versuche gemacht, die Initialen zugleich mit dem Texte im Druck herzustellen, nicht mehr, wie es in den Handschriften geschehen war, in rot, sondern in der Farbe des Druckes, schwarz. Es sind

ein paar Kalenderblätter von Günther Zainer in Augsburg, in denen uns einzelne schwarz gedruckte Initialen zuerst entgegentreten. Unmittelbar darauf bringt Zainer auch schon ein erstes Alphabet von Initialen zur Anwendung. Auch dieses schließt sich an einen bestimmten Stil der handschriftlichen Initialen, den sogenannten Maiblumenstil an, weiß sie aber so zu gestalten, daß sie sich durchaus dem Texte als etwas zu ihm gehörendes einschmiegen. In seiner deutschen Bibel von 1477 hat Zainer dann auch noch einen reichen Schatz von Initialen mit bildlichen Darstellungen in den Buchdruck eingeführt, ein Vorgang, der von Bernhard Richel in Basel übernommen worden ist. Ihr Beispiel ist dann bald an den verschiedensten Orten in größerem oder geringerem Umfange nachgeahmt worden, und wenige Jahre später finden wir in Wiegen-Drucken der verschiedensten Provenienz Initialen in allen möglichen Formen angewendet.

Überblickt man die Menge dessen, was bis zum Jahre 1500 auf diesem Gebiete geschaffen worden ist, so zeigt sich sofort, daß sich in dem Initialschmuck der landschaftliche Charakter noch schärfer ausgeprägt hat, als dies bei den Formen der Schriften geschehen war. Den Initialen im Maiblumenstil begegnet man eigentlich nur auf deutschem Boden. Wenn eine solche vereinzelt einmal in einem Drucke der Hurus-Druckerei in Saragossa auftritt, so handelt es sich doch nur um die Verschleppung eines deutschen Stockes ins Ausland. Ebenso sind die Konturlombarden fast ganz auf den deutschen Druckbereich beschränkt. Italien empfängt allerdings den charakteristischen Stil seiner ältesten Initialen: Buchstaben von derbem Gerank dicht umschlungen, aus einer deutschen Quelle, von der Druckerei des Johannes Regiomontanus in Nürnberg. Aber nachdem Erhard Ratdolt und seine Genossen sie 1476 in den italienischen Druckereien eingeführt haben, sind sie kaum jemals wieder in deutschem Gebiete zur Verwendung gelangt. Die venetianischen Druckereien haben weiterhin den italienischen Initialstil in anderen Richtungen fortentwickelt. Für sie ist charakteristisch die Verbindung von Tier- und Menschen-gestalten, von Urnen und Trophäen, von Putten und Vögeln mit mehr oder minder reichlich entwickelten Blatt- oder Blumenranken,

anfangs fast ausschließlich in weißer Zeichnung auf schwarzem Grunde, später auch im umgekehrten Verhältnis. Die Rückwirkung des venetianischen Buchdrucks auf Deutschland, zum Teil begründet auf der Rückwanderung deutscher Buchdrucker, die in Italien ihre Ausbildung erhalten hatten, bringt es mit sich, daß wir diesem Stile hin und wieder auch bei deutschen Druckern begegnen.

Zweifellos sind auch Lyoner Drucker von diesem Stile beeinflusst worden. Anfangs hatten sich gerade in Lyon die grotesken Darstellungen von fabelhaften Tier- und Menschengestalten in besonders charakteristischer Weise im Initialstil des Guillaume Le Roy ausgeprägt. Sie verschwinden aber bald an der Stelle ihres Ursprungs, um später in etwas veränderter Art im Pariser Buchdruck einen breiten Raum einzunehmen. In Lyon bürgert sich dafür eine Abart der italienischen Blattwerk-Initialen ein, deren charakteristisches Moment darin besteht, daß sich meist eine einzelne Blüte stark aus dem Gesamtbilde hervorhebt. Die Grotesken finden im Pariser Buchdruck insofern eine Abwandlung, als es da fast ausschließlich menschliche Köpfe werden, die in grotesker Form in kalligraphisch verschnörkelte Buchstaben verflochten werden. Wohl haben die Brüder Hist in Speyer es einmal versucht, in deutschen Drucken etwas ähnliches nachzubilden; im allgemeinen bleibt aber diese Art der Initialen ganz auf Paris beschränkt. Aus ihr haben sich dann die eigenartigen Gestaltungen ergeben, die die Pariser, und nach ihrem Vorbilde auch einige andere französische Drucker dem Buchstaben L gegeben haben, wenn er auf Titelblättern erscheint. Die Darstellungen haben manchmal einen solchen Umfang angenommen, daß man im Zweifel sein kann, ob man sie noch als Initialen oder als Titelholzschnitte ansprechen soll. Sie gehen aus von dem kalligraphisch ausgeführten Buchstaben, sie umkleiden ihn aber bald mehr bald weniger mit einer solchen Menge von figürlichem, meist in groteskem Stile ausgeführtem Beiwerk, daß über der bildlichen Form die Bedeutung des Buchstabens in den Hintergrund tritt. Wenn ein solcher Buchstabe, selbständig gestaltet aber stilistisch ganz übereinstimmend, auch einmal in einem

spanischen Druck (Oliveros de Castilla, Burgos, Fadrique de Basilea, 1499) auftritt, so ist das nur ein Beweis dafür, wie stark der spanische Frühdruck unter dem fremden Einfluß von den verschiedensten Seiten her gestanden hat.

Eine weitere charakteristische Initialform, die der Pariser Buchdruck ausgebildet hat, ist die Darstellung perlenartig verzierter Buchstaben auf Schrotgrund. Diese Initialien sind jedenfalls im allgemeinen nicht in Holzschnitt, sondern in Metallschnitt ausgeführt, und die Nachahmung des Schrotgrundes auf dem Holzstock ist auch daneben versucht worden, aber mit wenig glücklichen Ergebnissen. Initialen in Metalltechnik hat außer den Pariser Druckern mit besonderer Fertigkeit Alfonso Fernandez de Cortoba in Valencia hergestellt. Seine lateinischen und hebräischen Buchstaben in dieser Technik sind aber von den Pariser Schrotgrundinitialen völlig unabhängig und nehmen zwischen italienischem und deutschem Stile eine Mittelstellung ein.

Auch die holländischen Initialen tragen ein nationales Gepräge. Bei ihnen treten an die Stelle der Blumen und Blätter vielfach Früchte in stilisierter Umrahmung, und sie zeichnen sich durch eine gewisse Wucht der Darstellung aus.

Daß Spanien von verschiedenen Seiten her stilistische Elemente für die Initialgestaltung aufgenommen hat, ist schon erwähnt worden. Die spanischen Drucker haben in besonders umfänglichem Maßstabe den Schmuck ihrer Erzeugnisse durch gedruckte Initialien gepflegt. Dabei haben sie neben den fremden Elementen noch allerlei eigenartige Formen geschaffen. Auch diesen liegen zumeist vegetabile Elemente zu Grunde, aber es sind nicht die gleichen wie anderwärts. So gestaltet Paul Hurus mehrere Serien seiner Zierbuchstaben aus plastisch gezeichneten Stämmen und Ästen, und die Blumen der spanischen Initialen unterscheiden sich von denen der Italiener und Franzosen durch eine eigentümliche Schraffierung der einzelnen Blätter.

Daß den meisten dieser Gestaltungen die formalen Elemente des handschriftlichen Buchschmucks, wie er sich landschaftlich entwickelt hatte, zu Grunde liegen, wird dem Kenner der Miniaturen mittelalterlicher Codices ohne weiteres zum Bewußtsein gekommen

sein. Aber nur in ganz vereinzelt Fällen ist die Nachbildung über eine stilistische Anpassung hinausgegangen, und nur ein einziges Mal hat es meines Wissens der anonyme Drucker von Salamanka versucht, eine Initiale direkt den Handschriften des XIII. Jahrhunderts nachzubilden.

## 9. Holzschnitte.

Wenn der landschaftliche Charakter in den Holzschnitten<sup>1)</sup> der Inkunabeln nicht in demselben Umfange zu erkennen ist, wie in den Initialen, so hat das seine besonderen leicht verständlichen Ursachen. Der Holzschnitt war in Deutschland schon 1461 in den Buchdruck aufgenommen worden. Es waren ja nun aber zumeist deutsche Drucker, die die neue Kunst in die fremden Länder trugen, und so ist es doch nur naturgemäß, daß auch in diesen Ländern die Holzschnitte der älteren Frühdrucke die Hand deutscher Meister nicht verkennen lassen. An verschiedenen Stellen läßt es sich zudem unmittelbar nachweisen, daß die in außerdeutschen Frühdrucken verwendeten Holzschnitte gar nicht am Ort ihrer nachmaligen Verwendung gestochen worden sind, sondern daß die Stöcke dazu direkt aus dem deutschen Druckbereiche bezogen worden waren. So ist es nicht zu verwundern, wenn erst allmählich an den Holzschnitten der Frühdrucke ein landschaftlicher Charakter zur Geltung kommt. Die Anpassungsfähigkeit der Deutschen kommt auch auf diesem Gebiete wieder zum Ausdruck. In erheblichem Umfange läßt sich in den Holzschnitten der Frühdrucke das Ringen verschiedener Einflüsse auf die Gestaltung des Stiles verfolgen. Bald erweckt es den Anschein, als ob ein deutscher Meister nach einer fremden Zeichnung gearbeitet habe, bald als habe er versucht, eine deutsche Vorlage dem Stile des Landes anzupassen, in dem er arbeitete, bald macht es den Eindruck, als habe ein fremder Künstler sich mit mehr oder weniger Erfolg

<sup>1)</sup> Pollard, A. W., *Early illustrated books*. London 1893. Schreiber, W. L., *Manuel de l'amateur de la gravure sur bois etc.* tom. V. Leipzig 1910—11. Kristeller, P., *Early Florentine woodcuts*. London 1897. Essling, Prince d', *Les livres à figures venitiens etc.* Florence 1907 ff.

bemüht, eine deutsche Vorlage in seinem künstlerischen Empfinden umzubilden. Aus diesen Erörterungen geht jedenfalls das eine hervor, daß die von den Kunsthistorikern gelegentlich erhobene Forderung, bei der Ursprungs-Untersuchung der Wiegendrucke den Holzschnitten eine ausschlaggebende Bedeutung beizumessen, durchaus unberechtigt ist. Selbst da, wo der Holzschnitt einen ausgeprägten landschaftlichen Charakter trägt, muß noch immer mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß der betreffende Stock in fremde Hände gewandert ist.

Damit soll natürlich nicht in Abrede gestellt werden, daß besonders für die beiden letzten Jahrzehnte der Frühdruckzeit auch die Holzschnitte der Inkunabelforschung wertvolle Fingerzeige zu geben in der Lage sind. Der künstlerische Stil ermöglicht es vielfach, nicht nur einen italienischen Wiegendruck von einem deutschen zu unterscheiden, sondern auch festzustellen, ob der Druck in Venedig, in Florenz oder in Neapel hergestellt worden ist. In dieser Richtung muß der Inkunabelforscher auch ein gewisses Maß von kunsthistorischen Kenntnissen sich anzueignen suchen. Aber er muß sich sorgfältig davor hüten, sich von diesen allein in Fällen leiten zu lassen, wo zuverlässigere Hilfsmittel ihm eine sicherere Begründung seiner Ansichten ermöglichen.

Daß in den Inkunabeln auch andere Reproduktionstechniken als der Holzschnitt vorkommen, ist nicht zu verwundern, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Konrad Sweinheim in Rom 1473 dem Buchdruck untreu wird, um die Karten zu der erst nach seinem Tode 1475 von Arnold Bucking herausgebrachten Ptolemäus-Ausgabe zu stechen. Auch für den Kartendruck ist aber der Kupferstich nicht die einzige Technik gewesen. Auch diese sind vielfach in Holzschnitt ausgeführt worden, besonders dann, wenn sie nur vereinzelt auftreten, und es kommt gelegentlich sogar vor, daß sie im umgekehrten Sinne, d. h. weiß auf schwarz ausgeführt worden sind. Der Kupferstich kommt außer für den Kartendruck, in den Wiegendrucken nur recht selten vor. Die Florentiner Dante-Ausgabe des Nikolaus Laurentii vom Jahre 1481 (Hain 5946) ist das einzige Werk, in dem eine umfängliche Verwendung des Kupferstichs für die Illustrierung des Buches beabsichtigt war. Sie ist aber auch

da nicht zur Durchführung gelangt, denn von den 96 beabsichtigten Abbildungen<sup>1)</sup> sind nur 13 wirklich zur Ausführung gelangt, und auch diese Anzahl ist nur in wenigen Exemplaren des Druckes vorhanden; die meisten weisen deren noch weniger auf.

Neben dem Kupferstich spielt in der Inkunabelzeit auch der Metallschnitt eine gewisse Rolle, und es ist in manchen Fällen nicht ganz leicht zu entscheiden, ob eine bildliche Darstellung in besonders feinem und scharfem Holzschnitt oder in Metallschnitt ausgeführt ist. Ein eigenartiges Verfahren, das aber nur kurze Zeit und in beschränktem Umfange zur Anwendung gelangt ist, sind die als *planches interrassiles* bezeichneten Metallplatten. Das bekannteste Beispiel dafür sind die Illustrationen zu den *Meditationes* des Johannes de Turreremata, die Johann Neumeister zweimal, 1479 in Mainz und 1481 in Albi von den gleichen Platten abgedruckt hat. In einem ähnlichen Verfahren scheinen die Leisten zu der Erstaussgabe der *Ordenanzas reales* in Huete 1484 und 1485 hergestellt zu sein. Sonst kommen wohl nur ganz vereinzelte Beispiele dieser Technik, einer Umkehrung des Schrottdruckes, vor.

Eine besondere Stellung räumt die Inkunabelforschung den Titelholzschnitten ein. Sie versteht darunter aber keineswegs alle die Holzschnitte, die sich auf Titelblättern der Inkunabelzeit befinden, sondern es sollen damit nur solche Abbildungen bezeichnet werden, die entweder von vornherein nicht für die Ausschmückung eines einzelnen Buches, sondern einer ganzen Gattung von Büchern bestimmt waren, oder die wenigstens von dem betreffenden Drucker ohne Rücksicht auf den dargestellten Gegenstand in einer ganzen Anzahl von Drucken Verwendung gefunden haben. Als charakteristisches Element kann man ansehen, daß der betreffende Holzschnitt nicht als Illustration eines bestimmten Textes dient, sondern mehr oder weniger das Wesen eines Ursprungszeugnisses annimmt. Das verbreitetste Beispiel dieser Art von Titelholzschnitten sind die Schulszenen (*Accipies-Bilder*)<sup>2)</sup> mit denen die Drucker ihre

<sup>1)</sup> Im *Inferno* und *Paradiso* ist je eine, im *Purgatorio* zwei Gesänge ohne Raum für eine Abbildung gedruckt.

<sup>2)</sup> Vergl. Schreiber-Heiß, Die deutschen „*Accipies*“ und *Magister cum discipulis* Holzschnitte. Straßburg 1908.

zahlreichen Ausgaben der für den Unterricht im Lateinischen bestimmten Druck auszugestalten pflegten. In diesem Sinne möchte man auch die Kanonbilder der Missalien dieser Gattung von Holzschnitten zurechnen, obwohl sie ja nicht auf dem Titel, sondern in der Mitte der Missalien vor dem Kanon angebracht zu werden pflegen<sup>1)</sup>. Aber auch sie werden meist zur Ausschmückung einer Mehrzahl von Drucken verwendet und sind uns bei der Gleichartigkeit der in den Missaldrucken verwendeten Typenformen nicht selten ein wertvolles Hilfsmittel zu deren Bestimmung. Es gibt nun aber auch außerdem noch bei manchen Druckern derartige Holzschnitte, die ursprünglich vielleicht als Illustration eines bestimmten Textes entworfen sein mögen, nachmals aber eine weit allgemeinere Verwendung gefunden haben. Sie sind, wenn auch zweifellos nicht vollkommen erschöpfend, als Erkennungszeichen der Drucker im Typenrepertorium bei der betreffenden Druckerei besonders verzeichnet.

## 10. Druckermarken.

Zu den Holzschnitten zählen außerdem auch die Druckermarken<sup>2)</sup>. Ihre Darstellung ist ja völlig unabhängig von dem Inhalt des Buches, in dem sie sich finden, und ihre Bestimmung ist ausschließlich die, den Ursprung des Druckes aus einer bestimmten Werkstätte zu bezeichnen. Hervorgegangen sind sie ohne Zweifel aus den Hausmarken, die der Kaufmann nicht nur an seinem Hause, sondern auch auf den Kisten und Ballen, die er in die Welt hinaussandte, schon im Mittelalter zur Bezeichnung seines Eigentums anzubringen pflegte. Eine solche Druckermarke in Gestalt von zwei kleinen Schilden mit den charakteristischen Zeichen haben schon Fust und Schöffer, und zwar zuerst in der

<sup>1)</sup> Vergl. Heiß, Christus am Kreuz. Kanonbilder der in Deutschland gedruckten Meßbücher des XV. Jahrhunderts. Straßburg 1910.

<sup>2)</sup> P. Heiß hat eine Serie von Reproduktionen der Druckerzeichen erscheinen lassen, in der Bernoulli die Baseler, Kristeller die italienischen, Haebler die spanischen bearbeitet hat. Vergl. dazu: E. Weil, Die deutschen Druckerzeichen des XV. Jahrhunderts. München 1924. 4<sup>o</sup>.

Biblia latina von 1462 (Hain 3050) angebracht, und das Vorbild der zwei Schilder ist von einer ganzen Anzahl von Druckern des deutschen Bereiches übernommen worden. Auch das älteste italienische Bücherzeichen, das die Jenson-Gesellschaft in Venedig zuerst 1481 in dem Innocentius IV., Apparatus decretalium (Hain 9192) gebraucht, ist wohl zunächst eine Handelsmarke gewesen. Es ist aber von den Druckern Italiens so vielfach nachgeahmt oder übernommen worden, daß man geglaubt hat, darin noch mehr ein Zunft- oder Innungszeichen als die Hausmarke einer einzelnen Werkstatt erblicken zu sollen. Den Charakter als Erkennungszeichen der Drucker haben die Druckermarken stets beibehalten, in ihrer Gestaltung hat aber im Laufe der Zeit eine immer größere Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit der Darstellung Platz gegriffen.

Eine besondere Entwicklung hat die Verwendung der Büchermarken bei den französischen, speziell bei den Pariser Buchdruckern genommen. In den deutschen Frühdrucken ist die Druckermarken fast immer am Ende des Buches in Verbindung mit der Schlußschrift oder an deren Stelle zu finden. Nur wenige Drucker haben ihre Marke zu einer größeren Darstellung ausgestaltet, und diese dann als Titelholzschnitt verwendet, oder ihre Anfangsbuchstaben oder Hausmarken in den Leisten oder Initialen des Druckes angebracht. Auch in Italien war es das allgemein übliche, daß die Druckermarken an das Ende des Buches verwiesen wurde. In italienischen Inkunabeln tritt aber schon häufiger an die Stelle der Druckermarken eine Marke des Verlegers, und diese Verlegerzeichen, wie die Florentiner Lilie des Lucantonio Giunta in Venedig, oder die Engelsfigur des Johannes de Legnano in Mailand, finden sich bei weitem häufiger schon auf dem Titelblatt, wobei gar nicht selten am Ende auch der Drucker sein Zeichen angebracht hat. Dieses für italienische Verhältnisse immerhin noch seltene Vorkommen wird in späterer Zeit für die Pariser Frühdrucke die Regel. Die Druckermarken der französischen Inkunabeltypographen bestehen in ihrer überwiegenden Mehrzahl aus größeren bildhaften Darstellungen in rechteckigem, gelegentlich aus angefügten Leisten gebildetem Rahmen. Da sie auf der Blattseite der in Frankreich besonders rasch in Aufnahme gelangenden kleinen

Buchformate für den Text nur wenig Raum übrig ließen, war es in den meisten Fällen unmöglich, sie am Schluß des Buches in Verbindung mit der Schlußschrift zu bringen. Sie wanderten daher gewohnheitsmäßig auf das Titelblatt, auf dem sie sich mit den wenigen Worten des Buchtitels besser vertrugen. So kommt es, daß fast alle Signete französischer, besonders Pariser Drucker den Charakter von Titelholzschnitten tragen.

Das änderte sich aber mit dem wachsenden Einflusse, den die Verleger auf das Pariser Buchwesen erlangten.

Das Verlegertum reicht ja auch schon weit in die Zeit vor der Erfindung der Buchdruckerkunst zurück. Die Verhältnisse des Altertums mögen dabei ganz unberücksichtigt bleiben. Aber wenn mittelalterliche Schreiberstuben, wie die des Diebold Lauber in Hagenau gegen Engelt von Lohnschreibern Handschriften auf Vorrat herstellen ließen, so sind damit bereits die wesentlichsten Merkmale der Verlagstätigkeit gegeben. Die Herstellung der Drucke, besonders wenn sie von beträchtlichem Umfange waren, erforderte die Festlegung von Summen, die für ihre Zeit recht beträchtlich waren, und bei dem umständlichen Verfahren des Frühdrucks für eine erheblich lange Zeit festgelegt werden mußten, ehe sie durch den Verkauf des fertigen Buches wieder flüssig gemacht werden konnten. Schon Gutenberg hat ja über dieses Kapital nicht verfügt und hat deshalb den Johann Fust als Teilhaber aufnehmen müssen. In derselben Lage hat sich weitaus die Mehrzahl der Frühdrucker befunden. Vor allem sind fast die sämtlichen deutschen Drucker, die in das Ausland wanderten, fast beständig auf der Suche nach Geldgebern gewesen, die ihnen zu einer gewinnbringenden Ausnutzung ihrer Kenntnisse in der neu erfundenen Schreibkunst behilflich sein sollten.

Durch den Einschuß des benötigten Kapitals wurde aber der Geldgeber noch keineswegs zum Verleger. Allerdings wird der gewährte Kredit nur in seltenen Fällen ein persönlicher gewesen sein. Die vielen Druckverträge, die wir besonders aus italienischen und spanischen Quellen besitzen, lassen es vielmehr als die Regel erscheinen, daß Drucker und Geldgeber ein Gesellschaftsverhältnis eingingen, nach welchem sie in einem vertragsmäßig geregelten

Maßstabe gemeinsam das Risiko des Vertriebs übernahmen. Die Handelsgesellschaft, die ja das Geschäftsleben des XV. Jahrhunderts ganz allgemein beherrscht, diente auch für das Druckereigeschäft als Vorbild. Wenn reiche Mäzene, Professoren der Universitäten, vermögende Gelehrte das Kapital aufbrachten zur Errichtung einer Druckerei, die nach ihren Anweisungen bestimmte Werke im Druck herstellte, so wurden sie damit noch keineswegs zu Verlegern. Vielmehr waren sie, so lange auch der Drucker mit seinem Gewinnanteil auf den Ertrag des Verkaufes angewiesen war, nur dessen Geschäftsgenossen, deren Anteil lediglich in einer anderen Form als von dem ausübenden Drucker eingeschossen wurde. Ein Verlagsverhältnis entstand erst in dem Augenblicke, wo der Buchdrucker gegen ein bestimmtes, in barem Gelde zu erlegendes Honorar für seine Arbeit entlohnt, der Ertrag aber und das Risiko von Gewinn oder Verlust ausschließlich dem Geldgeber zugesprochen wurde.

Wenn auch die Form der Druckgesellschaft bei weitem die gebräuchlichste in der Frühdruckzeit gewesen ist, so finden sich doch auch wirkliche Verlagsgeschäfte in sehr früher Zeit. Als die Professoren und Rechtsbeflissenen von Bologna im Jahre 1473 eine Gesellschaft zur Herausgabe des Repertorium juris des Petrus Brixianus de Monte gründeten, über die wir durch eine ungewöhnlich große Anzahl von Urkunden unterrichtet sind, und dafür nacheinander den Andreas Portilia, den Perdocius de Panzarasis und den Stephanus Merlini gegen festes Entgelt in Pflicht nahmen, so waren sie, obwohl sie das Verhältnis als *societas* bezeichnen, doch schon im eigentlichen Sinne Verleger, denn die Drucker hatten die Arbeit ihrer Hände an die geldgebenden Gesellschafter abzuliefern, und waren gänzlich unbeteiligt daran, ob mit dem Verkauf der Bücher ein Gewinn erzielt wurde oder nicht.

Nun sind wir freilich nur in einer immerhin recht kleinen Zahl von Fällen in der Lage, das Verhältnis zwischen dem Drucker und seinem Geldgeber mit Sicherheit festzustellen. Wenn in den Schlußschriften der Frühdrucke so außerordentlich häufig ausgesprochen wird, daß das betreffende Werk von dem Drucker auf Kosten (*impensis, aere et impensis*) eines anderen hergestellt

wurde, so ist damit noch nicht ohne weiteres nachgewiesen, daß zwischen Drucker und Geldgeber ein reines Verlagsverhältnis stattgefunden hat. Auch fehlt den Gelehrten und Patronen der ältesten Drucker ein Kennzeichen, das eigentlich für den Verleger erforderlich ist, das Erwerbsinteresse. Allerdings lassen die alten Verträge erkennen, daß ein solches fast überall auch da vorlag, wo unzweifelhaft das wissenschaftliche Interesse an der Ausnützung der neuen Kunst die Hauptrolle für die Errichtung einer Druckwerkstätte gespielt hat. Wir werden deshalb einen Petrus Antonius Advena, einen Franciscus de Vincentio, einen Lazarus de la Penna, die Mitglieder der Bologneser Gesellschaft von 1473, noch nicht den Verlegern im eigentlichen Sinne zurechnen können. Es hat aber solche Verleger, die nur aus geschäftlichen Gesichtspunkten sich als Geldgeber in Gesellschaft mit Druckern und Gelehrten einließen, sogar vor diesem Zeitpunkte schon gegeben. Annibale Malpighi, dessen Druckverträge mit Baldassare Azzoguidi in Bologna bis in das Jahr 1470 zurückreichen, und der 1484 infolge seiner umfänglichen Verlagsgeschäfte in ziemlich zerütteten Vermögensverhältnissen starb, ist ebenso ausgesprochen ein kaufmännisch-interessierter Verleger, wie Philippus de Lavagna in Mailand, der von 1472 ab eine ganze Reihe verschiedener Drucker vertragsweise in Pflicht genommen hat, um Bücher drucken zu lassen, deren Vertrieb nur zu seinem persönlichen Vorteile erfolgen sollte. Mailand ist diejenige Stadt, in der sich am frühesten ein rein kaufmännisch orientiertes Verleger-tum gebildet und zu einer beträchtlichen Blüte entwickelt hat. Es wurde schon erwähnt, daß wir aus Mailand auch schon Verlegermarken kennen.

Die älteste Pariser Presse, die Guillaume Fichtet und Johannes a Lapide durch Ulrich Gering, Michael Friburger und Martin Crantz in den Baulichkeiten der Sorbonne einrichten ließen, ist ebenfalls ein reines Unternehmen der Verleger, für die die Drucker in einem bestimmten Lohnverhältnis arbeiteten, ohne irgendwie an dem Ertrage ihrer Tätigkeit beteiligt zu sein. Allerdings treten dieselben Drucker von 1473 auch als eigene Unternehmer auf, und es scheint nicht, als ob unter den ältesten Pariser Druckereien auch noch

andere bestanden hätten, die ausschließlich für fremde Rechnung gearbeitet haben. Im letzten Jahrzehnt der Frühdruckzeit aber bildet sich in Paris mehr als an irgend einem anderen Platze ein rein kaufmännisches Unternehmertum heraus, das zwar in gewaltigem Umfange die Buchdrucker als Handwerker beschäftigt, selbst aber am Buchdruck absolut keinen Anteil nimmt, sondern sich ganz auf die buchhändlerische Verlagstätigkeit beschränkt.

Diese Überlegenheit des Verlegertums über die eigentlichen Buchdrucker findet denn nun in Paris auch in der Aufmachung des Buches ihren äußerlichen Eindruck. Die Verleger wirken einmal dahin, daß die verschiedenen Druckereien, denen sie ihre Aufträge zuwenden, mit einem möglichst gleichartigen Typenmaterial arbeiten. Daher das Verschwinden der typographischen Eigenart in den Erzeugnissen der französischen Drucker um die Jahrhundertwende. Ihrem Einflusse ist es ferner zu verdanken, daß die Angaben über den Druck der Bücher immer dürftiger gestaltet, immer häufiger unterdrückt oder durch Angaben über die Stelle, wo sie käuflich zu haben sind, ersetzt werden. Dem gleichen Bestreben entspringt es, daß die Druckermarken in den weitaus meisten Fällen durch eine Verlegermarken ersetzt, oder wenigstens durch diese von dem Titelblatte verdrängt und wieder an den Schluß des Buches verwiesen ist. Vielfach treten jetzt die Verlegermarken des Jean Petit, des Guillaume Eustace, des Simon Vostre, der Gebrüder Marnef als einziger Schmuck und als einziges Ursprungszeugnis der Drucke auf, deren typographische Hersteller in vielen Fällen kaum zu ermitteln sind. Es ist allerdings richtig, daß sich diese Verhältnisse erst in den letzten Jahren des XV. Jahrhunderts zu entwickeln beginnen, und daß sie ihre größte Ausdehnung erst im XVI. Jahrhundert gewinnen. Sie sind aber eine außerordentliche Erschwerung für die Erforschung des Pariser und bis zu einem gewissen Grade überhaupt des französischen Frühdrucks. Ein eingehenderes Studium dieser besonderen französischen Verhältnisse um die Jahrhundertwende ist ein unbedingtes Erfordernis für die erschöpfende Kenntnis des französischen Frühdrucks.

## 11. Farbendruck.

In dem Bestreben, seinen Druck der Handschrift so ähnlich als möglich zu gestalten, hat Gutenberg in den ersten Lagen der 42 zeiligen Bibel auch den Versuch gemacht, die Kapitel-Überschriften in Rotdruck herzustellen. Der Versuch muß aber nicht zu seiner Befriedigung ausgefallen sein, obwohl sich an dem Drucke selbst der Grund nicht erkennen läßt, denn er hat ihn bereits nach der ersten Lage wieder aufgegeben. Die technischen Schwierigkeiten, die darin bestanden, daß der Bogen zweimal möglichst genau in derselben Lage durch die Presse hindurchgehen mußte, dürften dafür allein kaum maßgebend gewesen sein, denn sie sind in dem Fust-Schöfferschen Druck des Psalteriums von 1457 in einer so vollkommenen Weise überwunden, wie sie uns in der ganzen Frühdruckzeit nie wieder begegnet. Man hat die herrlichen Psalter-Initialen noch auf Gutenberg selbst zurückführen zu dürfen geglaubt; anzunehmen ist aber, daß der Anteil des Kalligraphen Schöffer daran kein ganz geringer gewesen ist. In den Psalterien von 1457 und 1459 sind nicht nur mitten im Text alle Anfangsbuchstaben in Rotdruck hergestellt, sondern es beginnt jeder Psalm mit einer kunstvollen Initiale, deren Buchstabenkern sich in anderer Farbe aus dem Rankenwerke heraushebt, das bei den größeren Buchstaben mehrere Zeilen weit auf dem Stege herunter reicht. Es ist nachgewiesen, daß die Buchstabenkerne in dünnen Metallplättchen bestanden, die besonders eingefärbt und so in den mit anderer Farbe versehenen Holzstock der Initiale eingelegt wurden. Dabei sind diese Initialen für jeden einzelnen Abzug verschieden eingefärbt worden, so daß in den verschiedenen Exemplaren des Druckes die gleiche Initiale verschieden gefärbt ist. Da das Rot der großen Buchstaben nur selten einmal auf einem Kernbuchstaben wiederkehrt, im allgemeinen aber die Farben der Initialen davon abweichen, so haben wir es in den Psalterien mit einem Druck in vier Farben zu tun, dessen kunstvolle Technik dadurch nicht herabgesetzt wird, daß die eigentlichen Initialen wahrscheinlich besonders eingefärbt in die Druckform eingesetzt und mit ihr zugleich abgedruckt worden sind.

Wenn trotzdem selbst in der Schöfferschen Werkstätte in den umfänglichen Drucken von dem Rotdruck in der älteren Zeit kein konsequenterer Gebrauch gemacht worden ist, so liegt das jedenfalls nicht darin, daß die Technik dem Drucker wesentliche Schwierigkeiten geboten hätte, sondern vermutlich scheute er nur den Mehraufwand an Arbeit, der ihm daraus erwuchs, daß jeder Bogen, auf dem der Rotdruck vorkam, zweimal durch die Presse gehen mußte, d. h. noch einmal so viel Arbeit erforderte, als der einfache Schwarzdruck. Trotzdem hat der Zweifarbendruck in Schwarz und Rot sehr früh eine weite Verbreitung gefunden und ist nicht nur für die liturgischen Drucke, sondern auch für die kommentierten Ausgaben der juristischen Texte beinahe zur Regel geworden. Erst als der Schriftenvorrat der alten Drucker sich so zu erweitern begann, daß sie die Heraushebung der Überschriften auch auf andere Weise, als durch die Anwendung des Rotdrucks bewerkstelligen konnten, kommt er etwas mehr in den Hintergrund. An seine Stelle trat dann die Hervorhebung der Überschriften durch eine größere Schriftart.

Gutenberg und seine unmittelbaren Nachfolger — Pfister, Ruppel, Neumeister — haben ihre Drucke immer nur mit einer einzigen Schriftart hergestellt. Die Psalterien von 1457 und 1459 haben allerdings bereits zwei Missalschriften, die zueinander passen, so daß man ihnen anachronistisch die Absicht eines Missaldrucks angesonnen hat, die 15 Jahre später allerdings mit zwei aufeinander abgestimmten Schriftarten gedruckt worden sind. Aber abgesehen davon, daß diese spätere Technik die beiden Schriften auf ein und denselben Kegel gießt — es ist dafür der Ausdruck gekuppelte Typen üblich geworden — und daß sie nach so langem Zwischenraum ohne alle Verbindung mit dem früheren Verfahren auftritt, haben auch Fust und Schöffer in ihren ältesten Textdrucken (Brotschriften) auch nur eine einzige Schriftart in Anwendung gebracht. Erst das Bestreben, in den Ausgaben der Textbücher des römischen und kanonischen Rechtes Kommentar und Text augenfällig zu unterscheiden, hat seit 1460 zur Verwendung von zwei verschiedenen Schriftarten in ein und demselben Druckwerk profanen Charakters geführt. Von da war es nur ein Schritt, die zweite Schrift in

solchen Büchern, die nur eine Type für den Text erforderten, zur Hervorhebung der Überschriften zu verwenden, und das geschieht seit 1473 in stetig wachsendem Umfange.

Diese Entwicklung konnte sich aber im wesentlichen nur auf dem Gebiete der gotischen Schrift vollziehen, deren Formenreichtum die Möglichkeit bot, die Gestaltung der Buchstaben den verschiedenen Größen anzupassen. Das war bei den starrerem Formen der Antiqua nicht wohl durchführbar oder hätte zum mindesten ein erheblich unschöneres Bild gegeben. Der Rotdruck der Überschriften, resp. deren handschriftliche Ergänzung hat sich deshalb im Bereiche des Antiquadrucks, d. h. hauptsächlich in Italien, etwas länger behauptet, bis man auch dort einen Ersatz dafür fand. Der bestand darin, daß man die Überschriften und andere Stellen, die hervorgehoben werden sollten, ausschließlich in Majuskelbuchstaben setzte. In beschränkterem Umfange ist diese Gepflogenheit dann wohl auch von Druckern angenommen worden, die sich gotischer Schriften bedienten, doch hat deren weniger bequeme Lesbarkeit eine weitere Verbreitung dieses Verfahrens verhindert.

Der Rotdruck blieb dann mehr oder weniger in der Hauptsache den liturgischen Drucken vorbehalten. Breviarien und Missalien sind ja überhaupt erst seit der Mitte der siebziger Jahre häufiger im Druck hergestellt worden, weil sie dem Drucker die Schwierigkeit einer vielfachen Unterscheidung der darin enthaltenen Texte auferlegten. Es galt nicht nur Texte der Lektionen und die choralen Teile voneinander zu trennen, was durch die Verwendung der beiden gekuppelten Typen erreicht wurde, sondern in beiden Teilen auch wieder die für die äußere Form des Kultus dienenden Anweisungen so heraus zu heben, daß sie sich von den Texten leicht erkenntlich unterschieden. Ausnahmsweise haben das einzelne Drucker einmal wohl auch auf dem Wege zu erreichen versucht, daß sie eine dritte, von den andern beiden stark sich abhebende Type für die liturgischen Anweisungen zur Anwendung gebracht haben (Breviarium Lubucense GfT. 821). Das sind aber doch nur ganz vereinzelt einer verhältnismäßig späten Zeit angehörige Versuche. Für die liturgischen Drucke der Frühzeit — und weit über dieselbe hinaus — ist der Rotdruck dafür das gewöhnliche

Hilfsmittel geblieben, und auf diesem Gebiete ist die günstigste Gelegenheit geboten, seine Technik genauer zu studieren.

Es stellt sich dabei heraus, daß für den Rotdruck der Inkunabelzeit mindestens zwei verschiedene Verfahren in Betracht kommen, deren Wahl vielleicht hauptsächlich von Zweckmäßigkeitsgründen bedingt war.

Daß jemals die rot zu druckenden Worte besonders eingefärbt in die Form eingesetzt worden wären, wie es mit den kunstvollen Psalterinitialen geschehen war, ist wohl kaum vorgekommen. Die verbreitetste Art des Rotdrucks bestand darin, daß die rot zu druckenden Stellen besonders gesetzt, und in der eigentlichen Form durch Blöcke ausgespart wurden. Es scheint dann üblich gewesen zu sein, zuerst den farbigen Druck in der Presse vorzunehmen, und dann erst den Bogen über die schwarz eingefärbte eigentliche Form gehen zu lassen. Es sind nicht wenige Probeblätter auf uns gekommen, die nur den roten Druck aufweisen, während mir noch nie ein Blatt begegnet ist, auf dem der Schwarzdruck mit den Lücken für den farbigen Satz zu erkennen gewesen wäre. Die technische Schwierigkeit bestand bei diesem Verfahren darin, den farbig bedruckten Bogen so auf die Form zu bringen, daß die farbigen Stellen genau an den Platz gelangten, wo sie zu stehen hatten. Mit Hilfe der Punkturen hätte das an sich nicht allzu große Schwierigkeiten bieten sollen. Man muß aber nicht vergessen, daß in der späteren Druckzeit die Punkturen auf wenige Stellen beschränkt waren, und daß sich ihre Spuren bei dem wiederholten Anlegen und Abnehmen des befeuchteten Papiers leicht erweitern mochten. Jedenfalls sind die Spuren davon, daß Rot- und Schwarzdruck nicht genau Register halten, außerordentlich zahlreich; dadurch, daß das Papier um eine Kleinigkeit sich nach rechts oder links, nach oben oder unten verschob, mußte es notwendig geschehen, daß der eine Druck zu dem andern nicht Abstand oder Linie hielt, so daß bei erheblicheren Unterschieden die eine Farbe die andere deckte. Die Stellen, wo sich ein solcher Vorgang erkennen läßt, sind es, die uns den Beweis für die Anwendung dieses Verfahrens beim Rotdruck erbringen.

Es ist aber nicht das einzige gewesen, das während der Frühdruckzeit gebraucht worden ist. Der Zweck, einzelne Stellen der Form beim Abdruck auszusparen, konnte auch dadurch erreicht werden, daß man beim Einfärben über dem Satze eine sogenannte Maske anbrachte, eine Form aus festem Papier, von dem nur die Teile stehen gelassen wurden, die dazu dienen sollten, die für die andere Farbe bestimmten Stellen abzudecken. Das Verfahren hatte den einen Vorteil, daß beide Farben von ein und derselben Satzform gleichzeitig abgezogen werden konnten. Dagegen machte es für jeden zweifarbig zu druckenden Bogen die Anfertigung von zwei Masken notwendig, von denen die eine den rot zu druckenden Satz vor der schwarzen Einfärbung, die andere den schwarzen vor der roten zu schützen hatte. Auch dieses Verfahren läßt sich in den Inkunabeldrucken nachweisen. Es verrät sich dadurch, daß es bei aller Sorgfalt nicht immer gelingen wollte, die Masken ganz korrekt auf die Satzform aufzulegen. Sobald sich diese ein wenig verschob, wurden die der fremden Farbe zunächst stehenden Buchstaben von ihr mit betroffen, und so kommt es vor, daß die Ränder um die rotgedruckten Stellen Spuren der roten Farbe, statt der ihnen zukommenden schwarzen aufweisen. Es scheint in der Frühdruckzeit das minder häufige Verfahren gewesen zu sein, und eignete sich mehr nur für solche Drucke, in denen der Rotdruck keinen besonders großen Umfang erreichte. Die Anzeichen seiner Verwendung sind aber unwiderleglich nachweisbar.

Für den Typensatz kommt neben dem Schwarz- und Rotdruck kein anderer Mehrfarbendruck in Frage. Natürlich gibt es aber in den Wiegendrucken auch ganze Seiten und Bogen, sogar einzelne ganze Druckerzeugnisse, die nicht in Schwarz sondern in Rot oder in Rosa gedruckt sind. Erhard Ratdolt hat bekanntlich sogar eine Anzahl Exemplare seines Euclid von 1482 (Hain 6693) mit einer Widmung in Golddruck ausgestattet. In allen diesen Fällen handelt es sich zwar um Farbendruck, aber nicht um mehrfarbigen Druck. Aber auch von diesem ist noch eine besondere Gattung zu erwähnen.

Bei allen bisher erwähnten Fällen handelte es sich um mehrfarbigen Textsatz, und in diesem ist wohl in der Frühdruckzeit auch nichts weiteres vorgekommen. Dagegen bietet der Mehr-

farbendruck für bildliche Darstellungen noch Anlaß zu einigen Vorkommen, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden können. Erhard Ratdolt und einige andere venetianische Drucker haben es zu ihrer Spezialität gemacht, astronomische Werke zu drucken, in denen die Vorgänge am gestirnten Himmel in umfänglicher Weise durch Abbildungen veranschaulicht werden. Dazu zählt auch die Darstellung der Verfinsterungen, und zu deren Erläuterung wird zu dem mehrfarbigen Drucke Zuflucht genommen. Belichtete und beschattete Stellen werden durch Druck in Schwarz und Gelb unterschieden. Gelegentlich macht sich aber dazu auch noch die Verwendung von Rotdruck nötig, so daß wir bei ihnen manchmal sogar dreifarbigem Druck auf einer Seite antreffen. Erhard Ratdolt hat die Verwendung dreier Druckfarben dann auch dazu benutzt, sein eigenes Wappen odere andere heraldische Darstellungen in dieser Weise zu kolorieren.

Ein einziges Mal kommen meines Wissens auf einer Seite der Frühdruckzeit sogar vier Farben vor. Ramon Lull hat ein System der Logik ausgearbeitet, worin er die Beziehungen der Begriffe zueinander in der Form von Tabellen klar zu machen sucht. Eine solche Tabelle findet sich auch in der Ausgabe seiner *Ars brevis*, die Peter Brun und Nikolaus Spindeler 1481 in Barcelona (Hain 10321) gedruckt haben. Hierbei ist die Veranschaulichung der Zusammengehörigkeit von drei verschiedenen Gruppen von Begriffen dadurch zu erreichen versucht worden, daß von dem gemeinsamen Kreise je diejenigen Sektoren in einer Farbe gedruckt sind, die zu einer Gruppe gehören. Solcher Gruppen sind drei, und sie sind durch die Farben rosa, violett und gelbgrün angedeutet. Unter der Tabelle steht natürlich der Text in der gewöhnlichen schwarzen Druckschrift, so daß diese Seite vier mit Hilfe des Druckes hergestellte Farben trägt.

## 12. Noten.

Vor ein besonderes Problem wurden die Frühdrucker gestellt durch den Notendruck.<sup>1)</sup> Es bot sich ihnen bereits in

<sup>1)</sup> Riemann, H., Notenschrift und Notendruck: in Festschrift zur 50jähr.

dem Psalterium von 1457, aber Fust und Schöffer sind ihm damals aus dem Wege gegangen in der Weise, daß sie nur ein paar Notenlinien abgedruckt haben, auf denen die Musik handschriftlich eingetragen werden konnte. Das haben ihnen viele Drucker nachgemacht, auch dann noch, als man längst gelernt hatte, die Schwierigkeiten des Notendruckes zu überwinden. Andere Drucker haben es sich noch bequemer gemacht, und nicht einmal Notenlinien gedruckt, sondern lediglich den Raum für den musikalischen Teil ausgespart. Das geschieht durchaus nicht etwa nur in den Druckwerken der ältesten Zeit, sondern es kommt bis in das XVI. Jahrhundert hinein selbst bei solchen Druckern vor, die in anderen Erzeugnissen die Noten durch Druck herzustellen verstanden haben.<sup>1)</sup> Man kann deshalb in der Frühdruckzeit noch kaum von einer Entwicklung des Notendruckes reden. Eine solche beginnt wohl erst mit den Erfindungen des Ottaviano dei Petrucci von Fossombrone, dessen Privileg zwar schon aus dem Jahre 1498 stammt, von dem aber bis jetzt keine Notendrucke mehr aus dem XV. Jahrhundert zum Vorschein gekommen sind.

Wenn Konrad Fyner zu Eßlingen im Jahre 1473 in der Schrift des Johann Gerson, *Super magnificat* (Hain 7717) eine Reihe von 5 Notenköpfen — sie sollen von Metallstempeln, Lettern, abgedruckt sein — ohne Notenlinien zum Abdruck bringt, so ist er damit dem Problem des Notendruckes nicht weniger aus dem Wege gegangen, als die Drucker, die nur die Linien ohne die Notenköpfe im Druck hergestellt haben. Der älteste wirkliche Notendruck, den wir kennen, stammt aus dem Jahre 1476. Es ist

Jubelfeler der Firma C. G. Röder. Leipzig 1896. — Wendel, C., *Aus der Wiegenzeit des Notendruckes*, in: *Centralblatt für Bibliothekswesen* 19 (1902) S. 569 ff. — Molitor, R., *Deutsche Choral-Wiegendrucke*. Regensburg 1904.

<sup>1)</sup> Ausgespart z. B. *Missale romanum*. Han, 1475 (Hain 11364) — *M. Benedictinum*. Sensenschmidt. 1481 (Hain 11267) — *M. Constantiense*. Kollicker 1485 (Hain 11283) — *M. Coloniense*. Quentel 1494 (Copinger 4116), Bungart 1498 (Hain 11282), — *M. Parisieuse*. Herzog & Emericus 1487 (Hain 13040) — *Notenlinien*: *M. Moguntinum*. Schöffer s. a. (Hain 11332) — *M. Trevirense*. Wensler s. a. (Copinger 4250) — *Graduale Moguntinum*. Drach 1500 (Hain 14897) — *M. Romanum*. Nic. v. Frankfurt. 1487 (Hain 11389).

ein Missale Romanum, das Ulrich Han in Rom gedruckt hat, in dem die Praefationen in zweispaltigem Satz mit ihren Melodien gedruckt sind. Die fünfzeiligen Systeme sind in rotem Druck ausgeführt, die viereckigen Notenköpfe sind schwarz gedruckt, die Bogen müssen also zweimal durch die Presse gegangen sein. Neumen sind nur in geringem Umfange angewendet, sondern meist in ihre einzelnen Noten aufgelöst. Der Druck ist technisch einwandfrei ausgeführt, das XV. Jahrhundert hat dem Drucke nichts vollkommeneres zur Seite zu stellen.

Man kann aber auch nicht behaupten, daß das Hansche Missale vorbildlich gewirkt habe. Daß Planck ein paar liturgische Drucke in ganz ähnlicher Form mit gedruckter Notation versehen hat, findet seine natürliche Erklärung darin, daß er der Fortsetzer der Hanschen Offizin gewesen ist. Und daß die *nota quadrata* oder *romana* bei der Mehrzahl der Drucker in dem romanischen Sprachgebiete bevorzugt worden ist, kann ebensowohl durch die handschriftliche Vorlage, wie durch das Beispiel Ulrich Hans begründet sein. Jedenfalls erweckt es durchaus nicht den Eindruck, als ob die ältesten deutschen Notendrucke von dem Vorbild Hans beeinflusst worden seien. Ich übergehe dabei zunächst das Fragment der Tübinger Universitätsbibliothek, von dem Druckort und Zeit nicht feststeht. Die ältesten datierten deutschen Missalien mit gedruckter Notation sind diejenigen des Georg Reiser in Würzburg, die zurückreichen bis in das Jahr 1481. Reiser hat sich in außerordentlich umfänglicher Weise mit dem Notendruck befaßt; davon legen nicht nur eine ganze Reihe von Missalien, sondern auch ein großes dreibändiges Antiphonar Zeugnis ab. In allen diesen Drucken aber wendet er gotische Notation auf vierzeiligen Systemen an, so daß er mit Han nur den gesonderten Abdruck von Noten und Systemen — die letzteren wie bei jenem in roter Farbe — gemeinsam hat.

Ebenso wie die *nota quadrata* für die italienischen, ist die gotische Notation für die deutschen Notendrucke das gewöhnliche, wobei allerdings die einzelnen Drucker in bezug auf Form und Zahl der in ihrem Typenvorrat vorhandenen Neumen nicht unerheblich voneinander abweichen. Die gotische Notation ist aber

für sie ebenso die Regel, wie die doppelten Choralinitialen in Gestalt langgestreckter schlanker Lombarden und meistens recht schwerfälliger großer xylographischer Buchstaben. Bis weit in das XVI. Jahrhundert hinein ist in bezug auf die Gestaltung des Notendruckes kein erheblicher Unterschied gegenüber den ältesten Erzeugnissen zu beobachten, denn daß die einen Drucker ihre Systeme von Holzblöcken, die anderen von gegossenen Platten abdrucken, kann man als etwas erhebliches doch kaum anerkennen.

Dies Druckverfahren ist aber allerdings nicht das einzige gewesen, dessen sich die Frühdrucker bedient haben. Daß ein Drucker seine Noten gemeinsam mit den dazu gehörigen Linien auf eine Type gegossen, und aus solchen Lettern seine Notation zusammengesetzt hat, ist erst eine französische Erfindung des XVI. Jahrhunderts. Auch die Zusammensetzung der Notensysteme aus einzelnen kürzeren Stücken hat sich erst in einem späteren Studium des Notendrucks und wohl auch nur in Italien<sup>1)</sup> eingebürgert, während die älteren Drucke durchgängig mit Systemen gedruckt sind, die für jede Zeile in der erforderlichen Länge hergestellt waren.

Dagegen ist der Notendruck des XV. Jahrhunderts in umfänglichem Maße in Holzschnitt hergestellt worden. Das Verfahren beseitigte auf dem einfachsten Wege alle mit dem Notendruck verbundenen Schwierigkeiten, denn für den Holzschneider war die Gestaltung eines Notenbildes eine bei weitem leichtere Aufgabe, als das Herausarbeiten bildlicher Darstellungen, an das er doch durch die Herstellung illustrierter Bücher — von Blockbüchern und Holztafeldrucken ganz zu schweigen — schon längst gewohnt war. Bei diesem Verfahren ist von einer Technik des Notendruckes gar nicht mehr die Rede, denn der Holzschnitt bot ja die bequeme Möglichkeit, Noten und Systeme zu gleicher Zeit in den Holzstock einzuschneiden, und der Abdruck konnte von dem Holzstock mit Noten genau in derselben Weise erfolgen, wie von jedem beliebigen anderen Stocke.

<sup>1)</sup> Z. B. *Missale romanum*. Venedig, Emericus, 1498 (Hain 11414) — *Missale Ambrosianum*. Mailand. Pachel 1498.

Obgleich also dieses Verfahren die Aufgabe für den Drucker ganz wesentlich vereinfachte, so läßt es sich doch nicht nachweisen, daß es zeitlich dem Notendruck von Typensatz vorausgegangen wäre. Das Tübinger Graduale-Fragment (Molitor. Taf. II), das in Holzschnitt-Technik hergestellt ist, macht wohl einen ziemlich altertümlichen Eindruck; es ist aber keineswegs ausgeschlossen, daß es diesen mehr der Unbeholfenheit des Druckers, als einer besonders frühen Entstehungszeit verdankt. Denn an Notendrucke von dem Umfange der Gradualia und Antiphonare haben sich sicher die älteren Frühdrucker noch nicht herangewagt. Vorläufig können wir jedenfalls aus dem Tübinger Fragmente noch keine weitgehenden Schlüsse ziehen.

Dagegen ergibt sich ein anderes aus der bibliographischen Untersuchung der alten Notendrucke. Sie sind nämlich so gut wie immer in Holzschnitt hergestellt, wenn es sich um den Druck von musiktheoretischen Werken handelt. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Bücher dieser Gattung in der Frühdruckzeit schon immer gedruckte Noten aufgewiesen hätten. Das ist keineswegs der Fall. Der Guillermus de Podio, *De musica* (Hain 13151), den Peter Hagenbach und Bernhard Huß in Valencia 1495 herausgegeben haben, weist nur Notenlinien auf, obwohl bereits seit 1491 auch auf spanischem Boden musikalische Drucke mit voller Notation erschienen waren, und der Caza, *Tractato del canto figurato* (Hain 4819), den Leonhard Pachel 1492 in Mailand gedruckt hat, läßt überhaupt noch alle Stellen leer, an denen die musikalischen Beispiele eingefügt werden sollten.<sup>1)</sup> Dieser Mangel läßt sich auch nicht so erklären, daß die Mensuralnoten des *canto figurato* an sich dem Drucker so viel größere Schwierigkeiten geboten hätten. Es ist zwar ein Irrtum, daß der Gafurio, *Theoricum opus musicae doctrinae*, der 1480 von Francesco di Dino in Neapel herausgegeben worden ist, bereits Proben von Figuralnotensatz enthalten habe;<sup>2)</sup> es scheint aber, daß solche wenigstens in dem Ramus

<sup>1)</sup> Ein Missale Ambrosianum dieses Druckers von 1478 existiert nicht, es ist vielmehr erst von 1498.

<sup>2)</sup> Es beruht diese Meinung auf einer Verwechslung mit Gafuris *Practica*. Mailand. Signerre. 1496 (Hain 7407), die Mensuralnoten enthält, während das *Theoricum opus* nur die bekannten bildlichen Holzschnitte enthält.

De musica von Bologna 1482 (Reichling 1343) und sicher in dem Burtius, Musices opusculum, Bologna, Rugerius 1487 (Hain 4145) vorkommen, also in Drucken, die eine Reihe von Jahren vor dem Caza des Leonhard Pachel erschienen sind. Wo aber in musiktheoretischen Werken auch der musikalische Teil im Druck hergestellt ist, da ist dies immer auf dem Wege des Holzschnitts, und meines Wissens niemals durch musikalischen Typendruck geschehen, obwohl in einzelnen Fällen diese Notenbeispiele einen ganz erheblichen Umfang erreicht haben.

Das Verfahren erscheint erst dann ganz verständlich, wenn man sieht, daß die Frühdrucker auch in liturgischen Büchern von weit beträchtlicherem Umfange sich des Holzschnitts für die Herstellung des musikalischen Teiles bedient haben. Das merkwürdigste Beispiel dieser Art ist das Obsequiale Augustanum (Hain 11925), das Erhard Ratdolt nach seiner Übersiedlung nach Augsburg 1487 für seine Vaterstadt gedruckt hat. Es sind allerdings nur sieben Seiten dieses in kleinem Folio gedruckten Buches, die mit Noten bedeckt sind, diese sind aber nicht nur durchgängig in Holzschnitt hergestellt, sondern es haben sogar für jede Seite zwei Stöcke gedient, denn die schwarzen Notenköpfe stehen selbst in diesem Holztafeldrucke auf roten Linien. Bei weitem umfänglicher als dieser Holzschnitt-Notendruck ist das in demselben Verfahren hergestellte Antiphonarium der ordinis s. Hieronymi Cuatro Compañeros in Sevilla (Bibl. Ib. 18). Auch in diesem Großfoliobande von mehr als 300 Seiten ist der gesamte musikalische Teil auf dem Wege des Holzschnitts ausgeführt.

### 13. Titel.

Die ältesten Wiegendrucke haben ebensowenig ein Titelblatt wie die Handschriften. Wenn man vielfach in den Beschreibungen von Inkunabeln die Angaben findet: Titelblatt fehlt, so ist das irreführend; in den meisten Fällen werden diese Drucke überhaupt niemals ein Titelblatt besessen haben. Wie bei der Handschrift beginnt vielmehr auch in den ersten Drucken der Text des Werkes auf der Vorderseite des ersten Blattes, und wenn er meistens

nicht auf der Rückseite des letzten endet, so liegt das keineswegs an einer bewußten Absicht des Druckers, sondern es ist nur eine Folge davon, daß der Text sich auf einer geringeren Zahl von Blättern nicht unterbringen ließ, dagegen auch zum vollen Bedrucken des letzten Blattes nicht ausreichte. So kommt es, daß wir am Ende der Wiegendrucke sehr häufig eine leere Seite, ein leeres Blatt, ja gelegentlich auch einmal eine Mehrzahl von leeren Blättern finden.<sup>1)</sup>

Sehr bald aber kamen die Drucker zu der Erkenntnis, daß das erste Blatt eines Druckes besonderen Gefahren ausgesetzt war. Wenn die gebrochenen und zu einem Exemplar vereinigten Bogen des Druckwerks nicht alsbald mit einem festen Einbände versehen werden konnten — und das ist wahrscheinlich bei weitem häufiger der Fall gewesen, als man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist — mußten natürlich die äußeren Blätter durch Beschmutzung und Abnutzung erheblich beschädigt werden. Dem suchten die Drucker zunächst dadurch vorzubeugen, daß sie das erste Blatt oder doch wenigstens dessen Außenseite unbedruckt und den Text erst auf der Rückseite oder auf dem zweiten Blatte beginnen ließen. Das tut Rusch schon in dem Durandus, Rationale c. 1464 (Hain 6461), Zell in Köln seit 1464, Zainer in Augsburg und Sweinheim in Rom seit 1468, Johann von Speyer in Venedig seit 1469, und von 1470 an kommt die Gepflogenheit allerorten in Übung, ohne doch überall konsequent durchgeführt zu werden. Aber auch so blieb der Anfang des Buches titellos. Die Stelle, an der der Drucker über den Inhalt und die Entstehung des Buches, wenn überhaupt, Rechenschaft ablegte, war vielmehr, wie bei der Handschrift das Ende des Werkes. Am Schlusse des Textes hatten ja die Handschriftensreiber öfters mit einem Gott sei Dank einige Angaben über die Bücher selbst und über ihre Tätigkeit zu deren Vervielfältigung gemacht, und das ist auch so in die Druckschriften übergegangen.

<sup>1)</sup> Das Psalterium. Koberger s. a. (Hain 13457) hat fünf, Theramo, Belial. Schlüssel 1472 (Copinger 5791), Buch der Kunst. Bämle 1477 (Hain 4036) Psalterium. Caesaris 1484 (Copinger 4919) haben je drei leere Blätter am Ende.

Die Schlußschrift oder das Kolophon<sup>1)</sup> hat in den Wiegendrucken die mannigfaltigsten Formen angenommen. Als erste haben ihm Fust und Schöffer in dem Psalterium von 1457 eine Gestalt gegeben, die sich eine große Anzahl von Druckern Deutschlands und des Auslandes zum Vorbild genommen haben. Sie verkünden darin in einer originellen Form, daß das Werk nicht geschrieben, sondern in einem neuen Verfahren *adinventione artificiosa imprimendi et caracterizandi absque calami ulla exaratione* entstanden ist und rühmen sich, deren erste Verbreiter zu sein. Da sie dazu auch Ort und Zeit der Herstellung angaben, so enthält ihre Schlußschrift so ziemlich alles das und noch einiges mehr, was in späterer Zeit das Titelblatt des Buches zu geben hatte. Wie gesagt, hat diese Form des Schlußwortes zahlreichen späteren Druckern als Vorbild gedient, und ist von ihnen in verschiedener Weise variiert worden.

Trotzdem ist zunächst die Anbringung eines titelartigen Schlußwortes noch keineswegs zur allgemeinen Regel geworden. Trotz Schöffers Beispiel sind anfangs noch die Mehrzahl der Wiegendrucke ohne Schlußschrift geblieben. Gelegentlich haben aber doch wohl auch einmal die Drucker selbst das Fehlen aller Ursprungsangaben als einen Mangel empfunden. Anders kann man es sich doch kaum erklären, wenn von ein und demselben Druck Exemplare mit und ohne Unterschrift vorkommen, wie bei dem *Turrecremata, In psalmos. Zaragoza 1482* (Hain 15704). Noch eigenartiger ist das Verfahren der *Fratres hortus viridis* von Rostock gewesen, die von dem Vincentius Belvacensis, *De institutione puerorum* (Reichling 358) in einem Exemplar der Stuttgarter Landesbibliothek das zweizeilige Explicit, das keine Druckangaben enthielt, mit einem anderen in drei kürzeren Zeilen überdruckt haben, in dem 1473 als Erscheinungsjahr angegeben wird.

Auch nachdem sich mehr und mehr die Gewohnheit herausgebildet hatte, dem Drucke eine Schlußschrift anzufügen, ist deren Form eine sehr mannigfaltige geblieben. Ich bin der festen Über-

<sup>1)</sup> A. W. Pollard, *Last words on the history of the title page*. London 1891,

zeugung, daß auch das GOD AL des Augustinus *De civitate dei* von Subiaco (Hain 2046) als eine Art von Schlußschrift aufzufassen ist, d. h. daß sich darin der Name eines Druckers (Godefridus Alemanus?) verbirgt. Nicht so sehr deshalb, weil auch der älteste Druck der Presse von Subiaco, der Lactantius von 1465 (Hain 9806) eine, wenn auch unvollständige Unterschrift trägt, sondern vor allem deswegen, weil auch ein paar andere der ältesten römischen Drucker, vor allem Sixtus Riessinger in ähnlicher Weise nur ihre Initialen an das Ende ihrer Druckwerke gesetzt haben, und weil Antonius Zarotus fast genau das Beispiel des God. Al. nachgeahmt hat, in dem er in einem Valerius Maximus von 1475 (Hain 15777) rechts und links von den anderen Angaben der Unterschrift die Buchstaben AN-ZA zum Abdruck bringt.

Die Erstdrucker von Rom und von Venedig haben dann den Gebrauch eingeführt, der Schlußschrift eine metrische Gestalt zu geben. Diese Verse, die sich in ihren verschiedenen Drucken fast unverändert wiederholen, werden wohl meist nicht ihr eigenes Werk gewesen sein, sondern ihren Ursprung den gelehrten Korrektoren verdanken, denen die Aufsicht über die Drucklegung anvertraut war. Der Vorgang hat aber vielfach Nachahmung gefunden. Metrische Unterschriften kommen vereinzelt oder ständig verwendet bei zahlreichen Druckern der Inkunabelzeit bis an das Ende des XV. Jahrhunderts immer wieder vor. Gelegentlich haben sie sogar einen ziemlichen Umfang angenommen, und so sehr den Charakter eines Bestandteiles des eigentlichen Druckwerkes erhalten, daß sie als solche unverändert nachgedruckt worden sind, wo ihre Angaben gar nicht mehr hinpaßten. Das gilt vor allem von dem langen Gedichte, mit dem die Erstausgabe des *Confessionale* des Bartholomaeus de Chaimis von 1474 (Hain 2481) schließt, und worin Christoph Valdarfer in Mailand sich als deren Drucker zu erkennen gibt. Diese Verse sind von verschiedenen Druckern mit Valdarfers Namen nachgedruckt worden und haben damit die Bibliographen über den Ursprung dieser Ausgaben getäuscht. Andere Drucker haben an die Stelle von Valdarfers ihren eigenen Namen, nicht immer zum Vorteil der metrischen Korrektheit der Verse eingefügt.

Ein ähnlicher Nachdruck der Unterschriften kommt auch in prosaischer Form vor und führt zu ähnlichen Widersprüchen. Die spanischen Drucker haben in ihren Ausgaben der vielfach gedruckten *Cronica abbreviada* des Diego Valera fast immer die Schlußschrift der Originalausgabe von Sevilla 1482 wiederholt, die in ein begeistertes Lob der Buchdruckerkunst und der Deutschen als ihrer Verbreiter ausklingt. Auch da hat unter Beibehaltung des Wortlautes jeder einzelne Drucker seinen eigenen Namen an die Stelle der ursprünglich genannten gesetzt, und sich damit Verdienste angeeignet, die ihm kaum gebührten.

Aus dem Gesagten geht schon hervor, daß Form und Inhalt der Unterschrift eine große Mannigfaltigkeit besessen haben. Während bis in verhältnismäßig späte Zeit einzelne Drucker sich damit begnügt haben, nur in einem einzigen Wort ihren Namen unter ihre Druckwerke zu setzen („Castro“ in Diaz de Montalvo *Ordenanzas Reales*, Huete 1484 und 1485, Bibl. Ib. 214 und 216; Centenera in *Mendoza, Vita Christi per coplas*. Hain 11073), machen andere Drucker sehr ausführliche Angaben nicht nur über die Ausführung des Druckes und alle die daran Beteiligten: Verleger, Herausgeber, Korrektor, sondern in vielen Fällen auch über den Autor und die Abfassung des Werkes und über die dem Drucke zu Grunde gelegte handschriftliche Vorlage, so daß wir z. B. aus den Drucken der juristischen Abhandlungen und Kommentare der italienischen Rechtsgelehrten eine ganze Menge wertvoller Angaben zu ihrer Lebensgeschichte und ihrer akademischen Tätigkeit in den Schlußschriften finden.

Freilich befinden sich diese Schlußschriften nicht immer an dem tatsächlichen Ende des Buches. Wenn das Werk aus mehreren Teilen besteht, oder wenn mehrere literarische Erscheinungen in einem Drucke vereinigt sind, so hat manchmal jeder einzelne Abschnitt seine besondere Unterschrift; es kommt aber auch vor, daß nur einige der zusammengehörigen Einheiten mit einer Unterschrift versehen sind, und dabei bleibt auch wohl einmal gerade die letzte ohne eine solche. Besonders häufig tritt dieser Fall ein, wenn einem umfänglichen Werke am Schlusse noch kürzere Bei-

gaben: ein Nachwort der Herausgeber, eine kurze Parallele aus einem anderen Werke u. dgl. begedruckt sind. In diesem Falle findet die Unterschrift fast immer ihren Platz am Schlusse des Hauptwerkes, so daß auf den ersten Blick der Druck ohne Unterschrift zu sein scheint.

Ein ähnlicher Vorgang wiederholt sich nicht selten in dem Falle, wo dem Werke eine umfängliche Inhaltsangabe, eine Tabula vorausgeschickt ist. Mit der Zeit bildete sich der Gebrauch aus, solche umfängliche Inhaltsangaben auf eine besondere Lage zu drucken und diese der Signaturenreihe des Bandes vorausgehen zu lassen. Tatsächlich aber wurden diese Vorstücke, wie heutzutage auch, erst nach dem Texte, am Schluß des ganzen Druckwerkes, gesetzt, und so kommt es nicht eben selten vor, daß sich das Registrum und die Schlußschrift am Ende dieser Vorstücke finden.

Es wäre nur eine folgerichtige Entwicklung gewesen, wenn sich aus der Schlußschrift der Wiegendrucke ein Schlußtitel herausgebildet hätte. In der Tat weisen eine bescheidene Anzahl von Druckwerken der Inkunabelzeit einen solchen Schlußtitel auf. An eine konsequente Entwicklung wird man aber dabei doch wohl nicht denken dürfen. Die Druckwerke, bei denen sich ein solcher Schlußtitel findet, gehören ohne Ausnahme erst einer verhältnismäßig späten Zeit an, in der auch die Gestaltung eines Anfangstitels bei den Frühdruckern sich einzubürgern begonnen hatte. Auch hat keiner der Drucker, bei denen sie uns begegnen, einen umfänglichen Gebrauch davon gemacht. Am ehesten könnte man etwas der Art bei den niederländischen Druckern vermuten, von denen Arnoldus Caesaris der erste gewesen ist, der im Jahre 1483 einen Guillermus, *Rhetorica* (Hain 8306) mit einem Schlußtitel in xylographischer Ausführung ausgestattet hat. Viele seiner niederländischen Fachgenossen haben ihm das dann nachgemacht in Typendruck, bald unter Beifügung eines Holzschnitts, bald ohne einen solchen. Die Niederländer haben von dem Schlußtitel verhältnismäßig den umfänglichsten Gebrauch gemacht. Von 40 solchen, die ich mir aufgezeichnet habe, entfallen 14 auf die Niederlande, 5 auf das benachbarte Köln, 18 auf Italien, und nur 2 oder 3

auf Leipzig.<sup>1)</sup> Alle diese Vorkommnisse sind aber doch zu vereinzelt und zu sehr ohne inneren Zusammenhang, um daraus weitergehende Schlüsse zu ziehen. Vielleicht handelt es sich in der Mehrzahl der Fälle doch nur um das Bestreben, ein leeres Blatt, das am Ende des Buches übrig blieb, in irgendeiner Form für den Druck nutzbar zu machen, wie man gelegentlich ja auch eine Druckermarke ohne allen Text auf einem leeren Blatte am Ende des Buches abgedruckt findet.<sup>2)</sup>

Die älteste Form eines Titels in den Wiegendrucken ist der Kolumnentitel. Er war ja auch schon in den Handschriften des XV. Jahrhunderts ganz gebräuchlich, und gehörte bei den ältesten Drucken zu den Ausstattungsstücken, die dem Rubrikator vorbehalten blieben. Als man dann dazu überging, dessen Arbeit an dem Drucke mehr und mehr einzuschränken, indem man das, was er hinzuzufügen gewohnt war, schon gleichzeitig mit dem Textsatze im Druck ausführte, wurde wie die Kapitelüberschriften auch der Kolumnentitel, und zwar, wie das der Entwicklung entsprach, gleichfalls mit den größeren (zum Ersatz des Rotdrucks eingeführten) Auszeichnungsschriften gedruckt. Nun war aber der Kolumnentitel schon in der Handschrift nur ausnahmsweise ein Buchtitel gewesen, sondern er hatte gemeiniglich<sup>3)</sup> nur den Abschnitt des Buches bezeichnet, der auf den betreffenden Seiten der Handschrift Platz gefunden hatte. Dieser Charakter mehr einer Inhaltsangabe, als eines Titels ist ihm auch in dem gedruckten Werken verblieben. Er ist deshalb vielleicht nicht

<sup>1)</sup> Vergl. für die Niederlande Campbell, Annales no. 32, 35, 96, 374, 751, 905, 908, 947, 1233, 1303, 1427, 1453, 1490. Für Köln: Voulliéme, Buchdruck Kölns no. 41, 73, 137, 140, 1207. Für Italien: Hain 1657, 2065, 3404, 5110, 5639, 6978, 8042, 10569, 12878, 12993, 13116, 13896, 14056, 14125, 14214, 14292, 15477. Reichling 748. Für Leipzig: Hain 10826 und ein Druck von Kachelofen, dessen Titel mir entfallen ist.

<sup>2)</sup> Wenn ein solches Blatt sich dann von dem Drucke löste, so konnten sich daraus so eigenartige Verwickelungen ergeben, wie bei der Celestina, Burgos, Fadrique de Basilea 1499, der die Eigenschaft eines Wiegendruckes bestritten wurde, bis ich den Nachweis erbrachte, daß der Druck auch den Typen nach dem Fadrique zugehört,

eigentlich als ein Vorläufer des Titelblattes anzusprechen, und hat sich daher auch nach dessen allgemeiner Einführung daneben behauptet.

Als Vorläufer eines Titels kann man es auch wohl nicht ansehen, wenn vereinzelt einmal ein Drucker, wie Johann Schaur von Augsburg in der Ecken-Ausfahrt (Copinger 2138), auf dem ersten leeren Blatte eines Druckes eine Signatur angebracht hat. Wenn auch auf diese Weise dieses Blatt als ein wesentlicher Bestandteil des Buches bezeichnet wird, so enthält es doch damit noch nichts, was auf seinen Inhalt hinwies. Es ist aber doch auch nicht viel mehr, wenn eine Ausgabe der Vulgata, die 1487 in Venedig von Georgius Arrivabene (Pellechet 2924) gedruckt worden ist, auf ihrem ersten sonst völlig leer gebliebenen Folio-Blatte in manchen Exemplaren das Wort Biblia trägt. Solche aus wenigen Worten bestehende Titel sind für die ganze Wiegendruckzeit eine sehr gewöhnliche Form geblieben. Sie werden meist mit einer großen Auszeichnungsschrift, häufig auch in roter Farbe gedruckt, erreichen gelegentlich wohl auch einmal den Umfang von wenigen Zeilen; sie beschränken sich aber durchgängig darauf, den Inhalt anzuzeigen. Dem Anschein nach wäre Pieter van Os in Zwolle der erste gewesen, der im Jahre 1480 einem Psalterium David (Copinger 4953) ein Titelblatt vorgesetzt hat. Allein das Erscheinungsjahr des Druckwerkes wird stark angezweifelt. Dann träte Johann Otmar in Tübingen an seine Stelle mit dem Gruner, Officii missae sacrique canonis expositio von 1483 (Hain 6810), aber in Deutschland wie in den Niederlanden werden Titelblätter erst in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre häufiger. In Italien verbreitet sich trotz Ratdolts Anlauf im Jahre 1476 (s. S. 124) der Gebrauch noch später; nur eine kleine Zahl von Druckern fängt noch gegen Ende der achtziger Jahre an, sich der Titelblätter zu bedienen, allgemeiner wird ihr Gebrauch erst in den neunzigern. Ein Titelblatt, wie diejenigen der Reformationszeit, das neben dem Titel der Schrift und dem Namen des Verfassers auch den Druckort und das Erscheinungsjahr angibt, kennt die Wiegendruckzeit überhaupt noch nicht. Die wenigen Anläufe, die nach dieser Richtung an ein paar vereinzelt Stellen unternommen worden sind, werden weiterhin

Erwähnung finden; sie bestätigen aber mehr die Regel, als daß sie sie durchbrechen.

Im Laufe der Zeit sind dann einzelne Drucker darauf bedacht gewesen, wie sie diese einfache Titelform etwas eindrucksvoller gestalten könnten, und dabei sind sie auf den Ausweg verfallen, die Titelworte nicht mit Einzeltypen zu setzen, sondern in Holz zu schneiden. In Deutschland sind es besonders die Gebrüder Hist in Speyer und Peter Wagner in Nürnberg, die häufiger die wenigen Titelworte in Holz geschnitten haben. Ihre xylographischen Titel sind dabei aber meist in Buchstaben ausgeführt, die nicht erheblich größer sind als die Missal- oder Kanonschriften, mit denen andere Drucker ihre Titel zu setzen pflegten. In Italien und in Frankreich scheint diese Gestaltung des Titels nur geringen Anklang gefunden zu haben, dagegen ist sie in Spanien zu einer Mode geworden, der fast alle bedeutenderen Druckereien ihren Tribut gezollt haben. Auch diese Titel bestehen aber zumeist nur aus wenigen Worten, und sie mußten das um so mehr, als die spanischen Drucker darin wetteiferten, die xylographischen Titelschriften in möglichst großen Buchstaben auszuführen.

Diese Holzschnitttitel sind ihrem Wesen nach nichts anderes als Titelholzschnitte, denn für die Technik des Druckes bestand kein Unterschied dabei, ob man von dem Holzstock eingeschnittene Worte oder bildliche Darstellungen abdruckte. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn wir ungefähr um dieselbe Zeit, in der uns xylographische Titel bei den Wiegendrucken begegnen, auch schon bildliche Darstellungen auf Titelblättern antreffen. Der Holzschnittschmuck wurde vom Anfang an ganz besonders in solchen Büchern gepflegt, die sich an die breiteren Volksschichten wendeten, und so ist es nur naturgemäß, wenn sich auch der Titelholzschnitt besonders häufig in volkstümlichen Druckerzeugnissen vorfindet. Er ist allerdings nicht dauernd und ausschließlich auf solche beschränkt geblieben, aber im Vergleich zu der Zahl der schöngeistigen Erzeugnisse in den Volkssprachen, deren Ausgaben durch Titelbilder geschmückt sind, ist die Zahl der gelehrten lateinischen Schriften, die einen solchen Schmuck aufweisen, eine sehr bescheidene. Von den besonderen Formen,

die der Titelholzschnitt als Druckermarken oder als Charakterisierung einer bestimmten Literaturgattung angenommen hat, ist an anderer Stelle bei der Betrachtung des Holzschnittes die Rede gewesen.

Soweit der Buchdruck sich im wesentlichen darauf beschränkte, die handschriftlich überlieferte Literatur durch die Vervielfältigung weiteren Kreisen zugänglich zu machen, blieben die Büchertitel auf die oben charakterisierten bescheideneren Formen beschränkt. Das änderte sich aber, als der Buchdruck immer mehr sich auch in den Dienst der sich rasch ausbreitenden humanistischen Bildung stellte. Italienische Humanisten hatten sehr früh damit begonnen, den von ihnen oder von ihren Freunden besorgten Ausgaben oder den Erzeugnissen ihrer eigenen Muse metrische Geleitworte beizugeben. Bei den deutschen Humanisten wurde es Mode, solche Geleitverse auf das Titelblatt der Druckwerke zu verpflanzen. Von ihnen ging auch die Sitte aus, in die kurzen Titelangaben rühmende Epitheta der Autoren in superlativischen Formen einzuflechten, durch die der Titel, ohne sachlich bereichert zu werden, einen größeren Umfang erhielt. Aber neue Elemente von prinzipieller Bedeutung wurden damit nicht in den Buchtitel hineingebracht.<sup>1</sup>

Und doch war in sehr frühen Zeiten schon einmal ein Anlauf dazu genommen worden, den Angaben des Titels einen erweiterten Inhalt zu geben. Im Jahre 1476 haben Erhard Ratdolt, Bernhard Maler und Peter Löslein in Venedig eine Ausgabe des *Calendarium* des Regiomontanus in italienischer Sprache veranstaltet, dessen erste Seite zwar nicht eigentlich als Titelblatt bezeichnet werden kann, denn sie enthält im Rahmen einer graziösen, dreiteiligen Leiste nur ein Lobgedicht auf dieses Werk. Dessen letzte Zeilen aber weisen auf die Drucker hin, und darunter steht Venetiis 1475 und die vollen Namen der drei Meister. Wenn man das betreffende Gedicht als Titel gelten lassen will, so sind also auf diesem Blatte alle die Angaben: Druckort, Erscheinungsjahr und Drucker vereinigt, die in späterer Zeit für einen Büchertitel als notwendig erachtet wurden, und sie sind auch schon von einer Schmuckleiste zusammengehalten, wie wir das aus den Drucken der Reformationszeit gewöhnt sind.

Dieses Beispiel ist aber ganz vereinzelt geblieben. Ratdolt und seine Genossen sind allerdings mit ihren Leisten und Initialen für ihre italienischen Fachgenossen vorbildlich geworden, aber weder sie selbst noch irgendeiner ihrer Nachahmer haben jemals wieder die Angaben über die Herstellung des Druckes auf dem Titelblatte angebracht. Erst ganz am Ende der Inkunabelzeit im Jahre 1500 ist etwas ähnliches wieder vorgekommen, es besteht aber anscheinend keinerlei Beziehung zwischen dem, was die venetianer Drucker im Jahre 1476 versucht hatten, und dem, was Wolfgang Stöckel 1500 in Leipzig zustande gebracht hat. Er hat nämlich eine Ausgabe des *Exercitium super tractatus parvorum logicalium Petri Hispani* von Johannes Glogoviensis (GfT. 527), die er im Auftrag von Johann Haller in Krakau herstellte, mit einem Titel in ziemlich großen und grotesken Holzschnitt-Buchstaben versehen, darunter aber mit den Texttypen den Vermerk gesetzt: *ad expensas Johannis Haller... per baccalarium Wolfgangum Steckel monacensem concivem Lipsensem fauste impressum anno jubilaeo MCCCCC. Cum privilegio...* Er ist meines Wissens der einzige Wiegendrucker, bei dem sich die Angaben über den typographischen Ursprung auf dem Titelblatte vorfinden.

Es ist unverkennbar, daß um die Wende des Jahrhunderts das Fehlen eines Titels als ein Mangel empfunden wurde. Nur so ist es zu erklären, wenn wir hin und wieder dem Vorkommen begegnen, daß bei einem Buche, das zunächst mit einem leeren Blatt am Anfang ausgestattet war, bei einem Teile der Auflage auf diesem Blatte ein Titel aufgedruckt worden ist. Der Fall der *Biblia* des Georgius Arrivabene von 1487 wurde schon erwähnt. Ganz ähnlich verhält es sich mit einem Engelhusen, *Collectarius* (Hain 7784), den Moritz Brandis in Magdeburg gedruckt hat. Seiner ersten Lage ist nachträglich ein Blatt vorgesezt worden, das als Titel wenigstens das Wort *Collectarius* enthält. Auch die Ausgabe der Werke des h. Bonaventura, die 1484 in Köln zum Teil von Bartholomäus von Unkel, zum Teil von Johann Koelhoff gedruckt worden ist (Hain 3463), hat von letzterem nachträglich ein Titelblatt erhalten. Mit diesen vom Drucker nachträglich hinzu-

gefügten Titeln darf man es allerdings nicht verwechseln, daß in einzelnen Fällen schon sehr frühe Besitzer einen titellosen Frühdruck mit einem Titelblatte vervollständigt haben, das sie einer späteren Ausgabe entnahmen. Nur in den Fällen, wo das gleiche, nicht ursprünglich zum Druck gehörige Titelblatt bei mehreren Exemplaren eines ursprünglich titellosen Druckes vorkommt, dürfen wir in dieser Ergänzung ein Werk des ersten Verkäufers sehen. Das ist z. B. der Fall bei der Ausgabe der *Trionfi* des Petrarca, die Petrus de Piasii 1490 hat erscheinen lassen (Hain 12771.) Von ihr kennt man mehrere Exemplare, die mit dem Titel der Ausgabe des Bartholomaeus de Zanis (Hain 12771) ausgestattet sind. Das wird sich kaum anders erklären lassen, als daß Zani eine Anzahl Exemplare der älteren Ausgabe an sich gebracht und mit einem Titelblatt vervollständigt in den Handel gebracht hat. Einen sehr interessanten ähnlichen Vorgang, der allerdings in das XVI. Jahrhundert hinübergreift, verrät uns ein Stuttgarter Exemplar des Guido de Baysio, *Rosarium Decreti* (Hain 2718). Dies Buch erschien zunächst mit einem Titelblatte, das nur das eine Wort: *Archidiaconus trug*, und dessen Rückseite leer war. Die Schlußschrift gab an, daß der Druck von Andreas Torresanus in Venedig am 14. April 1495 vollendet worden sei. Mit derselben Schlußschrift gibt es nun aber eine zweite Ausgabe, in der Titel und Textanfang wesentlich erweitert sind, und bei der dem Texte auf jeder Seite Marginalien beigegeben sind. Die genauere Untersuchung ergab, daß sowohl die Erweiterungen am Anfang, wie auch die Marginalien nachträglich mit abweichenden Typen den Exemplaren des ursprünglichen Druckes hinzugefügt worden sind, und nur ein umfängliches Vorwort, das der Rückseite des Titels aufgedruckt ist, verrät, daß dies erst im Jahre 1503 geschehen ist. Ähnlich verhält es sich mit der aus derselben Druckerei hervorgegangenen Ausgabe der *Opera* des Campanus (Hain 4285). Der ursprüngliche Druck gibt zwar den Ursprung an, enthält aber keine Zeitangabe. Als nun in Freiburg i. B. ein Exemplar zum Vorschein kam, in dem das Jahr 1502 hinzugefügt war, glaubte man, den Druck aus der Reihe der Inkunabeln streichen zu müssen. Aber auch hier stellte es sich heraus, daß die Ausgabe mit der

Jahreszahl 1502 nur zwei Blätter am Anfang und die Schlußlage (ee) in neuem Satze bietet, während das übrige umfängliche Buch vollkommen mit der undatierten Ausgabe, die jedenfalls noch der Wiegendruckzeit angehört, übereinstimmt.

Torresanus hat noch ein zweites Mal zwei Ausgaben mit der gleichen Schlußschrift erscheinen lassen, die im übrigen doch keineswegs miteinander übereinstimmen.

Daß Auflagenreste von Wiegendruckern im XVI. Jahrhundert eine Auferstehung erlebten, dafür gibt es noch ein weit merkwürdigeres Beispiel. Im Jahre 1488 hat Erhard Ratdolt in Augsburg eine Ausgabe der *Imitatio Christi* (Hain 9094) veranstaltet, die kein Titelblatt besaß. Von diesem Drucke gibt es aber Exemplare mit einem ausführlichen Titel, der von einer Randleiste der Reformationszeit umgeben ist, als deren Besitzer sich Valentin Schumann in Leipzig nachweisen ließ. Natürlich mußte man zunächst mit der Möglichkeit rechnen, daß ein früherer Besitzer sein Exemplar in dieser Weise vervollständigt habe. Da aber sich herausstellte, daß nicht nur ein Exemplar in Fürstenberg, sondern auch eins in Petersburg in der gleichen Weise zusammengesetzt war, dürfen wir wohl unbedingt annehmen, daß es sich auch hier um die Verwertung einer Restauflage handelt.

Die Anpassung ein und desselben Druckes für mehrere bibliographische Zwecke, wie sie uns besonders in dem Baysio entgegentritt, ist übrigens ein Verfahren, das schon der ältesten Inkunabelzeit ganz geläufig war. Schon der Satz des Psalterium von 1457 hat zur Herstellung von zwei verschiedenen Ausgaben herhalten müssen, und dieser Vorgang wiederholt sich nicht nur bei späteren Ausgaben des Schöfferschen Psalterium, sondern auch in dem *Missale speciale*, das mit der kleinen Psaltertype gedruckt worden ist. Hier war aber jedenfalls die mehrfache Verwertung eine von vornherein beabsichtigte, und nicht eine Verwertung einer Restauflage. Zweifelhafte liegen die Verhältnisse in einem anderen Falle. Die Überlieferung behauptete, daß in den Jahren 1485 und 1488 zwei Missalia für die Diözesen Zaragoza und Huesca gedruckt worden seien, von denen aber keine Exemplare bekannt waren. Sie wurden aber 1910 in der Kathedralkirche von

Zaragoza entdeckt,<sup>1)</sup> und dabei stellte es sich heraus, daß das Missale von Huesca in der Hauptsache aus denselben Druckbogen bestand, wie das für Zaragoza, und daß es nur durch neugedruckte Anfangs- und Schlußblätter und durch eine Reihe von Tekturen dem neuen Zwecke angepaßt wurde. Da dies aber erst drei Jahre nach dem Druck der ersten Ausgabe erfolgt ist, muß es sich offenbar um die Nutzbarmachung einer Restauflage gehandelt haben.

Von dem Titelblatte scharf zu unterscheiden sind die Anfangsseiten der Druckwerke, die durch bildlichen Schmuck zu einer Art von Schaustücken erhoben werden. In der Ausschmückung der Initialseiten hatten ja schon die Schreibkünstler des Mittelalters eine hervorragende Kunstfertigkeit betätigt. Während die flandrischen und französischen Miniatoren in der feinen Ausführung bildlicher Darstellungen glänzten, zeichneten sich die italienischen Künstler aus durch die kunstvollen ornamentalen Einfassungen, mit denen sie die Schauseiten der Handschriften verzierten, die sie für ihre hohen Auftraggeber schmückten, wobei sie ziemlich regelmäßig deren Wappen in der Fußleiste des Rahmens anbrachten.

Diese handschriftlich überlieferten Formen sind von großem Einflusse auf den Buchschmuck der Inkunabelzeit geworden. Natürlich sind eine außerordentlich große Anzahl von Wiegendruckten auf ähnliche Weise, wie die Handschriften von den Miniatoren im Auftrage vermögender Bücherfreunde mit ebensolchen kunstvoll ausgeführten Umrahmungen der Anfangsseiten ausgestattet worden. Aber man hat auch sehr früh schon versucht, diesen Schmuck auf mechanischem Wege nachzubilden. In dem Abschnitt über die Initialen ist schon einmal von solchen Dingen die Rede gewesen. Aber auch unabhängig vom eigentlichen Druck hat man versucht, solchen Schmuck mechanisch herzustellen. Einzelne Exemplare der frühesten römischen Drucke weisen an Stelle der handgemalten Titeleinfassungen mehr oder minder umfängliche Randleisten auf, die zwar nicht einen Bestandteil des Buches bilden, und deshalb auch nicht notwendigerweise völlig gleichzeitig mit dem Drucke angebracht sein müssen, die aber unzweideutig das Bestreben ver-

<sup>1)</sup> A. Lambert, Notes sur divers incunables d'Aragon inédits ou peu connus. in Bulletin Hispanique XII, p. 37.

raten, die Verzierung der Anfangsseite auf mechanischem Wege nachzuahmen. Die Buchstabenleisten alter deutscher Kalenderblätter, die wie erwähnt, bis 1471 zurückreichen, sind eine Überleitung von diesem Schmuckprinzip zur Initialgestaltung, und einzelne deutsche Drucker haben davon einen umfänglichen Gebrauch gemacht. Besonders Johann Zainer in Ulm hat eine beträchtliche Anzahl von Initialen besessen, deren Rankenwerk so ausgestaltet war, daß es den Kopfsteg und den linken Randsteg fast bis an den Rahmen des Satzspiegels begleitet, und als Winkelleiste den Text umfaßt. Ähnlich ausgestaltete Initialen finden sich auch bei anderen Druckern, mehr noch auf fliegenden Blättern, als in ihren buchförmigen Erzeugnissen. Diese leistenartigen Erweiterungen der Initialen werden dann aber auch von den Buchstaben abgetrennt und selbständig als Einfassung eines Titels oder einer Anfangsseite gebraucht. Ebenso gut konnte aber die Leiste auch von vornherein unabhängig vom Initial gestaltet werden. Wenn wir solchen Winkel- und Titelleisten meist in einer noch weiter entwickelten Form begegnen, so liegt das wohl nur an dem Bestreben der Drucker, den handschriftlichen Vorbildern möglichst nahe zu kommen, und diese bestanden seltener in einzelnen Leisten und Winkeln, sondern meist in einer allseitigen Einfassung der zu schmückenden Seite. So kommt es, daß sich wenigstens in italienischen Drucken Winkelleisten nur selten, volle Einfassungen dagegen sehr vielfach vorfinden.

Es ist wohl kaum angängig, in diesen Einfassungen einen konstruktiven Unterschied machen zu wollen zwischen den Leisten, bei denen nur Fuß und linke Langseite die volle Breite einnehmen, Kopf- und Bundstegleiste aber schmaler gehalten sind, und denen bei denen die beiden Langseiten die gleichen Dimensionen aufweisen, und die Maße der Kopf- und Fußleiste nur von der Komposition bedingt werden.<sup>1)</sup> Die ersteren werden auf den Schmuck der Blattseite zurückgeführt, die letzteren sollen sich angeblich aus dem Bilderrahmen entwickelt haben. Es ist zweifellos, daß die Einfassungen von abgestufter Breite sich dem handschrift-

<sup>1)</sup> Vergl. R. B. McKerrow, *Border pieces used by english printers before 1641*. In: *The Library* Ser. IV. vol. V. p. 8.

lichen Vorbilde enger anpassen, als die absolut symmetrischen Kompositionen. Dennoch glaube ich, daß sich in dieser Wandlung der Formen kein in dem Ursprung begründeter prinzipieller Unterschied verrät, sondern daß der symmetrische Rahmen nur eine Fortbildung des unsymmetrischen ist, zu der lediglich die künstlerisch freiere Gestaltung den Anstoß gegeben hat. Denn es gibt symmetrische Rahmen, die ganz unmittelbar die handschriftliche Blatteinfassung nachahmen, und es gibt unsymmetrische, deren Inhalt sich völlig mit der Auffassungsweise deckt, die uns in den rahmenartigen Gestaltungen entgegentritt. Auch zeitlich kennzeichnen sich die rein nach zeichnerischen Gesichtspunkten entworfenen symmetrischen Einfassungen als eine Fortbildung der handschriftmäßigen, und sie treten nicht in einer so unabhängigen Weise auf, daß man für sie ein besonderes konstruktives Prinzip annehmen könnte. Richtig ist aber, daß sich unter dem Einflusse der Renaissancekunst auch die Einfassungen der Initialblätter von dem handschriftlichen Vorbilde entfernen und eine eigene Entwicklung nehmen, deren Parallelen sich übrigens auch in der vom Buchdruck unabhängigen Kunst verfolgen lassen.

Diese ganze Entwicklung hängt mit der Geschichte des Titelblattes nur insofern zusammen, als die an dem Initialblatt verfolgte Entwicklung sich im XVI. Jahrhundert auf das Titelblatt überträgt und auf diesem sich fortsetzt. In der Wiegendruckzeit hat sie aber das Titelblatt noch nicht erreicht.

Dagegen hat diese Art des Buchschmucks von der Initialseite weiter auf das Innere des Buches übergreifen. Schon wenn in der Handschrift mehrere selbständige Teile vereint waren, wurde gelegentlich das Initialblatt jedes dieser Abschnitte mit einer Einfassung geschmückt. Dasselbe finden wir dann auch im Buchdruck, wo die Abschnitte in Dantes *Divina Comedia* oder Petrarcas dichterischen Werken auch in der Mitte des Buches mit den gleichen Einfassungen verziert erscheinen, wie das erste Blatt des ganzen Werkes. Einen noch größeren Umfang aber gewannen die Blatteinfassungen in den Andachtsbüchern. Die Kunst der Miniaturmalerei hatte im XV. Jahrhundert in dem flandrisch-burgundischen Bereiche einen Höhepunkt erreicht in den *Livres d'heures*. Diese

annähernd gleichzeitige Entwicklung des Buchschmucks hat die Drucker zu eifrigem Wettbewerbe herausgefordert, und neben den entzückenden Erzeugnissen der Malerei hat auch die Kunst des Holz- und des Metallschnittes auf diesem Gebiete in dem letzten Viertel des XV. und im Anfang des XVI. Jahrhunderts einen Höhepunkt erreicht.

In Frankreich hat sich der künstlerische und der mechanische Buchschmuck nicht schroff gegeneinander abgegrenzt, wie in den anderen Ländern. Antoine Verard hat nicht nur in vielen Fällen von seinen Drucken Exemplare für fürstliche Besteller in künstlerischer Weise illuminieren lassen, sondern es läßt sich verfolgen, daß er von seinen Drucken bestimmte Exemplare geradezu für den Schmuck in Handmalerei extra drucken ließ. Die Verard-drucke der Wiener Hofbibliothek enthalten dafür die beweisenden Blätter. Diesem Wettbewerb mit der Miniaturmalerei verdanken die französischen *Livres d'heures* ihre besondere Stellung in dem Gebiete des Frühdrucks. Die handschriftlichen Vorbilder nötigten auch den Drucker jede einzelne Seite in einen reichen bildlichen Rahmen einzuschließen, zu dem ihm oft eine außerordentlich große Anzahl von Darstellungen in verschiedener Größe und Form das Material liefern mußte. Der Holzschnitt reichte nicht dazu aus, die kleinen Bilder in der nötigen Schärfe und Haltbarkeit herzustellen, und so ist in diesen Büchern in weitem Umfange der Metallschnitt zu Hilfe genommen worden, der in keinem anderen Lande in ähnlichem Umfange zum Buchschmuck herangezogen worden ist.

Dem Vorbilde der französischen *Livres d'heures* mußten notgedrungen auch die Drucker der anderen Länder folgen. Die Entwicklung hat aber nirgends auch nur annähernd einen solchen Umfang erreicht, wie in Frankreich. Am produktivsten ist in dieser Beziehung Neapel gewesen. Aber die Gebetbücher des Mathias Moravus und Christian Preller können sich allenfalls wohl mit ihren Vorbildern, nirgends aber in der Feinheit ihrer Einfassungen mit den französischen *Livres d'heures* messen. Zudem sind die Leisten hier ebenso wie in Deutschland und in den übrigen Ländern immer nur in Holzschnitt ausgeführt.

Wenn solche Blatteinfassungen sich vereinzelt auch einmal in anderen, als in liturgischen Büchern finden, so wird man im allgemeinen wohl annehmen dürfen, daß es sich um Stöcke handelt, die zuvor schon für ein Gebetbuch gedient haben. Daß aber diese Verzierungen der Gebetbücher, bei der vielfach ganz profane Darstellungen mit verwendet worden sind, die Vorlage abgegeben haben für die Titeleinfassungen der Reformationsdrucke, darüber kann wohl ein ernstlicher Zweifel nicht bestehen, und das muß es rechtfertigen, daß ich ihnen in diesem Zusammenhange eine eingehendere Besprechung habe zuteil werden lassen.

#### 14. Korrektoren.

Eine besondere Rolle haben in den Druckereien der Inkunabelzeit die Korrektoren gespielt. Der heutige Sprachgebrauch verbindet mit der Bezeichnung Korrektor die Vorstellung eines Beamten, der in der Hauptsache über die technische Korrektheit des Drucksatzes zu wachen hat. In der Frühdruckzeit sind aber seine Obliegenheiten bei weitem umfassender und bedeutsamer gewesen. Die technische Korrektur des Satzes hat sich allerdings auch im XV. Jahrhundert fast ganz ebenso vollzogen, wie in der Gegenwart. Das bezeugen uns Korrekturblätter aus jener Zeit, die als Buchbinder-Makulatur in Einbanddeckeln auf uns gekommen sind. Selbst die Zeichen, die die alten Korrektoren angewendet haben, um auf einen Fehler im Satze hinzuweisen, sind fast genau dieselben, die heute noch zu diesem Zwecke angewendet werden. Es zeigt sich aber, daß an dem Satze eines Buches im XV. Jahrhundert bei weitem mehr und bei weitem länger herumkorrigiert worden ist. Wenn man von den älteren Wiegendruckten mehrere Exemplare ein und derselben Ausgabe Seite für Seite miteinander vergleicht, so stößt man fast immer auf einzelne Stellen, an denen der Satz in den verschiedenen Exemplaren nicht übereinstimmt. Manchmal sind es in der Tat nur Druckfehler, die offenbar vor dem Beginn des Abdrucks der Aufmerksamkeit des Korrektors entgangen waren, und erst berichtigt worden sind, nachdem bereits eine Anzahl Bogen mit dem betreffenden Fehler abgezogen worden

waren. In anderen Fällen aber handelt es sich keineswegs nur um verwechselte Buchstaben, sondern die Korrektur ergibt einen anderen, berichtigten oder jedenfalls doch veränderten Text. Eine eingehendere Untersuchung der Deutschen Bibel des Günther Zainer von 1477 hat eine überraschend große Zahl solcher wissenschaftlicher Berichtigungen nachgewiesen, die an dem Satze noch während des Abdrucks vorgenommen worden sind.

Es ergibt sich schon daraus, daß die Korrektoren der Wiegendruckzeit keine einfachen Druckereiarbeiter, sondern Leute mit wissenschaftlichen Kenntnissen gewesen sein müssen. Allerdings dürfen wir uns auch das Bildungsniveau der einzelnen Drucker im XV. Jahrhundert nicht so niedrig denken, wie moderne Vorstellungen uns glauben machen könnten. Die Inkunabeldrucker waren in ihrer überwiegenden Mehrzahl keine Handwerker mit einer ausschließlich technischen Ausbildung. Der Buchdruck galt in seiner Frühzeit als eine Kunst, eine *ars*, und stand damit der wissenschaftlichen Bildung wenn nicht gleich, so doch jedenfalls sehr nahe. Wenn die Buchdrucker im Laufe der Zeit um ihrer Kunst willen in den Kreis der Zugehörigen der Universitäten aufgenommen wurden und deren besondere Vorrechte genossen, so war das damals vielleicht mehr schon eine Anerkennung, die ihrer Tätigkeit galt. Daß aber ein großer Teil der Frühdrucker selbst akademisch gebildete Leute gewesen sind, das ist aus den Matrikeln der verschiedensten Universitäten nachgewiesen, in denen die Männer, die uns als Buchdrucker bekannt sind, durchaus nicht nur als Studenten, sondern auch als Baccalaurei und als Magister begegnen.<sup>1)</sup> Daß den Buchdruckern der Magistertitel mit der Zeit ziemlich allgemein als Handwerkstitel zuteil geworden ist, ändert nichts an der Tatsache, daß eine ganze Anzahl von Meistern der Frühzeit ihren Titel ganz rechtmäßig als akademischen Grad erworben haben.

In diesem Sinne wird man es den Druckermeistern auf das Wort glauben dürfen, wenn sie sich in manchen Schlußschriften

<sup>1)</sup> Vergl. K. Steiff, Beiträge zur ältesten Buchdruckergeschichte, in Zentralblatt für Bibliothekswesen Bd. III. S. 259 ff.

rühmen, den größten Fleiß und viele Mühe darauf verwandt zu haben, um die Texte ihrer Drucke so korrekt als möglich (*quam emendatissime*) zu gestalten. Von einzelnen Meistern werden uns diese Bemühungen genauer nachgewiesen. Dem Vitus Pücher in Rom wird das Lob erteilt, daß er unermüdlich gewesen sei in dem Aufspüren korrekter Handschriften als Grundlagen seiner Ausgaben, und aus dem Briefwechsel des Johann Amerbach in Basel mit Anton Koberger in Nürnberg kann man sehen, welche Anstrengungen solche geschäftstüchtige Drucker, wie diese beiden es gewesen sind, gemacht haben, um aus einer Vielzahl von Handschriften einen gesicherten Text für ihre Drucke gestalten zu können.

Aber meistens übernahmen sie diese Sorge nicht allein, sondern sie bemühten sich, zu diesem Zwecke gelehrte Männer als Korrektoren zu gewinnen. Denn dem Korrektor lag es nicht nur ob, den Druck zu überwachen, sondern seine wichtigere Aufgabe bestand darin, die handschriftliche Vorlage für denselben herzurichten. Im allgemeinen wird er diese kaum selbst hergestellt haben. Größere Druckereien unterhielten zu diesem Zwecke ihre eigenen Schreiber, und wir erfahren mehr als einmal, daß der Drucker eine um ihrer Korrektheit willen geschätzte Handschrift entliehen hat, um sie abschreiben zu lassen. Nach solchen Nachrichten wird man zweifeln dürfen, ob es berechtigt ist, in den Frühdrucken der klassischen Autoren die Repräsentanten einer handschriftlichen Überlieferung zu sehen, die durch die Benutzung als Druckvorlage der Vernichtung anheim gefallen ist. Auch nach der Einführung der Buchdruckerkunst ist die Wertschätzung der Handschriften eine sehr hohe geblieben; es hat bekanntlich sogar nicht an fürstlichen Bücherfreunden gefehlt, die es verschmähten, gedruckte Bücher in ihre Bibliothek aufzunehmen, und die noch bis in das XVI. Jahrhundert hinein kunstfertige Schreiber beschäftigten, um sich reich geschmückte Prachthandschriften ihrer Lieblingsautoren herstellen zu lassen. Eifert doch selbst Johannes Trithemius noch gegen die auf Papier gedruckten Bücher, weil er ihnen nicht eine gleiche Lebensfähigkeit zutraut, wie den Pergamenthandschriften. Der mächtige Aufschwung, den der italienische

Humanismus in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts nahm, ist dem Buchdruck von großem Nutzen gewesen. Eine ganze Reihe namhafter Gelehrter hat sich als Korrektoren in den Dienst der Druckereien gestellt, und die Tätigkeit der Druckerpressen hat erheblich dazu geholfen, den humanistischen Bestrebungen zu immer weiterer Verbreitung zu helfen. Und in dieser Verbindung sind beide Teile recht gut auf ihre Rechnung gekommen. Die Buchdrucker wurden durch die Bewegung kräftig bei dem Vertrieb ihrer Erzeugnisse unterstützt, die Humanisten aber, von denen viele nur in sehr bescheidenem Maße mit Glücksgütern gesegnet waren, fanden als Korrektoren die Gelegenheit zu nutzbringender Betätigung. Wir erfahren allerdings nur gelegentlich etwas über die Entlohnung, die sie für ihre Dienste erhielten, und es sind auch gerade keine Männer von großem Namen, über deren Bezüge wir unterrichtet sind. Wenn aber die Korrektoren des Repertorium juris des Petrus de Monte in Bologna für jeden Band neben einem Freixemplare 120 Dukaten erhielten, so stellt dieser Betrag für jene Zeit eine recht stattliche Einnahme dar. Es ist allerdings anzunehmen, daß sich die Honorare der Korrektoren nicht dauernd auf einer solchen Höhe erhalten haben. Bonaccorso Pisano wird 1475 von Philippus Lavagna für 240 Lire (= 60 Dukaten) auf ein ganzes Jahr in Pflicht genommen; aber auch das ist bei dem damaligen Geldwerte noch immer ein ganz befriedigendes Einkommen.

Daß die Verhältnisse auch in Deutschland nicht viel anders gelegen haben werden, ist anzunehmen, wenn uns auch quellenmäßige Nachrichten darüber nicht in gleichem Umfange zur Verfügung stehen. Der Humanismus ist ja erst etwas später auch über die Alpen vorgedrungen und hat in Deutschland etwas andere Formen angenommen, als auf dem klassischen Boden Italiens. Immerhin wissen wir, daß noch zu Anfang des XVI. Jahrhunderts Erasmus von Rotterdam eine Reihe von Jahren in Basel bei Johann Froben die Stellung eines Korrektors bekleidet hat. Im allgemeinen verlor nach und nach diese Stellung ihre anfängliche Bedeutung. Ein großer Teil der Drucker nahm sich nicht mehr die Mühe, die herauszugebenden Texte nach hand-

schriftlichen Quellen zu gestalten, sondern druckte mehr oder weniger sklavisch die gedruckten Texte älterer Ausgaben nach. Die deutschen Humanisten, wie Celtes, Lange, Busch, Brandt beschäftigten sich aber weniger mit der Herausgabe klassischer Texte, als mit deren Nachbildung in eigenen Schöpfungen. Auch sie traten dabei in enge Beziehungen zu den Druckern ihrer Schriften und überwachten deren Tätigkeit. So trat an die Stelle der Korrektur fremder Texte die Autorkorrektur, und diese nahm mehr und mehr die Formen an, die ihr bis in die neue Zeit hinein verblieben sind.

Es ist unverkennbar, daß auf diese Weise die Sorgfalt der Drucker in bezug auf die Fehlerlosigkeit ihrer Texte im Laufe der Zeiten abnahm. So sahen sie sich dann manchmal genötigt, wenigstens nachträglich die größten Entstellungen, die in den Druck sich eingeschlichen hatten, zu verbessern. Auf diese Weise entstand das Druckfehlerverzeichnis. Wenn schon Berthold Ruppel in Basel um 1468 sich veranlaßt fand, seinem Gregorius, *Moralia* (Hain 7926) ein solches beizugeben, so ist das ein sehr einzelntes Vorkommen. Aber gegen Ende der achtziger und in den neunziger Jahren kommt es immer häufiger vor, daß die Drucker ihren Erzeugnissen ein Verzeichnis von Druckfehlern beigeben, worin wenigstens die größten Versehen berichtet werden. Ihrer Unvollkommenheit ist sich der Drucker meistens voll bewußt, und deshalb klingen sie sehr häufig in die Worte *aus reliqua ipse lector corriget*.

### 15. Datierung.

Es ist schon wiederholt davon die Rede gewesen, daß ein sehr erheblicher Teil der auf uns gekommenen Wiegendrucke ohne Unterschrift geblieben ist, und die Inkunabelforschung ist darauf angewiesen, diesen Büchern ihren Platz nach Art und Zeit der Entstehung auf Grund der Vergleichung des Druckmaterials anzuweisen.

Aber auch die unterschriebenen Drucke sind keineswegs ohne Schwierigkeiten. Selbst wenn die Inkunabel Ort und Zeit der Entstehung zu nennen scheint, ist der Inkunabelforscher der Mühe einer gewissenhaften Prüfung nicht gänzlich überhoben. Es sind

besonders zwei Fehlerquellen, die er sich dabei gegenwärtig halten muß: der Nachdruck und die Druckfehler.

Die spätere Inkunabelzeit hat es sich in weitem Umfange mit ihrer Bücherproduktion sehr bequem gemacht, indem sie solche Werke, nach denen eine größere Nachfrage bestand oder doch zu erwarten war, einfach nach vorausgegangenen Ausgaben nachdruckte. Das geschah natürlich von den verschiedenen Druckern mit verschiedener Sorgfalt, und so konnte es wohl auch passieren, daß selbst Angaben, die sich auf die Zeit und den Ort der Herstellung eines Druckers bezogen, bei dem Nachdruck in die neue Ausgabe übernommen wurden, obwohl sie für dieselbe durchaus nicht mehr stimmten. Diese Gefahr war natürlich besonders groß, wenn diese Angaben sich an wenig auffallender Stelle verbargen. Es gibt eine kleine Anzahl von Drucken, die in zahlreichen undatierten Ausgaben erschienen sind, die aber doch an einer verborgenen Stelle eine Bemerkung enthalten, aus der ihre Entstehungszeit zu erschließen ist. Das bekannteste Beispiel dafür ist die Postilla des Guillermus, in der in dem Abschnitt des Commune sanctorum, wo von dem Evangelium der 10 klugen und 10 törichten Jungfrauen die Zeit der Erwartung, die mora, in der Weise erklärt wird, daß als mora der Zeitraum angegeben wird, der seit der erlösenden Tat des Heilandes verstrichen ist. An dieser Stelle, wo eigentlich die Zahl der Jahre stehen sollte, die vom Tode Christi bis zur Abfassung des Werkes verstrichen war, haben fast alle Drucker einfach die Zahl des Druckjahres eingesetzt, so daß man danach auch die undatierten Ausgaben der Postilla zeitlich wenigstens annähernd bestimmen kann. Ganz ähnliche Stellen finden sich in der Schrift „Bewährung daß die Juden irren“ (Hain 3023 ff.), in dem Textus sequentiarum und wahrscheinlich auch noch in anderen Werken. Aber natürlich hat es in manchen Fällen die Flüchtigkeit des Nachdrucks mit sich gebracht, daß die übliche Berichtigung dieses Datums auch einmal nicht vorgenommen worden, und die Jahreszahl der Vorlage in einem Nachdruck unverändert stehen geblieben ist.

Auf ähnliche Weise sind eine Anzahl Ausgaben des Confessionale des Bartholomaeus de Chaimis irrtümlicherweise dem

Christoph Valdarfer in Mailand zugeschrieben worden. Dessen Erstausgabe des Werkes enthält am Schluß ein langes Gedicht, und in diesem wird Valdarfer als Drucker genannt. Dieses Gedicht ist aber von den Nachdruckern wiederholt als Bestandteil des Werkes angesehen und dementsprechend unverändert mit abgedruckt worden, so daß nun die irreführende Ursprungsangabe in den fremden Nachdrucken stehen blieb.

So flüchtiger Nachdruck begegnet sogar auch manchmal in dem Falle, wo eine ausführliche Unterschrift genaue Angaben über den Ursprung des Druckes macht. Von dem Andreas de Isernia, *Super feudis* (Hain 16249) gibt es zwei gänzlich verschiedene Ausgaben, die eine in Antiqua, die andere in gotischer Schrift, die alle beide behaupten, am 5. Februar 1477 zu Neapel von Sixtus Riessinger gedruckt zu sein. Es handelt sich aber in diesem Fall wieder nur um einen gedankenlosen Nachdruck. Die gotische Ausgabe rührt von Ulrich Scinzenzeller in Mailand her, mit dessen Nachdruckpraxis wir uns an anderer Stelle noch zu beschäftigen haben werden, und hat nur aus Unachtsamkeit mit dem Texte auch die zu dem Nachdruck gar nicht passenden Druckangaben mit übernommen. Solche Fälle kommen allerdings nur ganz vereinzelt vor, trotzdem muß der Inkunabelforscher mit ihrer Möglichkeit rechnen.

Weit häufiger ist der Fall, daß sich in die Jahreszahl der Druckangabe ein Druckfehler eingeschlichen hat. Verhältnismäßig leicht sind diese zu erkennen, wenn sie sich auf das Jahrhundert beziehen. Daß die Hundertzahl ausgefallen ist, wenn ein Bernardus, Flores von Philippe Pigouchet in Paris im Jahre 1059 entstanden sein soll, ist natürlich leicht zu erkennen. Dagegen bietet es meistens schon beträchtliche Schwierigkeiten, festzustellen, wo ein X ausgefallen ist. Besonders verhängnisvoll ist das um die Jahrhundertwende. Die älteren Bibliographen haben fast alle diejenigen Drucke, die in den Anfangsjahren des XV. Jahrhunderts entstanden sein wollen, dadurch für die Wiegendruckzeit retten wollen, daß sie angenommen haben, es sei ein XC vor den Einern ausgefallen, so daß der Druck in die neunziger Jahre des XV. Jahrhunderts gehöre. Diese Möglichkeit kann natürlich nicht ohne

weiteres bestritten werden. Bei weitem wahrscheinlicher ist es aber, daß solche Drucke den ersten Jahren des XVI. Jahrhunderts zugehören, daß also in der Zahl nur ein C zu ergänzen ist.

Es kommen aber in den Jahreszahlen auch andere Druckfehler vor, und manche von diesen haben eine gewisse Berühmtheit erreicht. Lange Jahre hindurch hat unter den Bibliographen ein erbitterter Streit um den *Decor puellarum* des Nicolaus Jenson geherrscht, der das Datum MCDLXI trägt. Venetianische Schriftsteller sind eifrig bemüht gewesen, damit ihrer Vaterstadt den Vortritt vor Subiaco für die Einführung der Buchdruckerkunst in Italien zu sichern. Erst durch den Nachweis, daß der *Decor puellarum* zu einer Gruppe von Drucken gehört, die alle in gleichem Format und ganz gleicher Ausstattung im Jahre 1471 erschienen sind, hat dem Streite ein Ende bereitet.

Ein ganz ähnlicher Fall liegt vor in dem Bartholomaeus Mates, *De condendis orationibus* mit der Unterschrift *Barcynone nonis octobriis . . . M.cccc.lxviii*. Auch hier erhoben die Verteidiger der gedruckten Jahreszahl den Anspruch, das erste Erzeugnis des Buchdrucks auf spanischem Boden entdeckt zu haben, und der Anspruch ist bis in die neueste Zeit hinein nicht völlig aufgegeben worden, obwohl der Druck mit seinen Signaturen und seinen gedruckten Initialen sich einwandfrei als das Erzeugnis einer späteren Zeit ausweist. Durch den urkundlichen Nachweis, daß sich der Drucker des Mates, Johann Gherlinc, um 1489 in Barcelona aufgehalten hat, ist auch diese Frage dahin entschieden, daß das Datum ein Druckfehler für 1488 ist.

Solche Fehler im Datum kommen in großer Anzahl vor, wenn auch meistens ihre Bedeutung für die Geschichte des Buchdrucks sich mit den beiden vorgenannten Beispielen nicht messen kann. Aber selbst da, wo über die Richtigkeit der in der Schlußschrift stehenden Zahlen kein Zweifel möglich ist, bieten sich der Forschung Probleme, deren Lösung vielfach in höchstem Grade schwierig und verwickelt ist. Sie liegen darin, daß in den verschiedenen Ländern und Städten durchaus nicht eine vollkommene Übereinstimmung über die Berechnung und die Bezeichnung des Jahresanfangs herrschte. Wenn die Schlußschriften die Jahre

a nativitate oder ab incarnatione domini rechnen, so ist damit freilich noch keineswegs mit unbedingter Sicherheit festgestellt, ob der Drucker auch in der Tat mit dem Nativitäts- oder Inkarnationsstil gerechnet hat, die ja von einander nicht, wie man annehmen müßte, um 9, sondern nur um 3 Monate differieren. In vielen Fällen wird aber ein Stil überhaupt nicht angegeben, sondern es bleibt dem Forscher überlassen, festzustellen, nach welchem Jahresanfang im Ausgang des XV. Jahrhunderts in der Stadt gerechnet worden ist, in der der Druck entstand.

Nur selten ist einmal ein Drucker so peinlich genau gewesen, wie Tielmann Kerver in Paris, der in einem der zahlreichen Drucke, die er an der Wende des Jahrhunderts herausgebracht, ein doppeltes Datum nach der heimatlichen Berechnung und *more gallico* angibt. Fast immer bleibt es durchaus dem Scharfsinn des Lesers überlassen, festzutellen, welches Jahr mit der angegebenen Zahl nach der örtlichen Datierungsweise gemeint ist. Die Inkunabelforschung hat deshalb auch bis in die neuere Zeit dem Grundsatz gehuldigt, den einzelnen Druck unter dem Datum einzuordnen, das er selbst an sich trägt, denn es bedeutet für die bibliographische Forschung eine ganz außerordentliche Erschwerung, wenn man einen Frühdruck mit einem Datum bezeichnen wollte, das zwar unzweifelhaft nach der modernen Bezeichnungsweise dem wirklichen Jahre seiner Entstehung entspricht, dabei aber mit dem Datum, das der Druck selbst angibt, nicht übereinstimmt.

Das Problem wäre, trotz aller Schwierigkeiten, die ihm anhaften, vielleicht doch noch lösbar gewesen, wenn die Drucker selbst in der Anwendung des ortsüblichen Stiles sich einer unbedingten Konsequenz befleißigt hätten. Aber auch das ist nicht der Fall gewesen, und an manchen Orten war es sogar ein reines Ding der Unmöglichkeit. Rechnete doch in Rom, im Mittelpunkt der gesamten Christenheit, die Kurie selbst nicht mit einer einheitlichen Jahresbezeichnung, sondern wendete einen anderen Stil in ihren Bullen, einen anderen in den Schriftstücken des täglichen Bedürfnisses an. Hier bot allerdings die Gepflogenheit, daneben nach den Regierungsjahren der Päpste zu zählen, eine gewisse Kontrolle; auch sie bot Gelegenheit zur Unsicherheit, da im allgemeinen zwar

vom Tage der Inthronisation gerechnet wurde, aber Irrtümer darüber selbst in Veröffentlichungen der päpstlichen Kanzleien vorkamen. Aber mit diesen offiziellen Stilen hatte doch ein großer Teil der gedruckten Bücher nichts zu tun. Von ihrer Heimat her waren die deutschen Drucker an den Nativitätsstil gewöhnt, wobei es dahin gestellt bleiben muß, ob sie diesen streng vom 25. Dezember ab, oder, wie es sich mehr und mehr eingebürgert hatte, vom 1. Januar ab zu rechnen gewohnt waren. Ihm sind sie unverkennbar manchmal auch dann noch treu geblieben, wenn sie an einem Orte arbeiteten, an dem eine andere Weise des Jahresanfangs üblich war. Ebenso oft haben sie sich der örtlichen Übung angepaßt, und so kommt es, daß oft selbst bei ein und demselben Drucker die Jahreszahlen bald dem einen, bald dem anderen Stile entsprechen.

Auch dafür hat sich bis jetzt noch kein zwingendes Gesetz erkennen lassen, wie die Drucker bei Angaben nach den Kalenden des Januar verfahren sind, d. h. ob sie mit den Kalenden des Januar die Zahl des Jahres verbanden, das mit den Kalenden begann, oder ob sie das Datum des Jahres wählten, dem der Dezembertag angehörte, an dem der Druck beendet wurde. Das letztere scheint das üblichere gewesen zu sein; eine Sicherheit besteht aber auch in diesem Falle nicht.

Aus allen diesen Gründen empfiehlt es sich unbedingt, bei dem allgemeinen Zitieren von Wiegendrucken und in umfassenderen Verzeichnissen derselben dem einzelnen Drucke das Datum zu lassen, das er selbst angibt. Jedenfalls ist es nicht angängig, selbst da, wo sich das wirkliche Datum einwandfrei nachweisen läßt, einen Druck nur nach diesem berichtigten Datum anzuführen, ohne Rücksicht auf die im Druck selbst gegebene Form. Es ist keine Frage, daß zahlreiche Inkunabeln auf diese Weise einem Jahre zugeschrieben werden, das ihrem wirklichen Entstehungsjahre nicht entspricht. Allgemeine Verzeichnisse der Wiegendrucke, Kataloge einzelner Bestände sollen in erster Linie praktischen Bedürfnissen dienen; von ihren Benutzern kann man nicht verlangen, daß sie alle über denjenigen Grad von besonderen Kenntnissen verfügen, der dazu nötig wäre, in jedem einzelnen Falle das wahre

Datum eines Wiegendruckes festzustellen. In solchen Werken muß man deshalb verlangen, daß die Inkunabeln mit dem Datum aufgeführt werden, das sie selbst aussagen. Dagegen ist es selbstverständliche Pflicht einer genaueren Untersuchung, wo immer es möglich ist, das wahre Datum einer Inkunabel festzustellen. Für die Geschichte der einzelnen Druckereien, für das Verhältnis der verschiedenen Ausgaben ein- und desselben Werkes kann unter Umständen das wirkliche Datum des einzelnen Druckes von außerordentlicher Bedeutung sein. Jedenfalls aber muß, wer immer sich eingehender mit den Drucken des XV. Jahrhunderts beschäftigt, sich darüber klar sein, daß das Datum, so wie es auf dem Drucke erscheint, nicht immer ohne weiteres als rechtskräftig angenommen werden kann.

### 16. Auflagen.

Über die Auflagenhöhe der Wiegendrucke stehen uns eine recht beträchtliche Menge von Angaben zu Gebote. Sie stammen aber allerdings in der Mehrzahl aus italienischen Quellen.

Es sind allerlei Berechnungen angestellt worden, um zu ermitteln, wie hoch die Auflagen der ältesten Gutenberg-Drucke, der 42 zeiligen und 36 zeiligen Bibel gewesen sein mögen. Es scheint mir aber nicht, daß man damit zu überzeugenden Ergebnissen gelangt ist. Wir wissen denn doch zu wenig von der Technik der Gutenbergischen Bücherfabrikation, um daraus begründete Schlüsse ziehen zu können.

Die bescheidensten Auflagen, von denen wir bestimmte Nachricht haben, belaufen sich auf 100 Exemplare. Denn wenn wir hören, daß Schöffer im Jahre 1480 einmal von einem dokumentarischen Drucke gar nur 45 Exemplare hergestellt hat, so war das eben keine für den Verkauf hergestellte Auflage, sondern es wurden gerade nur soviel Exemplare angefertigt, als die Auftraggeber für ihre besonderen Zwecke zu bedürfen meinten. 100 Exemplare hat Johann von Speyer 1469 in Venedig von seiner ersten Ausgabe der *Epistulae familiares* des Cicero gedruckt, und in der gleichen Höhe halten sich ein paar Drucke der Klosterdruckerei apud s. Jacopum de Ripoli in Florenz: ein *Confessionale*

Antonini von 1477, ebenso auch noch ein Statius von 1480. So kleine Auflagen wurden aber wohl nur da hergestellt, wo mit dem Druck erst schüchterne Anfänge gemacht wurden, den Unternehmern geschäftliche Erfahrung fehlte oder ein kaufmännisches Interesse überhaupt nicht in Frage kam. Der letztere Fall liegt zum Beispiel wohl vor, wenn das Kapitel der Kathedrale von Santiago de Compostela noch im Jahre 1483 die Drucker Alvaro de Castro und Juan de Bobadilla beauftragt, ein Breviarium Compostellanum nur in 120 Exemplaren zu drucken. Recht bescheiden müssen auch die Auflagen gewesen sein, die in Rom in der Werkstätte des Johannes Philippus de Lignamine hergestellt worden sind. Nach dem Vorbilde von Sweinheim und Pannartz erstattet auch er im Jahre 1472 über seine bisherige Tätigkeit als Herausgeber einen zusammenfassenden Bericht, worin er die Titel seiner Verlagsartikel und die Gesamtzahl der davon hergestellten Exemplare angibt. Daraus ergibt sich für den Durchschnitt seiner Auflagenhöhen nur ca. 150 Exemplare.

Das ist um so merkwürdiger, als es ihm doch kaum verborgen bleiben konnte, daß seine Konkurrenten Sweinheim und Pannartz erheblich höhere Auflagen zu drucken pflegten. Sie führten sich ein mit einem Donat, den sie in 300 Exemplaren herstellten, und die normale Höhe ihrer Auflagen war bis zu dem Bericht von 1472 275 Exemplare. Allerdings ist es wahrscheinlich, daß sie weiterhin ihre Auflagen verkleinert haben, denn ihre späteren Drucke sind ungleich seltener, als die ihrer ersten Jahre. Später haben auch die römischen Drucker selten weniger als 300 Exemplare abgedruckt. Wenn uns niedrigere Auflagen überliefert werden, so handelt es sich meist um erste Versuche. So hat Johann Numeister in Foligno von seinem Cicero nur 200 Abzüge gemacht, und dieselbe bescheidene Auflagenhöhe wird für die Institutiones des Justinianus angegeben, die Andreas Belfortis 1473 in Ferrara herausgebracht hat. In den siebziger Jahren sind die Auflagen wohl nur ausnahmsweise kleiner als 300 gewesen, und einzelne Drucke sind schon vor 1480 in bedeutend größerer Anzahl auf den Markt geworfen worden. Die Bibel, die Leonhard Wild 1478 für Nicolaus von Frankfurt druckte, sollte in 930 Abzügen geliefert werden, während

Wendelin von Speyer es sogar schon 1471 gewagt hatte, einen Panormitanus, Super I. II. Decretalium in 1000 Exemplaren herauszubringen.

So hohe Auflagen sind aber doch wohl selten gewesen, und ihre Unterbringung mag damals noch Schwierigkeiten gemacht haben. Wendelin ist bekanntlich bald in finanzielle Bedrängnis geraten. Im allgemeinen sind wohl Auflagen von 4—500 Exemplaren in der mittleren Inkunabelzeit üblich geworden. So hat auch Peter Schöffler das Missale Vratislaviense 1483 in 400 Exemplaren herausgebracht, eine der wenigen Nachrichten, die uns über deutsche Verhältnisse zur Verfügung stehen.

Eine Eigentümlichkeit der Inkunabelzeit ist es, daß die Zahl der Auflage unter Umständen noch während des Druckes erhöht wurde. Da mußte dann von den zuerst abgezogenen Bogen gewöhnlich ein Neudruck veranstaltet werden, der sich manchmal so umfänglich gestaltete, daß es fast unbegreiflich erscheint, wie der Drucker dabei seine Rechnung finden konnte. Die Erscheinung legt es aber nahe, anzunehmen, daß die Drucker es verstanden, das Publikum schon während des Druckes für die bevorstehenden Neuerscheinungen zu interessieren, und wohl gar auch schon Bestellungen darauf zu sammeln. Ob das schon mehrfach vorgekommen, ist wohl zweifelhaft. Ein einzelner Fall einer vollkommen normalen Subskription ist aber in der Tat überliefert. In Saragossa haben die deutschen Drucker Heinrich Botel und Paul Hurus im Jahre 1476 eine Anzeige erlassen, worin sie aufforderten, bei einem Notar Bestellungen und Anzahlung auf eine Ausgabe der Landesgesetze zu hinterlegen, die sie bei genügender Beteiligung binnen sechs Monaten gedruckt zu liefern sich erbieten, und diese Ausgabe der *Fori Aragonum* (Bibl. Iber. 278) ist tatsächlich, allerdings ohne Druckangaben, erschienen.

Daß die Aufnahmefähigkeit des Marktes in stetigem Wachsen begriffen war, ist unverkennbar. Allerdings war, wenigstens in Italien, in der ersten Hälfte der siebziger Jahre einmal eine Überfüllung des Büchermarktes eingetreten, besonders in bezug auf Ausgaben der klassischen Autoren, die zu erheblichen Absatzstörungen führte. Nachdem aber diese Krise besonders dadurch

überwunden worden war, daß der Buchdruck sich auch anderer bisher etwas vernachlässigter Disziplinen annahm, ist der Bücherbedarf unausgesetzt gewachsen. Infolge davon kam es immer häufiger vor, daß die Drucker es wagten, überraschend hohe Auflagen an den Markt zu bringen. Hans Rix in Valencia konnte es bereits 1490 wagen, von einem belletristischen Werke, dem Roman von Tirant lo Blanch, eine Auflage von mehr als 700 Exemplaren drucken zu lassen, und das war kein handliches mit Bildern geschmücktes Volksbuch, sondern ein wuchtiger Folioband von 792 Seiten. Von einem so schweren Artikel, wie den Werken des Plato hat Lorenzo di Alopa in Florenz um die Mitte der neunziger Jahre schon eine Auflage von 1025 Exemplaren zu drucken gewagt. Auch das ist aber noch nicht der Höhepunkt, den die Wiegendruckzeit erreicht hat. Schon 1491 hat Mateo Capcasa in Venedig ein Breviarium in 1500 Exemplaren gedruckt; noch ein Jahr früher, 1489 hat Mathias Moravus in Neapel die *Sermones de laudibus sanctorum* des Robertus Caracciolus sogar in 2000 Abzügen hergestellt. Dieses Risiko hatte er allerdings nur übernommen im Vertrauen auf den Schutz eines Privilegs, das Nachdruck und Einfuhr anderer Ausgaben des Werkes auf so lange verbot, bis seine Auflage verkauft sein würde. Noch kühner war Baptista de Tortis in Venedig. Die zahlreichen Ausgaben, die dieser Verleger von den Texten des römischen und kanonischen Rechtes in rascher Folge hat erscheinen lassen, könnten die Vermutung nahe legen, daß seine Auflagen nicht allzu hoch gewesen sein möchten. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Die Ausgabe des Codex vom Jahre 1490 ist in nicht weniger als 1300 Exemplaren herausgekommen. Und die Decretalen des Papstes Gregorius IX. hat er nicht nur einmal, sondern binnen drei Jahren (1491—1494) in zwei Auflagen von je 2300 Exemplaren erscheinen lassen.

## 17. Vertrieb.

Um solche Büchermassen abzusetzen, bedurfte es natürlich einer umfassenden kaufmännischen Organisation. Leider sind wir auch darüber wieder fast nur aus italienischen Quellen unterrichtet.

Ein Handel mit Büchern hat schon vor der Erfindung der Druckerkunst bestanden. Die Skriptorien der Brüder vom gemeinsamen Leben und privater Unternehmer, wie Diebold Lauber, müssen natürlich einen Absatzmarkt gesucht haben. Zu jener Zeit ist wohl Paris das größte Zentrum des Buchhandels gewesen. Die dortige Universität hat schon im späteren Mittelalter ihre vier vereinigten Buchhändler gehabt, die wohl kaum allein von ihren Geschäften mit der Sorbonne gelebt haben können. Daß Paris auch für den Absatz gedruckter Bücher in der ältesten Zeit ein Mittelpunkt war, geht daraus hervor, daß Fust und Schöffer in den sechziger Jahren zu wiederholten Malen mit ihren Erzeugnissen dorthin gefahren sind, und in der Person des Hermann Statboem einen ständigen Agenten dort unterhielten, in dessen Besitz sich bei seinem 1474 erfolgten Tode Schöffersche Bücher im Werte von 2425 écus befanden. Auch sonst wissen wir, daß Schöffer Reisevertreter zum Vertrieb seiner Bücher unterhielt.

Daß Sweinheim und Pannartz als Kaufleute nicht eben sonderlich veranlagt gewesen sein mögen, darf man aus ihrer Klage erschließen, daß sie 1472 von der Menge ihrer unverkauft auf Lager befindlichen Bücher erdrückt zu werden drohten. Aber selbst sie scheinen mehrfach reisende Agenten bis nach Deutschland entsendet zu haben, denn Hermann Schedel hat schon 1471 in Nürnberg einen Caesar von einem Bernardus de Merdingen gekauft, der als Angestellter der römischen Druckerei bezeichnet wird.

Es ist sehr interessant, zu verfolgen, wie selbst die bescheidenen Werkstätten kleinerer italienischer Druckorte um den Absatz ihrer Erzeugnisse bemüht gewesen sind. Johannes Reinhardi von Eningen hat wahrscheinlich in Trevi fast nur ein einziges umfänglicheres Buch im Jahre 1471 gedruckt. Aus der Abrechnung seiner italienischen Gesellschafter ergibt sich aber, daß Exemplare davon noch in dem Jahre des Erscheinens auch in Perugia und in Rom zu Verkauf standen. Ganz ähnlich klingen die Nachrichten von der Druckergesellschaft in Perugia. Diese ist allerdings eine Reihe von Jahren (1471—1476) hindurch tätig gewesen, und hat eine ganz stattliche Zahl von Ausgaben veranstaltet. Aber schon im Jahre 1474 hatte sie Niederlagen für den Verkauf ihrer Bücher

in Rom, Neapel, Siena, Pisa, Bologna, Ferrara und Padua. Selbst eine so ephemere Presse, wie die des Antonius Mathiae und Lambertus von Delft in Genua hat nach einer Abmachung vom 8. Juli 1471 ihre Drucke nicht nur nach anderen Städten der Lombardei, sondern bis in das Königreich Neapel vertrieben. Umgekehrt hat Francesco del Tuppo, nachdem er in Neapel die Druckerei des Sixtus Riessinger übernommen hatte, um 1480 eine ganze Anzahl von Agenten im Lande umhergeschickt, um seine Geschäfte auf diese Weise wahrzunehmen.

Ganz besonders glänzend war begreiflicherweise der Buchhandel von Venedig organisiert. Schon einige Zeit vor seinem Tode scheint Nicolaus Jenson sich vom eigentlichen Buchdruck etwas zurückgezogen und den Schwerpunkt der geschäftlichen Tätigkeit auf den Buchhandel gelegt zu haben. Zu diesem Zwecke schloß er mit ein paar deutschen Kaufleuten eine Handelsgesellschaft unter der Firma Nicolaus Jenson sociique, und diese hat in einer ganzen Anzahl von Städten Oberitaliens, in Mailand, in Pavia, in Perugia ihre Niederlassungen oder ihre Agenten unterhalten. Unter Jensons Namen ist noch eine glänzend gedruckte Bücheranzeige größten Formates ausgegangen, von der uns leider nur Bruchstücke erhalten sind.

Solche Bücheranzeigen<sup>1)</sup> sind aber keineswegs zuerst und auch nicht ihrer Mehrzahl nach von italienischen Druckern ausgegangen. Es sind vielmehr gerade die deutschen Drucker Mentelin in Straßburg, Ulrich Zainer in Augsburg u. a. m. gewesen, die sich dieses Mittels als Anzeige, sogar als Voranzeige ihrer Veröffentlichungen oder als Anpreisung ihres Verlages bedient haben. Gerade aus ihnen erfahren wir auch, daß viele dieser Drucker reisende Agenten für den Absatz ihrer Erzeugnisse unterhielten. Diese Bücheranzeigen schließen nämlich mehrfach mit einer Einladung an die Kauflustigen, den Vertreter der Firma in einem bestimmten Gasthofe aufzusuchen; der Name der Örtlichkeit ist aber handschriftlicher Ergänzung vorbehalten, ein Zeichen dafür, daß der Agent mit diesen Formularen auf Reisen ging.

<sup>1)</sup> K. Burger, Buchhändleranzeigen des XV. Jahrhunderts, Leipzig 1907 und E. Voulliéme, Nachträge dazu in Wiegendrucke und Handschriften, Festgabe K. Haebler dargebracht, Leipzig 1919, S. 18 ff.

Vielleicht ist Nicolaus Jenson erst von seinen deutschen Partnern auf das Reklamemittel aufmerksam gemacht worden. Unmittelbar nach Jensons Tode erfuhr die Gesellschaft eine außerordentliche Erweiterung durch den Zusammenschluß mit dem Betriebe von Johannes de Colonia und Johann Manthen. Diese am 29. Mai 1480 auf 5 Jahre abgeschlossene Gesellschaft muß ganz gewaltige buchhändlerische Geschäfte gemacht haben. Es scheint, daß Johannes de Colonia 1480 4776 Dukaten und 477 Lire in die neue Gesellschaft einschoß, und daß ihm darüber hinaus 1482 3391 Lire und 1483 3411 Lire zugeschrieben wurden.

Obwohl in den neunziger Jahren der Buchdruck sich so ziemlich über alle Länder Europas verbreitet hatte, so dauerte doch das auswärtige Geschäft der Drucker und Buchhändler bis zum Ende der Wiegendruckzeit an. Die Formen änderten sich nur darin, daß sich neben den reisenden Stellvertretern einzelner Druckereien mehr und mehr gewerbsmäßige Buchhändler an dem Austausch der Druckwerke von Ort zu Ort oder von Land zu Land beteiligten. Anton Koberger hat noch über das Jahr 1506 hinaus nicht nur in Paris und Lyon, sondern selbst in Toulouse seine eigenen Niederlagen unterhalten; der Toulousaner Drucker Johann Parix schickt 1491 einen eigenen Agenten nach Spanien, um mit seinen dortigen Geschäftsführern abzurechnen, und schon 1489 vertreibt Hans Rix von Chur in Valencia die Drucke der verschiedensten venetianischen Firmen, setzt für sie und für sich in spanischen Provinzstädten Agenten ein, und mischt sich selbst in Druck- und Verlagsgeschäfte.

Mit dem Aufkommen des Verlegertums auf der einen, des Sortimentbuchhandels auf der anderen Seite, sinken die meisten Drucker mehr und mehr zu bloßen Handwerkern herab. Die große Zeit der Buchdrucker ist damit vorüber. Diese Entwicklung beginnt an den großen Mittelpunkt des geschäftlichen Verkehrs noch in der Wiegendruckzeit. Nur da, wo der lebhafte Pulsschlag der Entwicklung sich weniger fühlbar macht, behauptet der Drucker noch über das Jahr 1500 hinaus seine Stellung als Buchkünstler. Wo er diese aufgibt, verliert er für die Inkunabelforschung das besondere Interesse.

## 18. Preise.

Auch über die Bücherpreise der Inkunabelzeit sind wir nicht ganz ohne Nachrichten. Die zahlreichen Preisangaben, die sich in einzelnen Exemplaren der Wiegendrucke selbst finden, sind allerdings nur mit großer Vorsicht zu benutzen. Nur in vereinzelt Fällen ist auch der Zeitpunkt angegeben, für den der betreffende Preis gilt, und selbst dann läßt es sich fast niemals feststellen, ob das Buch neu direkt von dem Buchhändler oder erst aus zweiter Hand von einem früheren Besitzer gekauft ist. Nur auf diesem Wege lassen sich zahlreiche Preisangaben erklären, deren Höhe in einem auffallenden Mißverhältnis zu dem Umfang des betreffenden Buches steht. Eine weitere Schwierigkeit für die Verwertung dieser Einzelangaben bilden die Münzverhältnisse der Zeit. Jedes Territorium besaß ja im XV. und XVI. Jahrhundert seine eigene Währung, deren Kurs obenein noch vielfachen Schwankungen unterlag, und diese schwierigen Münzverhältnisse sind längst noch nicht so erschöpfend aufgeklärt, daß man hoffen könnte, wenn auch nur mit langen und mühevollen Nachforschungen in jedem einzelnen Falle zu einem gesicherten Ergebnisse zu gelangen. Glücklicherweise stehen uns aber auch noch eine gewisse Anzahl anders gearteter Quellenangaben zu Gebote, und mit ihrer Hilfe vermögen wir uns immerhin ein gewisses Bild von den Bücherpreisen der Inkunabelzeit und dem Gang ihrer Entwicklung zu machen.

In den ersten Jahren nach dem Aufkommen des Buchdrucks waren die Preise verständlicherweise noch ganz willkürlich und keineswegs gleichmäßig. Das spiegelt sich wieder in der Überlieferung, daß Johann Fust in Paris als Betrüger ersten Verfolgungen ausgesetzt gewesen sei, weil er seine Druckerzeugnisse verschiedenen Käufern zu ganz verschiedenen Preisen abgelassen habe. Wir können deshalb nicht viel damit anfangen, wenn wir erfahren, daß ein Exemplar der 42 zeiligen Bibel gebunden und rubriziert mit 100 Dukaten bezahlt worden sei, oder ein Pergamentexemplar des Catholicon von 1460 für 41 Schock Groschen und ein Augustinus, *De civitate dei* von Subiaco 1467 mit  $8\frac{1}{12}$  duc. (ca. 27 rhein. Gulden) gekauft worden ist. Immerhin stimmt es

zu letzterer Angabe nicht schlecht, wenn ein Exemplar der Straßburger Ausgabe desselben Werkes, die von Adolf Rusch hergestellt wurde, mit 36 Mark (ca. 24 fl.) bewertet wird. Daß in Deutschland noch längere Zeit keine festen Bücherpreise galten, dürfen wir wohl auch daraus schließen, daß die alten Bücheranzeigen sämtlich ohne Preisangaben abgefaßt sind, vielmehr fast immer verheißen, daß die Käufer einen freigebigen Händler finden werden.

Die älteste sichere Quelle für Inkunabelpreise ist die von Hartmann Schedel geschriebene Preisliste für die ältesten Drucke von Schweinheim und Pannartz in Rom.<sup>1)</sup> Hier handelt es sich um wirkliche Buchhändlerpreise, und die Nachrichten sind umfänglich genug, um aus ihnen einigermaßen zuverlässige Schlüsse ziehen zu können. Allerdings ergibt die Untersuchung auch hier, daß die Preise nicht streng methodisch errechnet sind. Die 17 in den Jahren 1469 und 1470 gedruckten Werke, deren Preise wir erfahren, zerfallen in 3 Gruppen, in große Folianten von ca.  $265 \times 170$  mm Satzspiegel, in kleine Folianten von ca.  $220 \times 130$  mm und in Quartbände von ca.  $185 \times 115$  mm. Tatsächlich scheinen schon damals, wie das späterhin geradezu als Regel aufgestellt wurde, die Quartbände ungefähr halb soviel gekostet zu haben, wie ein Foliant von gleichem Umfang. Dagegen scheint ein bestimmtes rechnerisches Verhältnis zwischen großem und kleinem Folio noch nicht eingeführt gewesen zu sein. Wendet man auf die Schweinheimschen Drucke die Methode an, die im italienischen Buchhandel später allgemein üblich wurde, und errechnet, wieviel Quinternen für einen Dukaten geliefert wurden, so ergibt sich,<sup>2)</sup> daß die Anzahl bei den Großfolianten von 4,7 bis 6,7 schwankt und im Durchschnitt der gesamten Erzeugung ca. 6 Quinternen ergibt. Bei dem kleineren Folio sind die entsprechenden Zahlen 6 bis 8 Quinternen und der Durchschnitt ergibt auch nach dem Gesamtumfang die Zahl 7.

Die nächste brauchbare Angabe über Bücherpreise stammt aus dem Jahre 1480.<sup>3)</sup> In der Zeit vom 27. Februar bis zum

<sup>1)</sup> K. Burger, Buchhändleranzeigen des XV. Jahrhunderts, Bl. 6.

<sup>2)</sup> Je eine Angabe in 4<sup>o</sup> u. kl. 2<sup>o</sup>, die auffallend abweicht, habe ich bei der Berechnung ausgeschaltet.

<sup>3)</sup> Fulin in Archivio Veneto XXIII, S. 395 ff.

5. Mai übergibt Antonius Moretus dem Domenico di Gilio in Padua in 3 Posten gegen 1000 Bände von ungefähr 250 verschiedenen Werken, deren Einzelpreise angeführt werden. Natürlich ist es nur bei einzelnen von diesen Drucken möglich, mit unbedingter Sicherheit festzustellen, welche Ausgaben damit gemeint sind. Stellt man aber die Bücher gleichen Preises mit ihrem vermutlichen Umfange zusammen, so ergibt sich eine so auffallende Gleichmäßigkeit, daß man den so gewonnenen Maßstab wohl als zuverlässig ansehen darf. Es stellt sich auf diese Weise heraus, daß von den Drucken großen Formates ungefähr 12 und von dem gewöhnlichen Folio ca. 20 Quinternen für einen Dukaten abgegeben werden sollten. Die Preise sind also gegen 1470 um mehr als die Hälfte gesunken.

Ungefähr um dieselbe Zeit setzt die lange Liste der Geschenke der Baseler Buchdrucker an die Karthause zu Basel ein, die sich bekanntlich bis in das XVI. Jahrhundert fortsetzt.<sup>1)</sup> Daß auch sie mit Vorsicht benutzt werden will, geht schon aus dem Umstande hervor, daß sich für ein und dasselbe Buch verschiedene Preisangaben darin finden. Trotzdem kann man aber auch ihr gewisse Resultate abgewinnen. Vor allem ergeben sich daraus die zwei Tatsachen, daß die Baseler Bücherpreise im allgemeinen niedriger waren, als die italienischen, und weiter daß der Preisrückgang in den letzten zwanzig Jahren des XV. Jahrhunderts noch ständig anhielt. Wenn man berücksichtigt, daß das Verhältnis des rheinischen Guldens zum römischen Dukaten ungefähr wie 3 zu 2 war, so ist es fast erstaunlich zu sehen, daß Amerbachs Drucke in großem Format im Jahre 1484 ca. 17, 1489 aber 27 Quinternen und mehr für einen Gulden geschätzt werden. Ähnlich fallen die Drucke in gewöhnlichem Folio von 22 Quinternen im Jahre 1481 auf 33 im Jahre 1493. Bei den Drucken des Nikolaus Kesler ist die Preisbewegung weniger stetig, dafür aber ist die Spannung noch größer, denn während 1486 für den Gulden 23 Quinternen geliefert werden, steigt die Zahl 1493 fast bis zu 50. Auch Frobens

<sup>1)</sup> Zedler in Beiträge z. Bibliotheks- und Buchwesen, P. Schwenke gewidmet, S. 276 ff.

Drucke ergeben das gleiche Resultat, wenn auch in engeren Grenzen; von 30 Quinternen im Jahre 1496 steigt der Gegenwert eines Guldens bis auf  $37\frac{1}{2}$  wenige Jahre später. Im Baseler Buchhandel scheint in dieser Zeit auch das Prinzip annähernd durchgeführt, daß von Quartdrucken die doppelte Zahl von Quinternen geliefert wird; dagegen scheinen Oktavdrucke noch etwas höher, als mit der Hälfte des Quart bewertet zu werden.

Bekanntlich haben nun aber die Baseler Drucker ihrer Karthause nicht nur die eigenen Erzeugnisse, sondern auch Druckwerke fremden Ursprungs zum Geschenke gemacht, auch nicht nur gleichzeitige, sondern auch ältere Erscheinungen. Da ist es nun höchst überraschend zu finden, daß diese alten Ausgaben offenbar noch immer nach dem Maßstabe ihrer Erscheinungszeit bewertet werden. Wenn die Briefe des Hieronymus in Schöffers Ausgabe von 1470 mit 17 fl. angesetzt werden, so ergibt das kaum  $2\frac{1}{2}$  Quinternen für den Gulden. Dazu paßt es vorzüglich, daß Mentelins Druck der Summa des Astesanus auf 13 Dukaten geschätzt wird, so daß ca.  $3\frac{1}{2}$  Quinternen auf den Dukaten entfallen. Die sinkende Tendenz der Preise veranschaulicht es deutlich, wenn Schöffers *Turrecremata*, *Super psalterio*, 1474  $8\frac{1}{2}$ , sein *Bernardus*, *Sermones* von 1475  $11\frac{3}{4}$ , und Wenslers *Durantus*, *Rationale* (ca. 1478) 13 Quinternen für 1 fl. ergeben. Einen wertvollen Ausblick vermittelt die Angabe, daß Kobergers Deutsche Bibel von 1483, mit ihrem reichen Holzschnittschmuck, auf  $9\frac{1}{4}$  Quinternen für 1 fl. bemessen wird, während das im gleichen Jahre erschienene Repertorium des Bertachinus  $15\frac{1}{3}$ , die *Biblia cum postillis* von 1485 schon  $27\frac{1}{3}$  Quinternen für 1 fl. gibt. Ähnlich ist die Preisbewegung der Kölner und Straßburger Drucke, von denen 1483 ca. 21, 1489 aber ca. 40 Quinternen auf den Gulden gerechnet werden.

Aus deutschen Quellen steht uns nur noch eine größere Gruppe von Bücherpreisen zur Verfügung. Das sind die der Missalien.<sup>1)</sup> Es ist wohl richtig, daß diese nicht so bestimmt kaufmännisch kalkuliert sein werden, wie das oben ausgeführt werden konnte. Die Preise der Missalien sind offenbar nicht in

<sup>1)</sup> Molitor, Deutsche Choralwiegendrucke, S. 38,

demselben Maße herabgesetzt worden, wie es der allgemeinen Preisbewegung entsprach. Anderseits zeigt die große Übereinstimmung der Preise an den verschiedenen Orten, daß sich auf diesem Gebiete eine Art Norm gebildet hatte. Wenn das Missale Herbipolense von 1491 bis 1499 nur von 4 auf  $3\frac{1}{2}$  duc. herabgesetzt wird, so bleibt das gewiß erheblich hinter der allgemeinen Marktlage zurück; wenn aber der Preis von 13 deutschen Missalien nur zwischen  $3\frac{1}{2}$  und 6 duc. schwankt, und einen Durchschnitt von ca. 4,4 duc. ergibt, so ist das zweifellos bezeichnend für diesen besonderen Zweig der Büchererzeugung.

Über Missalpreise stehen uns übrigens auch ein paar außerdeutsche Nachrichten zu Gebote. Wir dürfen wohl annehmen, daß bei Missalien und Brevieren die mit dem Drucker vereinbarten Preise auch für die Verteilung dieser Liturgica an die Diözesanen maßgebend gewesen sein werden. Danach sind die Missalia in Italien und Spanien erheblich billiger gewesen, als in Deutschland. Schon 1475 wird das Missale Ambrosianum des Antonius Zarotus nur mit 1 duc. bezahlt, und ebensoviel kostet 1500 ein in Messina gedrucktes (verschollenes) Missale und 1499 das Missale Benedictinum aus der Druckerei des Montserrat. Noch billiger stellt sich das Missale Vicense von 1496, dessen einzelne Exemplare noch nicht ein Barceloneser Pfund kosten, dessen Wert sich auf ca.  $\frac{9}{10}$  duc. belief.

Im Jahre 1488 findet eine Abrechnung statt zwischen dem Mailänder Buchhändler Ambrosius de Chaimis und der Witwe des Peter Uglheimer, der die Jenson-Colonia-Gesellschaft in Mailand vertreten hat.<sup>1)</sup> Hier werden zum ersten Male keine Einzelpreise mehr gemacht, sondern es wird vereinbart, daß von den Drucken in großem Format je 28, von denen in kleinerem Folio je 56 Quinternen gleich einem Dukaten gerechnet werden sollen. Ganz die gleiche Methode wird zu Grunde gelegt bei dem Gesellschaftsvertrag zwischen Petrus Antonius de Castelliono und Philippus de Lavagna im Jahre 1490, nur daß dabei 30 resp. 60 Quinternen für den Dukaten geliefert werden sollen, und daß ausdrücklich

<sup>1)</sup> Motta in Archivio storico lombardo, 1898, S. 66 f.

bedungen wird, daß auch die kleineren Formate, 4<sup>o</sup> und 8<sup>o</sup>, entsprechend ihrem Verhältnis zum Foliobogen bewertet werden sollen. Außerdem enthält der Vertrag die bemerkenswerte Notiz, daß diese Preise nur für Lieferung am Ort gelten, und bei Lieferung nach auswärts eine Erhöhung um 10 soldi pro Dukaten (ca. 10%) erfahren sollen. So sind die Preise annähernd bis zum Ende der Wiegendruckzeit geblieben, denn noch 1507 nimmt die Gesellschaft Moretus-Giunta-Arrivabene-Tortis in Aussicht, ihre Erzeugnisse zum Preise von 30—35 Quinternen pro Dukaten auf den Markt zu bringen.

Daß die Preise besondere waren für Bücher besonderer Ausstattung, zeigte bereits die Kobergersche illustrierte Bibel. Bestätigt wird die Tatsache durch die Bücheranzeige des Aldus Manutius, die mit Preisangaben ausgestattet ist.<sup>1)</sup> Sie ergeben, daß die Antiquadrucke des Aldus annähernd ähnlich bewertet sind, als die anderer Werkstätten. Von 20 Quinternen im Jahre 1495 steigt die Zahl der für einen Dukaten verkäuflichen auf 24 im Jahre 1497. Dagegen stehen die ganz mit griechischen Typen gedruckten Bücher etwas höher im Preise und halten sich auch länger auf gleicher Höhe. Die verschiedenen Bände der Aristoteles-Ausgabe, obwohl sie von 1495—1498 erschienen, ergeben ziemlich gleichmäßig ca. 15—16 Quinternen für den Dukaten, und der Aristophanes von 1498, in etwas größerem Format sogar nur 14.

Zu den Drucken in besonderer Ausstattung gehören vor allem auch die Pergamentexemplare. Peter Schöffer hat ja besonders viel Pergamentdrucke hergestellt, aber leider besitzen wir gerade für seine Erzeugnisse keine Preisangaben. Es sind hauptsächlich die Missalien, die es uns ermöglichen, das Preisverhältnis zwischen Papier- und Pergamentexemplaren zu beurteilen. Im allgemeinen scheint der Preis eines Pergamentdruckes ungefähr das Dreifache eines Papierexemplars betragen zu haben. Doch scheinen auch wesentlich größere Unterschiede vorzukommen. Auf Pergament kostete z. B. das Missale Benedictinum vom Montserrat

<sup>1)</sup> Nach Omont veröffentlicht von E. Voulliéme in: Wiegendrucke und Handschriften, Festgabe f. K. Haebler, S. 32.

das Zehnfache des Papierexemplars, und dasselbe Verhältnis scheint für das Breviarium gleicher Provenienz obgewaltet zu haben. Wahrscheinlich sind aber dafür besondere Gründe bestimmend gewesen, denn bei dem Processionarium aus derselben Druckerei ist das Verhältnis zwischen Papier- und Pergamentexemplaren auch nur wie 1:4, also von den deutschen Preisen nicht wesentlich verschieden.

Alle diese Preise verstehen sich für den freien Buchhandel, dem anscheinend nirgends durch besondere Vorschriften bei der Preisbildung Schranken gezogen worden sind. Nur in Spanien ist im XVI. Jahrhundert auch der Buchhandel besonderen Taxbestimmungen unterworfen worden. Die Vorläufer begegnen uns auch schon in der Wiegendruckzeit, indem die Regierung für solche Drucke, die durch ein Privileg geschützt wurden, gleichzeitig den Preis vorschrieb. Dessen Höhe zeigt aber, daß das Niveau in Spanien dem des italienischen Buchhandels annähernd entsprach, denn die *Leyes por la brevedad de los pleitos* (10 Blatt) werden auf 12 maravedis (ca.  $\frac{1}{30}$  duc.) und der Gutierrez, *Cura de la piedra* (88 Bl.) auf 75 mrs. (ca.  $\frac{1}{5}$  duc.) taxiert.

Die Missalien verraten uns auch einiges über den Preis des Bucheinbandes. Bei den Würzburger Missalien von 1497 und 1499, im Preise von  $3\frac{1}{2}$  fl., wird für den Einband je  $\frac{1}{2}$  fl. mehr angesetzt, während das *Missale speciale* derselben Diözese 1 fl. und gebunden  $1\frac{1}{4}$  fl. kostet. Einzelne Notizen, die sich handschriftlich in Wiegendruckten finden, zeigen, daß der Einband eines Buches von 150 bis 200 Blatt zwischen 4 bis 6 Groschen schwankte, ein Band von 350 Seiten einmal 8 Groschen kostete. Demgegenüber erscheinen die Angaben, die wir italienischen Quellen über gebundene Drucke entnehmen können, auffallend hoch. Allerdings beziehen sie sich nur auf wenige Werke von geringem Umfang, so daß man sie vielleicht nicht ohne weiteres verallgemeinern darf. Sowohl Moretus 1480 wie Siliprandus 1483 führen Donat in gebundenem und ungebundenem Zustande auf; dabei beträgt bei Moretus bei einem Buchpreis von 10 soldi der Unterschied 2 Lire, d. h. fast das Fünffache, auch bei Siliprandus ungefähr das Dreifache. Auch bei dem dem Ovid zugeschriebenen *Macer* des

Siliprandus stellt sich der Preis des Einbandes auf fast 2 Lire, während er bei den Officia b. Mariae des Moretus gleichfalls mehr als eine Lira ( $\frac{1}{4}$  duc.) beträgt.

Daß die Einbandkosten in Italien ziemlich beträchtlich gewesen sein müssen, geht auch aus anderen Quellen hervor. Aber Buchbinderrechnungen, wie die des Schariglia in Neapel, in denen die Bücher nicht spezifiziert werden, helfen uns nicht viel. Brauchbarer ist der Eintrag in einem Stuttgarter Exemplar der Biblia latina des Franz Renner von 1475, daß sie ligata et miniata 7 Dukaten gekostet habe. Da der Druck  $45\frac{1}{2}$  Quinternen enthält, wird man ca.  $3\frac{1}{2}$  Dukaten für den Druck ansetzen dürfen. Die Rubrizierung ist sehr reich; die großen Initialen stehen auf Goldgrund, die kleinen auf farbigem Rankenwerk, und die Anfangsseite ist von einer reichen bunten Leiste eingefasst. Aber wenn man dafür selbst  $2\frac{1}{2}$  Dukaten rechnen wollte, bliebe noch immer ein voller Dukaten für den Einband.

Die Kosten der Rubrizierung sind deshalb schwer vergleichbar, weil deren Ausführung sehr verschieden reich gestaltet werden konnte. Hier stehen uns aber schon aus handschriftlicher Zeit ergiebige Nachrichten zu Gebote in den Aufzeichnungen des Taddeo Crivelli über seine Geschäfte mit Nicolaus Laurentii für den er in den Jahren 1451–56 als Rubrikator tätig war.<sup>1)</sup> Darnach erhielt er für das Tausend angestrichene Buchstaben (parafi) 3 soldi, für das Hundert gewöhnliche Initialen 3–4 soldi, für einen Buchstaben auf Goldgrund aber 3–6 soldi und für ein Miniatur (Crucifixus) 2 Lire. Ähnlich werden zunächst wohl auch die Preise für das Rubrizieren von Duckwerken gewesen sein. Bei Moretus 1480 wird ein rubrizierter Donat mit 16 soldi, gegen einen schwarzen von 10 soldi angesetzt. In den Abmachungen von Lavagna und Castiglione 1490 wird das Decretum Gratiani schwarz mit  $1\frac{1}{2}$ , rubriziert (miniato) mit 2 Dukaten berechnet. Damit stimmt es ungefähr überein wenn der Vocabularius des Reuchlin, Basel 1482 einmal mit  $1\frac{1}{4}$  fl., gebunden und rubriziert aber mit  $3\frac{1}{2}$  fl. (=  $2\frac{4}{5}$  fl.) eingeschätzt wird.

<sup>1)</sup> Fischer, Die Entdeckungen der Normannen in Amerika, in Stimmen aus Mariabach Erg. Heft 81, Freiburg 1902, S. 121 ff.

Daß man die Wertschätzung der alten Ausgaben, wie sie aus dem Geschenkregister der Baseler Karthause hervorzugehen schien, mindestens nicht überall teilte, geht aus einer Büchertaxe vom Jahre 1511 in Venedig hervor. Eine Teilhaberin der Jenson-Colonia-Gesellschaft, Hieronyma, die Witwe des Aloisius von Dinslaken, ließ damals ihr eingebrachtes Heiratsgut abschätzen. Darunter befand sich ein Bestand von 100 Bücherballen mit 4173 Exemplaren meist umfänglicher Drucke. Trotzdem wurde die ganze Masse nur auf 660 Dukaten geschätzt; gegen die Einzelpreise, die uns für manche der darin enthaltenen Drucke überliefert sind, eine minimale Summe. Hier hat also unverkennbar die Massenproduktion der venetianischen Buchdrucker eine rasche Entwertung bedingt.

### 19. Privilegien.

Man muß sich sehr davor hüten, an die Verhältnisse der Wiegendruckzeit in bezug auf den Nachdruck mit den Auffassungen unserer Zeit über das Autorrecht heran zu treten. Zweifellos ist ein ganz erheblicher Teil der Inkunabeln einfacher Nachdruck vorhandener Ausgaben, aber das XV. Jahrhundert war weit davon entfernt, darin etwas anstößiges zu erblicken. In der Zeit der Handschriften war es unbedingt ein Verdienst gewesen, einen viel begehrten Text durch Abschrift zu vervielfältigen. Und so sah auch die Wiegendruckzeit nur etwas durchaus anerkennenswertes darin, wenn die Drucker die Bücher, nach denen eine besonders große Nachfrage bestand, immer wieder in neuen, und womöglich billigeren Ausgaben auf den Markt brachten. Natürlich konnte aber der Drucker billiger liefern, der eine wohl korrigierte Ausgabe seiner Vorgänger einfach wieder abdruckte, als derjenige, der sich von gelehrten Korrektoren eine handschriftliche Vorlage herstellen ließ. Daß es trotz alledem hochgesinnte Drucker gegeben hat, die bis in das XVI. Jahrhundert hinein die Mühen und Kosten der Herstellung eines möglichst einwandfreien Textes mit Hilfe gelehrter Mitarbeiter nicht scheuten, ist oben schon erwähnt worden. Aber etwas unrechtes erblickten auch sie darin nicht, wenn ein Drucker anstatt einer Handschrift einen Druck als Vorlage einer neuen Ausgabe wählte.

Ein Autorrecht hat die Frühdruckzeit überhaupt nicht anerkannt, und selbst wenn einmal einem Autor ein Privileg für den Druck seiner Werke erteilt wurde, so galt der Schutz nicht seiner geistigen Arbeit, sondern dem materiellen Aufwand, den er für die Verbreitung seiner Schrift durch den Druck gemacht.

Das älteste Privilegium, das wir kennen, trägt aber überhaupt einen ganz anderen Charakter. Der Schutzbrief, den die Signoria von Venedig im Jahre 1469 dem Johann von Speyer erteilte, ist überhaupt kein Druckprivileg, sondern ein Handelsmonopol. Es werden nicht die von ihm hergestellten Bücher gegen Nachdruck gesichert, sondern es wird ausschließlich nur ihm für die Zeit der nächsten fünf Jahre gestattet, im Machtbereiche der Republik Venedig gedruckte Bücher herzustellen. Durch den Umstand, daß Johann von Speyer noch innerhalb des ersten Jahres dieser Monopolstellung starb, hat das Privilegium viel von seiner Bedeutung verloren. Jede solche Vergünstigung war streng an die Person des damit Beliehenen gebunden, und wurde mit seinem Tode ohne weiteres hinfällig. Wir hören nichts davon, daß Johanns Nachfolger, sein Bruder Wendelin, sich um die Übertragung des Privilegs auf seine Person bemüht hätte. Und die Republik Venedig hütete sich, noch einmal einem einzelnen Drucker eine solche bevorzugte Stellung einzuräumen. Anderwärts allerdings scheint ein solcher Vorgang wenn auch nur in sehr bescheidenem Umfange sich noch einmal wiederholt zu haben. Als Adam von Rottweil sich im Jahre 1481 entschloß, das Feld seiner Tätigkeit von Venedig nach Aquila in den Abruzzen zu verlegen, begehrte er für die Dauer seines Verweilens am Orte das ausschließliche Recht, dort den Buchdruck und den Buchhandel auszuüben. Ganz konnten die Väter der Stadt sich nicht entschließen, seiner Bitte zu willfahren, für den Buchdruck aber ist das Monopol ihm bewilligt worden. An Bemühungen, ein solches Monopol zu erlangen, hat es allerdings auch an anderen Orten nicht gefehlt. Fast gleichzeitig mit der Einführung des Buchdrucks in Venedig schwebten ähnliche Verhandlungen in Mailand, und auch dort suchte sich der Bewerber eine Monopolstellung zu sichern. Er mußte aber sofort erfahren, daß andere Mitbewerber sich erbieten,

auf eine solche privilegierte Stellung zu verzichten. Wahrscheinlich ist das große Angebot von druckerischen Arbeitskräften der Grund dafür, daß es anscheinend nirgends wieder zu der Verleihung eines Druckmonopols an einen einzelnen gekommen ist. Ebenso wenig wie die Druckmonopole, darf man die besonderen Vergünstigungen mit den Privilegien verwechseln, die einzelnen Druckern zuteil geworden sind. Wenn Landgraf Friedrich I. 1466 dem Heinrich Eggstein einen besonderen Schutzbrief ausstellt, worin er ihn bei seinen Rechten zu erhalten verspricht, so hat sich dieser Schutz sicher nicht auf das Gebiet des Nachdruckes erstreckt. Solcher besonderer Schutz ist den Druckern vielfach gewährt und vielleicht noch öfter von ihnen nachgesucht worden. So beruft sich Antonius Planella, als er 1470 mit dem Gesandten des Herzogs von Mailand über die Errichtung einer Druckerei daselbst verhandelt, darauf, daß ihm in Venedig freie Unterkunft und andere Förderung zugesichert worden sei, und begehrt ähnliches als Bedingung seiner Übersiedlung. Auch Clemente Donati verlangt 1470 vom Herzog von Ferrara die Zusicherung freier Station und freien Unterhalts auf 3 Jahre, wenn er dahin käme, um eine Druckerei zu errichten. Als Ferdinand und Isabella den Meinard Ungut und Stanislaus von Polen nach Sevilla beriefen, haben sie diesen auch Steuerbefreiungen und andere Vergünstigungen zugesichert. Das mag vielfach im Anfang der Buchdruckerei geschehen sein, ist aber ganz etwas anderes als der Schutz ihrer Arbeit durch ein Privilegium.

Übrigens hatte ein solches Druckerprivilegium im XV. Jahrhundert immer nur eine sehr beschränkte Geltung. Die Signoria von Venedig konnte natürlich ein Privilegium nur für ihren eigenen Machtbereich erteilen. Der fand aber schon auf dem oberitalienischen Festlande sehr bald seine Grenzen, und in Mailand oder Pavia hatte ein venetianisches Privilegium nichts mehr zu sagen. Die territoriale Zersplitterung nicht nur in Italien, sondern ebenso in Deutschland drückte den Wert eines solchen Privilegiums wesentlich herab, und nur in Ländern, deren Zentralisation schon damals weit vorgeschritten war, wie in Frankreich oder in Spanien, konnte ein solches Privileg einen tatsächlich wirksamen Schutz gewähren.

Es hat aber eine ganze Reihe von Jahren gedauert, ehe ein rechtlicher Schutz für einzelne Druckwerke nachgesucht worden ist, und die ältesten Privilegien dieser Art scheinen nicht in Venedig, sondern in Mailand erteilt worden zu sein. Unter dem 6. Juli 1481 wird dem Buchhändler Andreas de Bosiis ein Privileg für den Druck der *Sforziade* des Johannes Simoneta erteilt, die er durch Andreas Zarotus, übrigens ohne Unterschrift, drucken ließ. Ein ähnlicher Privilegienhandel spielt sich ebenda einige Jahre später ab, und bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß wenigstens damals der Schutz auch tatsächlich wirksam war. Der Herzog hatte am 15. März 1483 dem Petrus Justinus von Tolentino ein Privileg auf fünf Jahre erteilt für den Druck des *Convivium* des Franciscus Philephus. Das Werk machte damals ein gewisses Aufsehen, und so wollte auch Antonius Zarotus eine Ausgabe veranstalten, ehe noch die privilegierte auf den Büchermarkt gelangt war. Der Herzog aber erließ dagegen unter dem 10. November ein strenges Verbot unter Hinweis auf seinen vorausgegangenen Erlaß. Mailänder Privilegien sind noch in vielen anderen Fällen erteilt worden, und die Drucker haben des öfteren einen Auszug der betreffenden Dokumente den so geschützten Büchern beigedruckt.

In den beiden vorerwähnten Fällen waren nicht die Drucker, sondern die Unternehmer die Träger der Vergünstigung. Auch in dem Privilegium, das König Ferdinand von Neapel am 22. August 1489 für den Druck der *Orationes de sanctis* des Robertus Caracciolus erteilt hat, wird an erster Stelle Joanmarco Cinico von Parma genannt, aber hier erscheint wenigstens neben ihm auch der Drucker Mathias Moravus als Inhaber des Patentes. Dieses ist übrigens nicht auf eine bestimmte Reihe von Jahren begrenzt, sondern es sollte so lange Geltung haben, bis die ungewöhnlich hohe Auflage von 2000 Exemplaren verkauft war. Wenn ein zweites neapolitaner Privileg am 5. Dezember 1492 einem von Mailand gebürtigen Drucker, dem Aiolfus de Cantono für das *Formularium instrumentorum* erteilt wird, so liegt die Vermutung nahe, daß dabei die Schutzbriefe nicht ohne Einfluß gewesen sind, die dem Antragsteller aus heimatlichen Verhältnissen bekannt waren.

Sein Druck sollte sich aber nur für die Zeit von drei Jahren des gesetzlichen Schutzes erfreuen.

Um dieselbe Zeit setzen nun auch die venetianischen Druckprivilegien ein; in Venedig aber hat dies Schutzverfahren einen weit größeren Umfang angenommen, als an irgend einem anderen Orte. Der erste Drucker, der dort für seine Erzeugnisse einen gesetzlichen Schutz nachsuchte, war Bernardinus Benalius, der am 17. August 1492 für eine beabsichtigte Ausgabe von Bernardus Justinianus, *De urbis Venetiarum origine* ein Privileg nachsuchte und erhielt. Schon das nächste Privileg, das nur zwei Tage später, am 19. August 1492 dem Hieronymus de Durantibus erteilt wurde, lautet nicht mehr auf ein einzelnes Buch, sondern auf zwei verschiedene Werke, allerdings von verwandtem Inhalt, beides Kommentare zu Schriften des Aristoteles. In diesem Falle galt der Schutz, der natürlich das ganze Gebiet der Republik Venedig umfaßte, nicht einem in der Stadt sesshaften Drucker. Die Werkstatt, aus der die Drucke hervorgingen, befand sich in Padua. Solche Sammelprivilegien wurden bald in Venedig etwas sehr häufiges. Schon am 15. Februar 1493(94) läßt sich Lazarus de Soardis ein gemeinsames Privileg für fünf Drucke erteilen, die auch inhaltlich nichts miteinander gemein haben, sondern ganz verschiedenen Wissensgebieten angehören. Die umfänglichsten Privilegien, in denen die zu schützenden Drucke einzeln mit ihren Titeln aufgeführt werden, sind diejenigen für Bonetus Locatellus vom 19. April 1497, das sich auf 14 verschiedene Werke erstreckt, und das für Alexander Calcedonius vom 4. Mai 1499, das sogar 18 Drucke umfaßt. Das letztgenannte zeigt, daß es auch in Venedig nicht immer nur die Drucker, sondern mehrfach auch die Verleger oder sonstigen Interessenten waren, die den Schutz des Gesetzes nachsuchten. Die Zahl der Antragsteller, die sich selbst als Buchhändler bezeichnen oder uns als solche bekannt sind, ist gar nicht unbeträchtlich. Es sind aber gelegentlich auch keine reinen Geschäftsleute die sich um solche Privilegien bemühen. Wenn sich am 20. Februar 1496(7) ein professore di grammatica Andrea Manio um den Schutz für eine Anzahl grammatischer Schriften und schulmäßiger Autoren des Altertums bewirbt,

so vereinigen sich darin wohl fachmännische mit geschäftlichen Interessen.

In einer größeren Anzahl von Fällen sind es die Autoren selbst, die den Rechtsschutz für ihre Werke nachsuchen, nur geschieht das nicht unter dem Gesichtspunkte des geistigen Eigentums, sondern in erster Linie unter dem des geschäftlichen Interesses. In der Mehrzahl der Fälle handelt es sich auch gar nicht um Originalschöpfungen, sondern um kommentierte Ausgaben begehrter Werke, besonders Klassiker und medizinische Schriften. Eigentliche Autorenprivilegien sind nur das, das Antonius Sabellicus am 27. August 1497 für seine *Historia omnium gentium* erhalten hat, und das des Bartolomeo Pasi vom 3. Juni 1500 für seinen bekannten *Tarifa* und einen *Abaco*. Am nächsten steht ihnen das der Antonia Kolb vom 30. Oktober 1500, die für die große *Veduta di Venezia*, die ihr verstorbener Gatte in mehrjähriger Arbeit in Holz geschnitten hatte, einen rechtlichen Schutz begehrt hat.

Vielfach sind es auch gar nicht die Bücher selbst, für die das Privileg begehrt wird, sondern irgend eine Besonderheit des zu ihrer Herstellung angewendeten Verfahrens. Zuerst versuchen es einzelne Drucker sich das handlichere Format rechtlich schützen zu lassen, in dem sie vielgefragte Werke, die bis dahin nur in dicken Folianten erschienen waren, herstellen wollen. Am 16. Februar 1494(95) begehren Girolamo Biondo e compagni einen Rechtsschutz für die *Evangelia et epistolae*, die sie nicht nur in dem üblichen Folio, sondern auch in 4<sup>o</sup> und 8<sup>o</sup> drucken wollen. Umfänglichere Anträge derselben Art stellt Antonio di Zanobi am 20. Mai 1497 und am 11. Januar 1497(98). Er will sich für *Breviere* in 4<sup>o</sup> und 8<sup>o</sup>, für *Missalien* in 2<sup>o</sup>, 4<sup>o</sup> und 8<sup>o</sup>, und für *Officia* in fünf Formaten, 2<sup>o</sup>—32<sup>o</sup>, und für solche mit Bildern (*historiata*) ein Privileg sichern. In dieselbe Kategorie gehört es, wenn Aldus Manutius am 25. Februar 1495(96) einen besonderen Rechtsschutz für seine griechischen Drucke beansprucht. Dasselbe tut übrigens am 21. September 1498 auch Nicolaus Blastos für Griechisch, und Democritus Terracina am 15. Juli desselben Jahres für Arabisch und andere orientalische Sprachen. Eng damit verwandt sind endlich auch die Privilegien, die sich Ottaviano dei Petrucci am

25. Mai 1498 für seinen Notendruck erteilen ließ, wovon oben schon die Rede gewesen ist, und Andrea Corbo am 21. Januar 1498(99) für seine *Litterae chorales* beantragte.

In Venedig läßt sich auf Grund urkundlicher Quellen die Angelegenheit der Privilegien in großem Umfange verfolgen. Erschöpft ist aber der Gegenstand damit noch durchaus nicht, denn wir begegnen noch manchem venetianischen Wiegendrucke mit dem Vermerke *cum privilegio*, den wir in den betreffenden Urkunden vergeblich suchen. Für die anderen Länder ist das, was wir über die Erteilung von Privilegien wissen, noch viel dürftiger. In Deutschland hat sich der Brauch eines rechtlichen Schutzes erst ganz am Ende der Wiegendruckzeit einzubürgern begonnen, und das ist bei der Vielgestaltigkeit der gesetzlichen Oberherrlichkeit im Deutschen Reiche durchaus nicht anders zu erwarten. Die kaiserliche Macht war zu wenig durchgreifend, um einen wirksamen Schutz zu erteilen. Derjenige der Territorialherren war aber für Drucker und Buchhändler kaum von Wert, da sich eine gewisse Freizügigkeit des Handels mit Büchern innerhalb des ganzen Reiches frühzeitig herausgebildet hatte. Im XVI. Jahrhundert werden auch deutsche Drucke, die den Schutz eines Privilegs genießen, öfter erwähnt. Conrad Celtes ist einer der ersten, der sich seit 1501 solche hat ausstellen lassen. Es ist interessant, daß eines seiner Privilegien für die Frankfurter Messe lautet.

In Frankreich hat schon Carl IV. ein Privileg ausgestellt, und ebenso haben Ferdinand und Isabella in Spanien einer Anzahl von Druckwerken ihren besonderen Schutz zuteil werden lassen. Die Formen dafür sind aber unverkennbar italienischen Vorbildern entnommen. Eigentümlich ist es den spanischen Privilegien, daß sie, wenigstens da, wo es sich um amtliche Drucksachen handelt, gleichzeitig den Verkaufspreis vorschreiben.

## 20. Nachdruck.

Wenn man sich die Privilegien der Frühdruckzeit in ihrer Gesamtheit näher ansieht, so drängt sich die Überzeugung auf, daß sie sich gar nicht so sehr gegen den Nachdruck an sich richteten,

sondern daß sie hauptsächlich dazu dienen sollten, den Absatzmarkt durch den Ausschluß fremder Konkurrenz zu schützen. Sie sollten gewissermaßen als Schutzzölle wirken, und konnten bei der örtlichen Beschränktheit ihrer Gültigkeit auch kaum zu etwas weiterem dienen. Daß sie den Nachdruck hätten ausschließen können, oder das auch nur ernstlich angestrebt hätten, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Der Nachdruck herrschte nach wie vor auf dem Gebiete der Büchererzeugung in weitestem Umfange, und jeder Autor, dessen Ruf über die engen Grenzen seiner politischen Heimat hinaus drang, mußte darauf gefaßt sein, daß seine Schriften, selbst wenn sie durch ein örtliches Privileg geschützt waren, an jedem anderen Orte nachgedruckt werden konnten, wo ein Drucker oder ein sonstiger Unternehmer erhoffte, mit einer neuen Ausgabe ein gutes Geschäft zu machen. In allen diesen Fällen war der Nachdruck keine Rechtsverletzung, sondern eher noch eine Anerkennung für die Bedeutung der künstlerischen Leistung.

Zu einem Unrecht wurde der Nachdruck erst dann, wenn er falsche Tatsachen vorspiegelte. Daß auch dies schon in einem gewissen Umfange der Fall gewesen ist, hat die Inkunabelforschung der älteren Zeit überhaupt nicht zu erkennen vermocht. Erst die exakte Typenvergleiche hat dazu eine Handhabe geboten, und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß wir auf diesem Gebiete noch keineswegs bis zu einer Erschöpfung der tatsächlich nachweisbaren Fälle gelangt sind.

Bei der Besprechung der Schlußschriften ist schon einmal davon die Rede gewesen, daß der Nachdruck gelegentlich so flüchtig betrieben wurde, daß selbst die Schlußschrift mit den Druckangaben unverändert in die neue Ausgabe übernommen wurde. Es brauchte dabei gar kein böser Wille vorzuliegen. Tatsächlich entstand aber auf diese Weise ein Druck mit gefälschter Unterschrift. So kennen wir zwei verschiedene Drucke des Andreas de Isernia mit der Unterschrift Neapel, Sixtus Riessinger, 5. Februar 1477, und ebenso zwei verschiedene Ausgaben des Angelus de Aretio, *De maleficiis* vom 22. Mai 1494, die alle beide behaupten, von Baptista de Tortis in Venedig hergestellt zu sein. Natürlich kann in beiden Fällen nur eine von den beiden Aus-

gaben echt sein, und der exakten Typenforschung hat es keine besondere Mühe gekostet, festzustellen, welche von den beiden Ausgaben die echte war, und von wem der Nachdruck mit der unwahren Ursprungsangabe herrührt.

Nicht immer aber sind beide Ausgaben, Original und Nachdruck, auf uns gekommen. Es gibt eine kleine Zahl von Wiegedrucken, die wir nur in einer unterschriebenen Ausgabe kennen, von denen aber die exakte Typenuntersuchung vollkommen einwandfrei nachzuweisen vermocht hat, daß die Ursprungsangaben nicht richtig sein können. So gibt es einen Catullus, Tibullus, Propertius, Carmina gedruckt 1475 opera et impensa Johannis de Colonia & Johannis Manthen, der aber ebensowenig von diesen Druckern herrühren kann, wie der mit der gleichen Type auf demselben Papier gedruckte Philephus, Consolatio mit dem Vermerk impressum Romae; die Vorlagen der beiden Nachdrucke haben sich aber bis jetzt nicht nachweisen lassen.

In allen solchen Fällen wird es immer nur sehr schwer festzustellen sein, ob bei dem Nachdrucker eine böswillige Absicht vorgelegen hat. Natürlich aber wird sich dann die Überzeugung einer beabsichtigten Täuschung aufdrängen, wenn es sich herausstellt, daß mehrere solcher Druckangaben auf ein und dieselbe Quelle hinweisen. Das trifft schon bei einem Teile der vorerwähnten Nachdruckfälle zu. Sowohl der Andreas de Isernia, als der Catullus von 1475 und der „römische“ Philephus sind ihren Typen nach Mailänder Erzeugnisse. Der Isernia ist als ein Druck des Ulrich Scinzenzeler in Mailand festgestellt, die Type der beiden anderen Drucke ist anscheinend noch nicht bei einem anderen Drucker festgestellt, ihr mailändischer Charakter wird aber behauptet. Nun ist freilich die Druckerei von Leonhard Pachel und Ulrich Scinzenzeler bekannt durch ihre vielen, teilweise sehr flüchtig hergestellten Nachdrucke, bei denen es ihnen auch einmal passiert ist, daß sie einem Drucke eine doppelte Unterschrift, die des Originals und die des Nachdrucks gegeben haben. Trotzdem ist es nicht wohl möglich, sie ganz von dem Vorwurf einer beabsichtigten Täuschung freizusprechen. In den Jahren 1494 und 1495 ist nämlich aus dieser Werkstatt eine Ausgabe der römischen

Rechtsquellen mit den Kommentaren des Baldus de Ubaldis hervorgegangen, die sich aus einer größeren Reihe einzeln erschienener Bände zusammensetzt, von denen einige den Druckort überhaupt verschweigen, einige auf Venedig als Ort der Entstehung hinweisen, andere aber geradezu Venedig als Druckort bezeichnen.<sup>1)</sup> Da die Drucker sowohl vorher als nachher dieselben Texte mit der richtigen Angabe des Ursprungs haben erscheinen lassen, so kann nicht wohl ein bloßes Versehen vorliegen. Ebenso wenig kann man annehmen, daß den Angaben eine Berechtigung innewohnt, denn von einer Niederlage der Mailänder Drucker in Venedig ist in ihrem gesamten sonstigen Verlage nichts zu spüren. Es bleibt also nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß es sich um einen Akt unlauteren Wettbewerbes handelte, indem die Drucker ihre flüchtigen Nachdrucke als Arbeiten der venetianischen Pressen ausgeben wollten, die wegen der Sorgfalt berühmt waren, die sie ihren Drucken zuteil werden ließen. Daß man ihnen damit kaum ein Unrecht antut, wird durch die anderen mit falscher Unterschrift versehenen Drucke, die aus ihrer Werkstatt hervorgegangen sind, nur um so wahrscheinlicher gemacht.

## 21. Zensur.

Schon während des Mittelalters hat die römische Kirche die Aufgabe für sich in Anspruch genommen, darüber zu wachen, daß sich keine keßerischen oder sonstigen Irrlehren in Wort und Schrift in der Christenheit einbürgerten. Diese Aufgabe wurde ihr außerordentlich erschwert, als an die Stelle der umständlichen und langsamen handschriftlichen Verbreitung der Schriften die Massenproduktion der Druckerpresse trat. Ob es ein Gefühl von der Vergeblichkeit des Kampfes, ob es Erwägungen anderer Art gewesen sind, jedenfalls hat es den Anschein, als ob die Kirche eine gute Weile die Dinge hätte gehen lassen, wie sie eben gingen. Erleichtert wurde ihr eine solche Toleranz durch den Umstand, daß der älteste Buchdruck sich im wesentlichen darauf beschränkte,

<sup>1)</sup> Haebler, Der Nachdruck im 15. Jahrhundert in: *Collectanea variae doctrinae* L. Olschki oblata, S. 113 ff.

Bücher, die längst handschriftlich weit verbreitet waren, mechanisch zu vervielfältigen. Über diese stand aber das kirchliche Urteil schon längst fest, so daß ein Konfliktstoff sich nicht ergab.

Die älteste Spur eines Zensurvermerks hat man in dem Franciscus Niger, *Contra judeos* finden wollen, den Konrad Fyner in Eßlingen 1475 gedruckt hat. Die dafür in Anspruch genommene Stelle besagt aber nur, daß der Autor seine Schrift dem Urteil seines geistlichen Oberhirten unterwirft. Solche Wendungen finden sich nicht selten bei den verschiedensten Autoren. Eine Unterwerfung unter das Urteil der Kirche ist aber doch etwas wesentlich anderes, als eine Approbation durch die Zensurbehörde vor der Drucklegung, oder wenigstens vor der Verbreitung der Schrift.

Die ältesten Nachrichten, aus denen das tatsächliche Eingreifen einer Zensurbehörde hervorgeht, sind noch einige Jahre jünger. Sie stammen aus Köln, das ja nicht nur eine der frühesten Druckstätten Deutschlands, sondern auch eine Hochburg kirchlicher Orthodoxie gewesen ist. Dort war um die Mitte der siebziger Jahre ein paarmal eine *Disputatio s. dialogus inter clericum et militem super potestate ecclesiastica* gedruckt worden, worin die Superiorität der geistlichen Gewalt bestritten und vielmehr dem weltlichen Arme zugesprochen wurde. Diese Veröffentlichung ist jedenfalls die Veranlassung dazu gewesen, daß die geistlichen Behörden am 21. September 1478 die Hilfe des Rates der Stadt Köln erbaten und erhielten, um gegen die Drucker des *Dialogus* vorzugehen. Über den weiteren Verlauf der Angelegenheit ist nichts bekannt. Die Verbreitung des *Dialogus* wurde aber tatsächlich unterbrochen; erst nach einer Reihe von Jahren ist er aufs neue herausgegeben worden.

Im Prinzipie hielt also die Kirche auch dem Buchdruck gegenüber an ihrem Prüfungsrechte fest. Auch nicht nur in Deutschland. Ein Beweis dafür ist die Ausgabe der Schrift des Johannes Carthusiensis, *Nosce te ipsum*, die Nicolaus Jenson in Venedig um die Mitte des Jahres 1480 erscheinen ließ, die an ihrer Spitze eine ganze Anzahl von Approbationen der mit ihrer Prüfung beauftragten Geistlichen trägt. Das Beispiel bleibt aber ganz vereinzelt, sei es, daß der Approbationszwang nicht eben streng gehandhabt wurde, sei es, daß die Drucker es nicht für nötig

befanden, von der erfolgten Genehmigung öffentlich Rechenschaft abzulegen.

Eine Verschärfung der Sachlage trat erst im Jahre 1487 ein. Damals fühlte sich Papst Innocentius VIII. veranlaßt, eine Bulle an die gesamte Christenheit zu richten, in der er nachdrücklich für die Kirche das Recht einer Prüfung aller neu erscheinenden Bücher, und zwar vor ihrer Ausgabe in Anspruch nimmt, den geistlichen Behörden eine strenge Ausübung dieses Rechtes zur Pflicht macht, und zur Vollstreckung ihrer Urteile die Hilfe der weltlichen Gewalten begehrt, denen er das Ansuchen dadurch plausibler zu machen sucht, daß er ihnen die Hälfte der verhängten Geldstrafen in Aussicht stellt.

Mit diesem Erlasse hängt es jedenfalls zusammen, wenn wir in den unmittelbar darauf folgenden Jahren in spanischen Drucken ein paarmal einen Approbationsvermerk finden. So generell in dem Fernando Diez, *De la sacr. conceptio*, Valencia, Palmart 1487 (Hain 6163) und ausführlicher unter Nennung der prüfenden Geistlichen in der *Janua artis Raimundi Lulli* von Petrus De Gui, Barcelona, Posa 1488 (Hain 10323). Auch in Italien hat sich die Zensur daraufhin wieder gerührt. Im Jahre 1491 verbietet der Legat Franco, Bischof von Treviso, unter Hinweis auf die päpstliche Bulle den Druck von Büchern, in denen geistliche Angelegenheiten berührt werden ohne vorherige Billigung und verurteilt die bekannten Thesen des Johannes Picus de Mirandola und Rosellis *Monarchia*.

Aber die geistlichen Ansprüche blieben auch nicht ohne Widerspruch. Der Reichstag zu Worms im Jahre 1495 stellte die Forderung auf, daß die Zensur nicht den geistlichen Behörden überlassen bleiben, sondern daß sie auf den Kaiser und die Reichsfürsten übertragen werden sollte. Durchgedrungen kann aber dieser Antrag wohl nicht sein, wenigstens ist es im Jahre 1499 in Köln abermals die geistliche Behörde, die erneut die Bulle Innocentius VIII. in Erinnerung bringt, und damit ihr Prüfungsrecht begründet. An anderen Stellen sind es die Universitäten, die für sich ein Zensurrecht in Anspruch nehmen. 1495 erscheint zu Salamanca die *Expositio missae* des Francisco de los Santos, die auf Anordnung des Rektors von zwei Professoren geprüft und

genehmigt worden ist, und 1498 verurteilt die Universität von Paris das Enterrement de Charles VIII., das ein Pariser Drucker ohne vorausgegangene Prüfung gedruckt hatte, wegen eines ungenauen Berichts über die Prozession, durch die sie sich gekränkt fühlte. Was von den deutschen Fürsten verlangt worden war, scheint dann in Spanien erreicht worden zu sein. Die *Regula s. Augustini declarata per Hugonem de Sancto Victore*, die Hans Gießer in Salamanca um 1500 gedruckt hat, ist geprüft *ex commissione regum hispanorum*. Daneben muß aber auch dort ein geistliches Approbationsrecht fortbestanden haben, denn in der gleichen Zeit gehen andere Zensurvermerke auf die geistlichen Oberbehörden in Saragossa und in Sevilla zurück.

## 22. Verschollene Wiegendrucke.

Die Zahl der Wiegendrucke, von denen sich wenigstens ein Exemplar bis in die Gegenwart gerettet hat, wird sich auf annähernd 30000 belaufen. Man würde sich aber einem bedenklichen Irrtum hingeben, wenn man annehmen wollte, daß mit dieser Zahl die Gesamtproduktion des XV. Jahrhunderts erschöpft sei. Allerdings werden umfängliche Folianten gelehrten Inhalts wohl selten bis auf das letzte Exemplar vernichtet worden sein. Aber wenn man berücksichtigt, eine wie große Zahl von Wiegendrucken uns nur in einem einzigen Exemplare bekannt ist, so wird man nicht umhin können, zuzugestehen, daß gewiß in vielen Fällen auch ein solches einziges Exemplar im Laufe der Jahrhunderte zu Grunde gegangen sein wird. Tatsächlich wissen wir aus urkundlichen Quellen von einer beträchtlichen Anzahl von Wiegendrucken, deren Auflage bis zur Gegenwart restlos verschwunden ist.

Ein günstiger Zufall scheint über den Druckerzeugnissen von Sweinheim und Pannartz gewaltet zu haben. Von den 28 Drucken, die sie in ihrer Bittschrift von 1472 aufführen, scheint außer dem Donatus, der in 300 Exemplaren gedruckt worden war, nicht ein einziger gänzlich der Vernichtung anheim gefallen zu sein. Weniger war ihr Konkurrent Johannes Philippus de Lignamine vom Glücke begünstigt. Obwohl aus seiner Werkstatt bis zum

Jahre 1472 nur 9 Drucke hervorgegangen waren, sind doch von diesen zwei nicht wieder zum Vorschein gekommen. Aber auch diese beiden sind Bücher gelehrten Inhalts und von erheblichem Umfange, ein Lactantius und ein Horatius. Wenn wir es versuchen, die Bücherverzeichnisse, die aus dem XV. Jahrhundert als Bücheranzeigen, als Verkaufsverzeichnisse, als Inventare auf uns gekommen sind, mit den uns bekannten Wiegendrucken zu identifizieren, so bleibt regelmäßig ein oft keineswegs unbeträchtlicher Rest von Titeln übrig, den alle Interpretationskünste nicht mit den uns bekannten Drucken in Übereinstimmung zu bringen vermögen, und viele dieser Titel lassen gar keinen Zweifel daran übrig, daß es sich dabei um tatsächlich unbekannte Werke handelt.

Allerdings bedeutet diese Erscheinung noch nicht immer den rettungslosen Untergang solcher Drucke. Noch immer überraschen uns alljährlich Sammlungsverzeichnisse und Antiquariatskataloge damit, daß sie die Titel unbekannter oder verschollener Wiegendrucke enthüllen. Auch die Gesamtinventarisierung der Wiegendrucke in Deutschland hat dem noch kein Ende bereitet. Einmal erstreckte sich diese fast ausschließlich auf Büchersammlungen, die sich in öffentlichem Besitze befinden, dann aber konnte sie auch in den meisten Fällen nur solche Werke erfassen, die nach den Verzeichnissen als Wiegendrucke zu erkennen waren. Es ist fast unvermeidlich, daß selbst in den best geordneten Sammlungen immer einmal wieder ein Wiegendruck zum Vorschein kommt, der sich entweder an einer unerwarteten Stelle — in Handschriften, in Akten — verborgen hat, oder bei der Verzeichnung als Inkunabel nicht erkannt worden ist.

In allen anderen Ländern aber ist eine solche systematische Verzeichnung der Frühdrucke überhaupt noch nicht erfolgt. Die Versuche, den Bestand einzelner italienischer Bibliotheken — Nazionale in Florenz, Borbonica in Parma, Comunale in Siena — aufzunehmen, haben in jedem einzelnen Falle zur Auffindung einer ganzen Anzahl von Drucken geführt, die auch der Aufmerksamkeit von Reichling entgangen waren. Und dabei konnten sich die Untersuchungen doch nur auf solche Werke erstrecken, die in den Bibliothekskatalogen bereits als Inkunabeln aufgeführt waren. Jeder

Band des Catalogue général des incunables des bibliothèques publiques de France hat uns eine ganz erhebliche Menge von Wiegendrucken enthüllt, von deren Existenz bis dahin kein Mensch eine Ahnung gehabt hatte. Und dabei hat die Histoire de l'imprimerie en France von Anatole Claudin schon längst den Beweis dafür erbracht, wie lückenhaft der Catalogue général bleiben mußte, weil auch er sich auf öffentliche Bibliotheken beschränkt, während sich gerade die kostbarsten Seltenheiten der Frühdruckzeit vielfach in den Sammlungen privater Bücherfreunde befinden.

Noch größer sind die Überraschungen, die uns immer wieder der spanische Büchermarkt bereitet. Auch da tauchen in jedem Jahre die merkwürdigsten neuen Funde auf, um uns zu beweisen, daß es eben doch noch immer einen ganz erheblichen Bestand von Wiegendrucken in der Pyrenäenhalbinsel gibt, den weder offizielle Inventarisierungsbestrebungen noch die Nachforschungen eifriger Bücherfreunde zu entdecken imstande gewesen sind.

Die Nachforschungen werden natürlich dadurch erheblich erschwert, daß besonders im Auslande nicht jeder Bibliothekar über die nötigen Fachkenntnisse verfügt, um in den seiner Obhut anvertrauten Beständen die Wiegendrucke zu erkennen. Oft genug befinden sich ja auch diese alten Bücher in einem Zustande, der nicht nur die Feststellung ihrer Identität zu einer mühseligen Aufgabe macht, sondern der sie auf den ersten Blick als wertlose Makulatur erscheinen läßt. Wie viele kostbare alte Drucke mögen dadurch verloren gegangen sein, daß sie ihrer Unvollständigkeit wegen zunächst beiseite gestellt, dann vergessen worden, und schließlich verstaubt und verschmutzt der Vernichtung anheim gefallen sind. Es gab ja ganze Kategorien von Drucken, die für ein solches Schicksal beinahe vorausbestimmt waren. Wer sollte sich wohl die Mühe machen, die alten Schulbücher, die Donate, die Dortrinalia und ihre zahllosen Nachbildungen aufzubewahren, nachdem sie ein paar Generationen von Schülern gedient, und dabei unansehnlich und unvollständig geworden waren? Dasselbe Schicksal stand unabwendbar den liturgischen Drucken bevor, den Missalien und Brevieren, die der tägliche Gebrauch unver-

meidlicherweise abnutzte. Der Geistliche aber, der das abgebrauchte Missale seines Altars durch ein neues, vielleicht bequemer gedrucktes, jedenfalls aber saubereres und ansehnlicheres neues Exemplar ersetzen konnte, dachte wohl kaum jemals daran, das halbzerstörte alte Druckwerk als historisches Dokument zu bewahren. Tatsächlich sind es gerade Missale und Breviere, von denen wir in einer ganzen Reihe von Fällen nachweisen können, daß Auflagen von 5, 6, 700 Exemplaren restlos zu Grunde gegangen sind. Allerdings aber erlebt anderseits gerade auf diesem Gebiete der eifrig Suchende die merkwürdigsten Überraschungen, denn gerade von Missalien und Brevieren haben Kirchen- und Klosterbibliotheken recht oft unvollständige als wertlos betrachtete Exemplare enthalten, die sich bei näherer Untersuchung als lange und schmerzlich vermißte Kostbarkeiten oder als gänzlich unbekannte Drucke herausgestellt haben.

Einer besonderen Gefahr sind diese Werke in den Gebieten ausgesetzt gewesen, wo im XVI. Jahrhundert die kirchliche Reformation zur Herrschaft gelangte. Sie sah in diesen Büchern nur das Werkzeug eines verhaßten leidenschaftlich bekämpften Kultus, und sie betrachtete es geradezu als eine Gewissenssache, sie zu zerstören. Wenn diese Vernichtungswut nun auch vielfach nicht mehr auf die Druckerzeugnisse der Wiegendruckperiode gestoßen ist, so sind ihr doch vielfach auch solche zum Opfer gefallen. Wir können das besonders häufig dann beobachten, wenn es sich um Pergamentdrucke gehandelt hat. Dieses kostbarere Material haben sich die Buchbinder in weitem Umfange zunutze gemacht, um daraus Aktendeckel und Buchumschläge herzustellen, oder um die Deckel ihrer Holzeinbände damit zu verkleben. Von welcher Bedeutung diese an sich verhängnisvolle Praxis der alten Buchbinder für die Inkunabelforschung gewesen ist, läßt sich daran ermessen, daß es im schwedischen Reichsarchiv gelungen ist, daß um 1487 gedruckte Manuale Upsalense, von dem nicht ein einziges Exemplar sich erhalten hatte, aus Aktenumschlägen in einem vollständigen und in mehreren unvollständigen Exemplaren zu rekonstruieren.

### 23. Einbände.

Diese Gepflogenheit der alten Buchbinder hat sich überhaupt für die Inkunabelforschung als eine überaus wertvolle Quelle erwiesen. Ob italienische und französische Bucheinbände uns in ähnlichem Umfange kostbare Reste der Frühdruckzeit erhalten haben, wie diejenigen des deutschen Druckbereiches, muß bezweifelt werden. In diesen Ländern war schon im XV. Jahrhundert die Papierfabrikation in viel größerem Umfang entwickelt, und der Stoff war dort nicht so kostbar, daß man sich zum Auskleben der Einbände in umfänglicher Weise der Makulatur bedient hätte. Die Makulaturforschung ist aber auch in diesen Ländern noch nicht mit dem gleichen Nachdruck betrieben worden, wie in den germanischen Ländern, so daß es noch keineswegs ausgeschlossen ist, daß uns auch von dieser Seite noch Überraschungen bevorstehen. In Deutschland jedenfalls hat der Wunsch der Buchbinder, mit dem teuren Materiale so sparsam als möglich umzugehen, für die Inkunabelforschung die segensreichsten Folgen gehabt. In vielen Fällen haben die alten Buchbinder die Pappdeckel ihrer Einbände auf die Weise hergestellt, daß sie eine größere Anzahl von bedruckten Papierbogen aufeinander geleimt haben. Da die Deckel äußerlich mit Leder überzogen zu werden pflegten, die Spiegel aber meistens mit einem mindestens einseitig unbedruckten Bogen überzogen wurden, so ist äußerlich an solchen Bänden nichts zu erkennen, und es ereignet sich natürlich nicht selten, daß sich nach mühseliger Auflösung eines solchen Pappdeckels der Inhalt als gänzlich wertlos herausstellt. Es ist aber andererseits auch wiederholt vorgekommen, daß solche Pappen aus den Blättern eines gänzlich verschollenen Wiegendruckes oder einer gänzlich unbekannten Flugschrift der Reformationszeit zusammengesetzt waren. Hier empfiehlt es sich also für den Inkunabelforscher in jedem Falle, sich die Mühe einer sorgfältigen Prüfung nicht verdrießen zu lassen.

Es sind aber nicht nur die in der Frühdruckzeit noch so gut wie unbekannten und auch im XVI. Jahrhundert noch immer nur wenig verbreiteten Pappbände, die die Aufmerksamkeit des Früh-

druckforschers verdienen. Auch die Holzbände haben ihm schon zahllose kostbare Funde vermittelt. Auch bei den in Holzdeckel eingebundenen Bänden war es üblich, die Innenseiten mit Papier oder Pergament auszukleben. Zahllose Privaturkunden, die auf Pergament geschrieben waren, sind auf diese Weise, meistens allerdings arg verstümmelt, auf uns gelangt. Das Pergament diente aber dem Buchbinder auch noch sonst zu dem Einbände. Nicht selten hat er die feste Verbindung des gehefteten Buchblocks mit seinen Deckeln dadurch hergestellt, daß er einen breiteren Pergamentstreifen mit der Heftung verband, den anderen Teil aber dem Buchdeckel aufleimte. In der ältesten Zeit haben die Buchbinder sogar nicht selten die Heftfäden jeder Lage mit schmalen Pergament- oder Papierstreifen unterlegt. Die Untersuchung hat ergeben, daß in diesen beiden Formen selbst die ehrwürdigen Pergamentblätter, die mit den Typen der 36 zeiligen und 42 zeiligen Bibel bedruckt waren, für diese Zwecke haben erhalten müssen. Häufiger noch sind solche Pergamentblätter zum Auskleben der Deckel verwendet worden. Fast alle die Reste der Donat und Doctrinalia in den Typen der niederländischen Erstdrucker sind nur dadurch für uns gerettet worden, daß sie von den Buchbindern zum Auskleben der Deckel verwendet worden sind.

Aber auch das zu solchem Zwecke verwendete Papier hat uns zu wertvollen Entdeckungen verholfen. Es gibt einen ganzen Literaturzweig der Frühdruckzeit, den wir fast nur dadurch kennen, daß die Buchbinder sich seiner in der geschilderten Weise bedient haben. Die Jahresalmanache wurden fast immer nur auf der einen Seite bedruckt, und da sie ja doch nach dem Ablauf des Jahres, für das sie bestimmt gewesen waren, keinen Wert mehr besaßen, so haben sich die Buchbinder ihrer mit Vorliebe da bedient, wo es galt, die Deckel der Bücher von großem Formate auszukleben. Wir kennen heute mehrere Hundert verschiedener solcher Kalender in annähernd tausend Exemplaren aus der Frühdruckzeit, ich bezweifle aber durchaus, daß irgendeiner von ihnen auf anderem Wege zu unserer Kenntnis gelangt ist, als dadurch, daß er in einen Buchdeckel eingeklebt war. Auch die Buchdrucker haben sich schon diese Blätter mit der leeren Rückseite zunuße

gemacht; sie haben darauf Probe- oder Korrekturabzüge anderer Drucke hergestellt, und auch davon haben sich einzelne Beispiele erhalten. Die Buchbinder gingen nämlich gelegentlich auch dazu über, solche Kalenderblätter, die oft mit einem ganz artigen Holzschnitt astrologischen Charakters verziert waren, nicht mehr mit der bedruckten Seite aufzuleimen, sondern das Kalenderblatt sichtbar auf den Spiegel zu setzen. In diesem Falle braucht aber auch die Rückseite nicht leer zu sein, und so konnten sie sich auch der Blätter bedienen, die schon der Buchdrucker zu weiteren Experimenten benutzt hatte.

Den Kalendern sehr ähnlich waren die Prognostica oder Iudicia, die die Astrologen, die für den Kalender die Mondphasen und Sternkonjunkturen berechneten, gleichzeitig abzufassen pflegten. Auch diese meist nur aus 1—2 Quartbogen bestehenden Kleindrucke wiesen vielfach auf ihrem Titel einen Holzschnitt auf. Ein Zwickauer Buchbinder hat es sich unverkennbar zum Vergnügen gemacht, eine große Menge seiner Einbände mit solchen Kalenderholzschnitten auszukleben. Mehr als ein Prognostikon ist nur dadurch zu unserer Kenntnis gelangt. Auch hier hat sich der Umstand, daß diese Druckwerke am Ende des Jahres ihren Wert verloren, als vorteilhaft für die Frühdruckforschung herausgestellt. In den letzten Jahrzehnten des XV. Jahrhunderts scheuten die Buchbinder auch davor nicht mehr zurück, bedrucktes Papier zum Auskleben der Deckel zu benutzen. Kleindrucke, wie die Prognostica wurden ja weit weniger von den Buchdruckern selbst, als von den Buchbindern vertrieben. So blieben ihnen manchmal wohl auch ein paar Exemplare unverkauft hängen, und die mußten dann ebenfalls für den Einband dienen. Prognostica sind uns allerdings in erheblicher Anzahl aus aller Herren Ländern in Heftform, zumeist als Bestandteile von Sammelbänden, überliefert. Wir würden uns aber kaum eine richtige Vorstellung von dem außerordentlichen Umfange dieser Literaturgattung machen können, hätten uns nicht die Buchbinder so zahlreiche Proben davon erhalten.

## 24. Eintragungen.

Noch in einer anderen Richtung sind die Bucheinbände für die Inkunabelforschung von Bedeutung. In den Einbanddeckeln und auf den Vorsatzblättern, manchmal aber auch auf den ersten oder letzten Blättern des Druckes selbst finden sich nämlich nicht selten handschriftliche Eintragungen, die die volle Aufmerksamkeit des Inkunabelforschers verdienen. Von den Schreibern der Handschriften haben es die Rubrikatoren übernommen, daß sie manchmal nach Beendigung ihrer Tätigkeit am Ende des Buches eine Bemerkung angebracht haben, die entweder nur aus einer frommen Redewendung besteht, gelegentlich aber auch uns ihren Namen verrät und darüber Auskunft erteilt, wann und wo sie ihre Arbeit vollendet haben. Auf diesem Wege erfahren wir es z. B., daß Johann Bämle, ehe er selbst sich als Buchdrucker betätigte, durch Jahre hindurch die Erzeugnisse anderer Drucker als Rubrikator bearbeitet hat. Besonders wertvoll sind solche Angaben natürlich dann, wenn der Druck selbst über seinen Ursprung nichts verrät.

Ebenso wertvoll sind für die Inkunabelkunde die Eintragungen, die frühere Besitzer über den Erwerb der betreffenden Bücher in diesen selbst niedergelegt haben. Als das gedruckte Buch noch nicht zu einer alltäglichen Erscheinung geworden war, fühlten sich seine Besitzer mehr noch als in späterer Zeit veranlaßt, nicht nur zum Schutze ihres Eigentumsrechtes ihren Namen in das Buch einzutragen, sondern wohl auch von den Umständen Rechenschaft abzustatten, unter denen sie in den Besitz des betreffenden Werkes gelangt waren. Solche Angaben können für die Inkunabelforschung unter Umständen von außerordentlicher Wichtigkeit sein. Aus einer solchen Eintragung ergibt es sich z. B., daß der älteste Druck von Subiaco, der erste Druck auf italienischem Boden, nicht der von 1465 datierte Lactantius gewesen ist, sondern daß ihm die Ausgabe der *Epistolae familiares* des Cicero, die der Druckangaben entbehrt, vorausgegangen sein muß. Manche mit Sorgfalt und Scharfsinn auf Grund von Typenverwandtschaft aufgebaute Hypothese kann von einer solchen Eintragung völlig über den Haufen geworfen werden. Allerdings

müssen auch diese Eintragungen mit sorgfältiger Kritik behandelt werden, denn es ist mehr wie einmal vorgekommen, daß übereifriger Lokalpatriotismus oder schnöde Gewinnsucht solche Eintragungen gefälscht haben, um den damit versehenen Druckwerken einen besonderen Wert zu verleihen. Die Namen eines I. G. Fischer und F. G. H. Culemann haben in dieser Beziehung eine traurige Berühmtheit erlangt. Wo aber die Kritik die Echtheit solcher Angaben bestätigen konnte, haben sie sich in vielen Fällen als außerordentlich wichtig und wertvoll für die älteste Druckgeschichte erwiesen. Ihre Bedeutung ist von den Verfassern von Inkunabelkatalogen leider vielfach durchaus nicht genügend beachtet worden. Auf diesem Felde bleibt für die Inkunabelforschung noch viel zu tun.

Es versteht sich von selbst, daß der Wert solcher Eintragungen sich nicht auf das Buchgeschichtliche beschränkt. Auch auf die Literaturgeschichte werfen sie vielfach bedeutungsvolle Schlaglichter, sei es daß sie uns zeigen, wer die Bücherfreunde gewesen sind, in deren Bibliotheken sich die alten Drucke befunden haben, sei es daß sie Beziehungen zwischen den Verfassern oder Herausgebern und den nachmaligen Besitzern der Werke enthüllen. In weiterem Umfange betrieben, gestattet die Untersuchung solcher Eintragungen nicht selten den gelehrten Apparat zu rekonstruieren, den ein Bücherfreund des XV. oder XVI. Jahrhunderts in seinem Studierzimmer um sich zu vereinigen verstanden hatte. Es lohnt zweifellos der Mühe, solche Besitzvermerke auch dann zu verfolgen, wenn sie erst einer späteren Zeit angehören. Je mehr die Druckgeschichte der Frühzeit durch die vervollkommnete bibliographische Erfassung der Wiegendrucke einer abschließenden Behandlung sich nähert, desto mehr hat sich die Aufmerksamkeit darauf gerichtet, nicht nur die Entstehungsgeschichte, sondern auch die ferneren Schicksale der Wiegendrucke zu verfolgen. Wenn der Gesamtkatalog der Wiegendrucke deren technische Beschreibung annähernd erschöpfend geliefert haben wird, werden sich für den Bearbeiter des Verzeichnisses einer einzelnen Sammlung immer mehr die Eigentümlichkeiten des einzelnen Exemplares als der wesentliche Gegenstand der Untersuchung ergeben, und unter diesen nimmt die Prüfung der Eintragungen die erste Stelle ein.

Der Inkunabelforscher soll aber auch den Einbänden um ihrer selbst willen seine Aufmerksamkeit widmen. Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß das Gewerbe der Buchbinder durch die von dem Buchdruck bewirkte Massenerzeugung von Büchern eine außerordentliche Förderung erfahren mußte. Hatten bis dahin die Mittelpunkte der Büchererzeugung und der Büchersammlung, die Klöster, Stifter und Universitäten meistens ihre eigenen Helfer gehabt, die die Bücherschätze in ein dauerndes Gewand kleideten, so brachte die Vervielfältigung und Verbilligung der Bücher es mit sich, daß die Zahl der Büchersammler einen ungeahnten Aufschwung nahm, aber anderseits die meisten dieser neuen Bücherfreunde nicht in der Lage waren, sich einen eigenen Buchbinder zu halten. So entwickelte sich in stärkerem Maße als zuvor ein Buchbinder-gewerbe. Aber wie die Buchdrucker, so waren auch die Buchbinder der Frühdruckzeit noch weit mehr als nachmals Künstler. Mochte auch das Schmuckmaterial, das ihnen zur Verzierung ihrer Einbände zur Verfügung stand, noch so bescheiden sein, so verstanden sie es doch fast immer, in jedem Erzeugnisse ihrer Hände eine gewisse Selbständigkeit zu bekunden. Selbst da, wo wir Hunderte von Einbänden zusammenbringen können, die wegen der Gemeinsamkeit des Materiales aus ein und derselben Buchbinder-Werkstätte hervorgegangen sein müssen, werden wir doch so gut wie niemals zwei Einbände finden, die einander vollkommen gleichen.

Der Geschichte des Bucheinbandes hat sich die Aufmerksamkeit neuerdings in erhöhtem Maße zugewendet. Während man in früherer Zeit sich fast ganz darauf beschränkt hatte, nur die kostbaren Prachtbände fürstlicher Bücherfreunde und reicher Klöster der Betrachtung zu würdigen, hat man nunmehr auch angefangen, die einfachen Einbände des handwerklichen Bindereibetriebes in den Kreis der Untersuchung einzubeziehen. Aber die Einbandforschung steht noch immer in den Kinderschuhen. Durch das von ihr selbst bedingte Aufblühen des Buchbinderhandwerks hat nun aber auch auf diesem Gebiete die Frühdruckzeit eine besondere Bedeutung. Das Aufkommen der Buchbinderrolle, die Verbreitung der Goldverarbeitung über ihre ursprüngliche italienische Heimat

hinaus haben sich teils in der Periode des Frühdrucks selbst, teils wenigstens in der Zeit vollzogen, in der die Wiegendrucke noch einen wesentlichen Bestandteil der Büchersammlungen ausmachten. Die Inkunabeln werden auch auf diesem Felde uns noch mancherlei Aufschlüsse zu geben imstande sein. Man hat ja annehmen zu müssen geglaubt, daß sogar manche Firmen der Wiegendruckzeit ihre Erzeugnisse in gebundener Form auf den Markt gebracht haben. Aber wenn sich auch diese Behauptung nicht aufrecht erhalten lassen sollte, so verspricht doch das Studium der Einbände der Wiegendrucke außerordentlich interessante Ergebnisse. Es spielen ja die Einbände des Nürnberger Dominikaners Konrad Forster aus den Jahren 1434—63 mit ihren aufgedruckten Legenden eine höchst interessante Rolle unter den Vorstufen des Buchdrucks, und Schwenkes Untersuchungen über den Erfurter Buchbinder Johann Vogel, der u. a. auch eine 42zeilige Bibel gebunden hat, und über seine Nachfolger hat gezeigt, wieviel wertvolle und interessante Ergebnisse sich aus Untersuchungen dieser Art gewinnen lassen. Auch dies ist eine wichtige Aufgabe künftiger Inkunabelkataloge. Auch diese Forschung steht aber noch in ihren Anfängen, und der Umfang der Ergebnisse, die sie uns wird bringen können, ist vorläufig noch gar nicht mit Sicherheit abzuschätzen.

## 25. Literaturgeschichte.

Nach einer Angabe der Kölner Chronik von 1499, die sich auf den Kölnischen Drucker Ulrich Zell als ihren Gewährsmann beruft, soll Gutenberg die Anregung zu seiner Erfindung von holländischen Donaten empfangen haben. Ob diese Angabe ganz wörtlich zu nehmen ist, kann dahingestellt bleiben. Das lateinische Lehrbuch des XV. Jahrhunderts scheint in den Niederlanden weniger der Donatus, als vielmehr das Doctrinale des Alexander de Villadei gewesen zu sein, von dem es bereits 1445 und 1451 mehrere mechanisch hergestellte (gettez en molle) Ausgaben gegeben zu haben scheint. Es sind aber auch Donate mit den ältesten niederländischen Druckertypen hergestellt worden, und so kann es

natürlich auch solche in einem primitiveren Verfahren gegeben haben. Jedenfalls weist diese Überlieferung darauf hin, daß die Kunst des Buchdrucks von anfang an darauf ausging, die gangbarsten Bücher, die bisher handschriftlich oder mit primitiven Reproduktionsweisen angefertigt worden waren, auf mechanischem Wege in größerer Anzahl herzustellen. Bekanntlich gibt es eine beträchtliche Menge von Donatausgaben, die mit den Typen der 36zeiligen und 42zeiligen Bibel gedruckt sind, und wenn sie auch wohl kaum alle auf die Rechnung des Erfinders selbst gesetzt werden dürfen, so beweisen sie doch in ihrer Gesamtheit, daß die neue Kunst des Buchdrucks es sich von Anfang an angelegen sein ließ, sich in den Dienst des täglichen Bedarfs des praktischen Lebens zu stellen. Wie sehr sie nach dieser Richtung hin ihre Verwendbarkeit erkannte, das bezeugte sie weiter durch den Druck der Ablassbriefe. Von diesen Formularen wurden ja Tausende gebraucht, deren handschriftliche Herstellung außerordentlich viel Zeit und Arbeitskraft in Anspruch nahm. Auch hier wurde der Vorteil, den die Vervielfältigung durch den Druck in Aussicht stellte, schon in den ersten Anfängen der neuen Kunst schnell erkannt. Aus den Jahren 1454 und 1455 sind nicht weniger als zwölf verschiedene Ablassbrief-Formulare auf uns gekommen, und aller Wahrscheinlichkeit nach haben zu deren Herstellung bereits zwei verschiedene Werkstätten wetteifernd gearbeitet. Welche außerordentliche Bedeutung für die Ausbreitung der Buchdruckerkunst gerade auch der Ablasshandel besessen hat, ist erst neuerdings erkannt worden, und wahrscheinlich noch immer nicht erschöpfend gewürdigt. Gehören doch von den ältesten Druckwerken noch zwei andere, der Türkenkalender und die deutsche Bulle Calixtus' II. diesem Bereiche an.

In welchem Maße praktische Bedürfnisse in der ersten Zeit für die Wahl der zu druckenden Texte maßgebend gewesen sind, das verraten auch die übrigen Erzeugnisse der Druckkunst. Daß sie ihre Tätigkeit in der Tat mit dem Riesenplakat des astronomischen Kalenders auf das Jahr 1448 begonnen haben könne, will uns schwer begreiflich erscheinen. Unzweifelhaft aber ist es, daß ihr auch das Kalenderwesen als ein aussichtsreiches Feld

der Betätigung erschien. Wenn auch der Cisianus nichts mit dem Jahre 1443 zu tun hat, wie man anfangs vermutete, sondern einen immerwährenden Kalender vorstellt, so zeigt er doch in Verbindung mit dem astronomischen Kalender und dem für 1458, daß diese Druckwerke ihre Entstehung nicht einem Zufall verdankten, sondern daß die neue Kunst mit Bewußtsein von diesem Arbeitsgebiet Besitz ergriff. Auch der Druck von Kalendern und den mit ihnen verbundenen Voraussagungen (Iudicium, Prognosticon) spielte in der ältesten Druckgeschichte eine sehr bedeutende Rolle.

Die uns überkommenen Reste erwecken durchaus den Eindruck, als habe sich der Buchdruck zunächst eine Reihe von Jahren hindurch im Wettbewerb mit den Briefmalern an diesen bescheidenen Aufgaben versucht, ehe er sich an die mechanische Gestaltung umfänglicher Bücher heranwagte. Pfisters Bamberger Tätigkeit mit ihren volkstümlichen Büchern von vielfach bescheidenem Umfange ist weit mehr eine Fortbildung der Richtung, die sich in den Kalendern und Gelegenheitsdrucken zu erkennen gibt, als ein Streben nach höheren Zielen.

Selbst die Bibeldrucke stellen sich ja noch nicht eigentlich in den Dienst wissenschaftlicher Bestrebungen, sondern auch sie suchen den Massenbedürfnissen eines weiten Bevölkerungskreises, der Geistlichkeit in ihrer Gesamtheit, entgegen zu kommen. Und an dieselben Kreise, wenn auch in viel größerer Beschränkung, wenden sich auch die Psalterdrucke der Schöfferschen Werkstätte. Diesen geistlichen Charakter behält der Verlag der ältesten deutschen Druckwerkstätten auch in den nächsten Jahren noch bei, nur wendet er sich von Bibeldruck und vom gelehrt-theologischen Apparate auch schon dem kanonischen Rechte zu. Erst mit dem Schöfferschen Cicero von 1465 erscheint ein Werk des klassischen Altertums; ein Buch für die freie Gelehrsamkeit im Druck. In Deutschland bricht sich diese Richtung auf die humanistische Bildung zunächst nur erst ganz langsam Bahn. Was Straßburg, Cöln und Basel bis in den Anfang der siebziger Jahre gedruckt haben, ist noch ganz überwiegend theologische Literatur, nur erlangt nach und nach neben dem kanonischen Rechte auch das römische Recht eine gewisse Berücksichtigung.

Ganz anders entwickeln sich dagegen die Dinge in Italien. Der Donat von Sweinheim und Pannarß ist mehr nur eine heimatlische Reminiszenz. Auch andere deutsche Drucker in Italien haben ihre Tätigkeit mit einem Donat eröffnet, aber die Ausgaben dieser Schulgrammatik, die in Deutschland Legion sind, sind auf italienischem Boden seltene Ausnahmen. Das erste größere Buch der Subiaco-Presse ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein Cicero, *De oratore* gewesen, und von den 28 Werken der Sweinheim- und Pannarß-Presse in Rom, die vor ihrer Bittschrift an den Papst Sixtus IV. gedruckt waren, sind nicht weniger als 17 Texte des klassischen Altertums, denen nur 9 eigentliche Theologica gegenüberstehen. Ebenso eröffnet Johann von Speyer seine Drucker-tätigkeit in Venedig mit einem Cicero, und diese Überlieferung wird ebenso von seinem Bruder, wie von dessen Konkurrenten in Venedig noch ein paar Jahre lang festgehalten. So konnte es dazu kommen, daß der italienische Büchermarkt um 1473 bereits mit Klassikerausgaben übersättigt war, so daß eine Absatzstockung, und als deren Folge auch eine Stockung in der Produktion klassischer Druckwerke eintrat.

Während der deutsche Büchermarkt eine ziemlich stetige Entwicklung nimmt, in der der Schwerpunkt noch lange Jahre hindurch auf dem Gebiete der Theologie liegt, die von der gesamten Bücherproduktion mit allen ihren Zweigen fast die Hälfte ausmacht, herrscht auf dem italienischen Markte eine ziemlich unruhige Bewegung. In Deutschland sind es neben den Theologicis besonders die schulmäßigen Bücher, mit deren Herstellung die Drucker sich befassen. Selbst viele ihrer Klassikerausgaben sind für den gelehrten Unterricht bestimmt. In Italien folgt auf die Periode der Klassikerdrucke eine solche der rechtswissenschaftlichen Literatur, mit der binnen wenigen Jahren der Markt kaum weniger überfüllt wird, als vorher mit den Texten des Altertums. Daneben aber beginnt Italien sich auf die Literatur seiner nationalen Dichter zu besinnen. Schon im Jahre 1470 werden die italienischen Dichtungen des Petrarca durch den Druck verbreitet, in drei Ausgaben erscheint 1472 die *Divina comedia* des Dante, und ihnen folgen rasch die Jacopone di Todi, die Giustiniani und andere

nach. In Deutschland stehen Mentelins Ausgaben des *Parcival* und *Titurel* von 1477 ganz vereinzelt da; sie sind während der ganzen Wiegendruckzeit niemals wieder aufgelegt worden, und schönwissenschaftliche Schriften des Mittelalters sind von deutschen Pressen sonst niemals der Drucklegung gewürdigt worden.

Die literarische Entwicklung in Frankreich verläuft ganz ähnlich wie in Italien. Die Erstpresse von Paris steht unter dem Einflusse der Humanisten Fichet und Heinlin, in der theologische Schriften fast gar keine Berücksichtigung finden. Dafür entschädigen sich allerdings Ulrich Gering und seine Genossen, indem sie von dem Augenblick an, wo sie auf eigenen Füßen stehen, fast nur noch *Theologica* produzieren. Reichhaltiger wird die Pariser Bücherproduktion erst, als mit ihnen Caesar und Stoll in Wettbewerb treten, denen auch die ersten Drucke in französischer Sprache zu danken sind. In Lyon eröffnet Guillaume Le Roy seine Tätigkeit zwar auch mit ein paar theologischen Drucken. Daneben wird jedoch dort mit einer ganz ungewöhnlichen Energie der Druck von Werken in der Landessprache betrieben, und zwar ebenso sehr von Übersetzungen solcher Bücher, die in lateinischer Sprache umliefen, als von Originalerzeugnissen der französischen Literatur. Bald aber stürzt sich der Lyoner Verlag in den internationalen Wettbewerb; er sucht den italienischen Ausgaben rechtswissenschaftlicher Werke ebenso sehr Konkurrenz zu machen, wie der theologischen Literatur der deutschen Pressen.

Um das Jahr 1480 tritt auf dem Büchermarkt eine allgemeine Beruhigung ein. Angebot und Nachfrage scheinen ein gewisses Gleichgewicht erlangt zu haben; es verschwindet der Eindruck, daß sich eine Konkurrenz bald auf den einen, bald auf einen anderen Zweig der Literatur stürzt. Fast alle Wissenszweige finden auch im Buchdruck eine ihrer Bedeutung für die Allgemeinheit entsprechende Berücksichtigung, und neben der wissenschaftlichen wird auch die volkstümliche Literatur in den verschiedensten Formen von den Druckern gepflegt. Unter der Einwirkung des Buchdrucks hat der Kreis derer, die dem geschriebenen Worte ihr Interesse zuwenden, eine wesentliche Erweiterung erfahren. Das Verhältnis zwischen den gelehrten Werken in lateinischer Sprache

zu den in volkstümlichen Idiomen abgefaßten Büchern beginnt sich nach und nach zugunsten der letzteren zu verschieben, eine Entwicklung, die allerdings erst unter dem Einflusse der reformatorischen Bewegung zu einem entscheidenden Wendepunkt gelangt.

Wo und wann das erste Buch entstanden ist, das unmittelbar im Hinblick auf seine Verbreitung durch den Druck geschrieben wurde, ist nicht so leicht festzustellen. Daß sich der Buchdruck von allem Anfang an in umfänglichem Maße in den Dienst des täglichen Bedarfs gestellt hat, darauf wurde oben schon hingewiesen. Aber Schriften wie die Ablaßbulle Calixtus II. sind keine literarischen Erzeugnisse, und wenn auch wahrscheinlich die deutsche Übersetzung unmittelbar mit Rücksicht auf die Verbreitung in gedruckter Gestalt vorgenommen sein wird, so ist doch in diesen und ähnlichen Fällen der Druck nur ein Mittel zu Erreichung anderer Zwecke gewesen, und nicht um des Buches selbst willen erfolgt. Die ältesten Reisebeschreibungen, wie Tucher, Breidenbach u. a. m. sind allerdings wohl sehr bald nach ihrer Abfassung gedruckt worden, und der Umstand, daß die Breydenbachsche Reisegesellschaft sich von einem Künstler, dem Erhard Reuwich, begleiten ließ zu dem Zwecke, bemerkenswerte Momente der Reise im Bild festzuhalten, verrät zweifellos eine von vornherein bestehende Absicht der literarischen Verwertung, und da Reuwich an der Drucklegung unmittelbar beteiligt gewesen ist, erscheinen in diesem Werke fast alle die Bedingungen erfüllt, die wir an ein für den Druck bestimmtes literarisches Erzeugnis stellen müssen. Immerhin haben diese Reiseberichte anscheinend alle vor der Drucklegung handschriftliche Verbreitung gefunden, und die Drucklegung hat bei der Abfassung keineswegs eine ausschlaggebende Bedeutung gehabt. Noch weniger kann man die Abhandlungen der italienischen Rechtsgelehrten in diesem Zusammenhange gelten lassen, obwohl sie uns vielfach davon Kenntnis geben, daß sie fast unmittelbar nach ihrer Abfassung durch den Druck verbreitet worden sind. Sie sind aber so gut wie ausnahmslos zunächst für einen akademischen Hörerkreis bestimmt gewesen, und auch in diesen Fällen ist nicht die Verbreitung durch den Druck der Zweck gewesen, der dem Verfasser bei ihrer Niederschrift vorgeschwebt hat,

Anders liegen die Verhältnisse bei den Streitschriften der italienischen Humanisten und bei den Nachahmungen, die diese Form des literarischen Kampfes auch bei den deutschen Gelehrten gefunden hat. In ihnen haben wir wohl die Wurzeln des Schrifttums zu suchen, das unmittelbar zum Zwecke der Drucklegung entstand. Die schöngeistige Literatur hatte noch nicht die weiten Leserkreise, um eine literarische Erzeugung zum Zwecke der Verbreitung durch den Druck anzuregen. Es ist wohl richtig, daß die volkstümliche Literatur sich in erheblichem Umfange das Verbreitungsmittel des Buchdrucks zunutze machte. Sie zehrte dabei aber doch wohl in viel höherem Maße von einer literarischen Überlieferung, als daß bei ihr von einer Produktion zum Zweck der drucktechnischen Verbreitung die Rede sein kann. Erst in dem leidenschaftlichen Bedürfnisse auf Wirkung in der Öffentlichkeit, wie es die humanistischen Fehden sowohl gegen die alte Schule der Scholastiker, sowie der verschiedenen Richtungen der Neuerer untereinander mit sich brachten, entstand ein von vornherein für den Druck bestimmtes Schrifttum. Aus diesem Geiste erwuchsen dann auch solche Werke, wie Sebastian Brants Narrenschiff, wie die Schriften der Heidelberger und der Leipziger Akademiker, wie die Sodalitas des Conrad Celtis u. a. m. In diesem Zusammenhange verdient auch die Academia des Aldus Manutius in Venedig ein Wort der Erwähnung, denn auch sie wollte eine Pflegstätte des gedruckten Buches sein. Sie ging aber allerdings weniger darauf aus, eine neue Literatur zu schaffen und durch den Druck zu verbreiten, sondern suchte ihr Ziel vielmehr darin, die verborgenen Schätze des griechischen Altertums ans Licht des Tages zu ziehen, und der Generation der Zeitgenossen in immer weiterem Umfange das Verständnis dafür zu erschließen.

Ogleich sich die ältere Inkunabelforschung ganz überwiegend mit der literarischen Seite der Wiegendrucke beschäftigt, und darüber ihre buchgeschichtliche Bedeutung bis in die neuere Zeit fast ungebührlich hat zurücktreten lassen, ist es doch bis jetzt noch nicht möglich, eine Literaturgeschichte der Inkunabelzeit zu schreiben. Natürlich ist es für eine solche von der wesentlichsten Bedeutung,

daß die Briefe des Cicero im XV. Jahrhundert an ca. 13 Druckstätten mehr als 75 Ausgaben erlebt haben, und daß Thomas von Aquino allein mit annähernd ebenso vielen Inkunabeldrucken vertreten ist, als Augustinus und Hieronymus miteinander. Aber mit der Aufzählung der zahlreichen Ausgaben allein, wie Hain und seine Nachahmer sie beliebt haben, ist die literarische Bedeutung dieser alten Druckdenkmäler nicht erschöpft. Nicht weniger wichtig ist es, den Umständen nachzugehen, weshalb an der einen Stelle gerade rechtswissenschaftliche, an einer anderen Stelle theologische, an einer dritten medizinische Werke eine besondere Bevorzugung erfahren haben. Die Fäden müssen aufgedeckt werden, die die vielen Ausgaben der römischen und kanonischen Rechtsbücher mit den gelehrten Kreisen ihrer Entstehungsorte verbinden, wir müssen bis in das Einzelste hinein der Herausgebertätigkeit folgen, die die zahlreichen gelehrten Korrektoren des XV. Jahrhunderts ausgeübt haben, wir müssen ihre literarische Bedeutung für ihre Zeit aus dem Lobe ihrer Freunde und aus den Schmähungen ihrer Feinde heraus in einem vorurteilslosen Bilde zu erfassen suchen. Gerade auf diesem Felde bleibt der Inkunabelforschung noch unendlich viel zu tun, und ein eingehenderes Studium der alten Druckdenkmäler nach ihrem Inhalte verspricht dem Forscher noch eine Beute von außerordentlichem Reichtum. Es sind wohl in Einzeluntersuchungen auch dazu schon Anläufe genommen worden. Was Bauch für den Leipziger Gelehrtenkreis, Pauli für den Raimundus Peraudi, Bömer für den Paulus Niavis geleistet hat — und viele andere Beiträge der Art muß ich unerwähnt lassen, um nicht ein ganzes Literaturverzeichnis zu entfalten — verdient selbstverständlich die höchste Anerkennung und muß von der Inkunabelforschung auf das eingehendste berücksichtigt werden. Aber das alles sind doch eben erst Anläufe, und es wird noch einer außerordentlichen Menge solcher Einzeluntersuchungen bedürfen, ehe wir zu einem zusammenfassenden Urteile gelangen können. Auch ist es ja keineswegs nur das Gebiet der Literaturgeschichte, für die das Studium der Inkunabeln Früchte verheißt. Jeder einzelne Zweig der Wissenschaft hat die Zeugnisse seiner Entwicklung und des am Ausgang des Mittelalters erreichten Standpunktes in

den Erzeugnissen des Frühdrucks niedergelegt. Ebenso wenig ist die Bedeutung der Wiegendrucke für die Geschichte und gar erst für die Kulturgeschichte erschöpft. Ist es uns doch bis jetzt noch nicht einmal gelungen von der eigenen Geschichte der Buchdruckerkunst zu einem einigermaßen fest umrissenen, in seinen großen Zügen allgemeingültig anerkannten Bilde zu gelangen.

Wie das XVIII. und XIX. Jahrhundert sich bei der Behandlung der Wiegendrucke in eine einseitig literarisch-bibliographische Betrachtungsweise verloren, so haben die letzten fünfzig Jahre das Inkunabelstudium etwas zu einseitig nach der drucktechnischen Seite hin betrieben. Unsere Kenntnis von dem Werden des Buches hat dabei ohne Zweifel sehr erheblich gewonnen, und diese Ergebnisse, deren Ausbau durchaus noch nicht zu einem voll befriedigenden Abschluß gelangt ist, sollen gewiß nicht unterschätzt werden. Gerecht wird aber den Wiegendruckern nur der in vollem Umfange werden können, der mit dem für die Einzeluntersuchung unentbehrlichen Scharfblick für alle formalen Eigentümlichkeiten niemals den Weitblick verliert, der alle die unendlich vielen Zusammenhänge erfaßt, die jeden einzelnen Wiegendruck mit seiner Zeit und seiner Wissenschaft verbinden. Hier bietet sich für die Forscher der verschiedensten Richtungen noch ein weites Feld erfolgreicher Betätigung, und es ist nur mit Freude zu begrüßen, wenn die mannigfaltigen Probleme, die die Wiegendrucke nach den verschiedensten Seiten hin uns bieten, auch von den verschiedensten wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus der eingehendsten Prüfung unterzogen werden. So klein auf den ersten Blick das Gebiet der Inkunabelkunde erscheinen mag, so hängt es doch so eng mit allen Gebieten unseres Wissens zusammen, daß man ihm letzten Endes ebenso wenig feste Grenzen ziehen kann, wie diesem selbst.

# GESAMTKATALOG DER WIEGENDRUCKE

Herausgegeben von der  
Kommission für den Gesamtkatalog  
der Wiegendrucke

Anfang der 20er Jahre des 19. Jahrhunderts schuf Ludwig Hain in seinem Repertorium bibliographicum die erste umfassende Bibliographie der Inkunabeln. Sie war naturgemäß noch unvollständig und führte viele Ergänzungsarbeiten herbei. Das Typensystem Proctors und Haeblers stellte die Inkunabelforschung auf eine neue Grundlage. Daher erhob sich allenthalben der Ruf nach einem neuen und besseren Hain. Vom preußischen Unterrichtsministerium wurde deshalb am 28. Nov. 1904 die Kommission für den Gesamtkatalog der Wiegendrucke gegründet.

Als Grundlage des Gesamtkatalogs wurde zunächst ein genaues Verzeichnis aller Wiegendrucke in den öffentlichen Bibliotheken Deutschlands angefertigt. Daneben hat die Kommission die Bestände in Spanien und Portugal, Belgien und England inventarisiert. Für die Schweiz hat die Vereinigung schweizerischer Bibliothekare, für die Vereinigten Staaten die Bibliographical Society of America, für die britischen Kolonien das britische Kolonialamt das gleiche getan. Aus Teilen des früheren Oesterreich-Ungarn, aus Italien und Frankreich fand sich ebenfalls viel Material vor; desgleichen von Holland, Skandinavien, Rußland und Polen. Es steht demnach zu hoffen, daß das große Werk dem Ideal der Vollständigkeit so nahe kommen wird, als es menschliche Kraft überhaupt gestattet.

Die zweite Aufgabe des Katalogs war die Beschreibung der Inkunabeln nach modernen Grundsätzen. Das geschieht einmal nach der buchgeschichtlichen Seite in der Weise, daß jeder Druck genau auf seinen Ursprung hin untersucht wird durch Feststellung der Typen, Initialen und Rubriken, der Holzschnitte, Druckermarken und Noten, der Blattzählung, Signaturen und Kustoden. Andererseits soll hier zum erstenmal auch die literarhistorische Seite des Frühdrucks berücksichtigt werden. Zu diesem Zweck ist jedem Autornamen eine kurze Biographie mit Daten beigegeben, alle kleinen und kleinsten Zutaten und Hilfeleistungen, die dem Autor zuteil wurden, sind vermerkt; dazu gehören die Namen der Herausgeber und Korrektoren der Texte, die beigegebenen Widmungsbriefe und Begleitverse ebenso wie das Vor- und Schlußwort. Bei jedem Druck, der nur noch in 10 Exemplaren vorhanden ist, sind sämtliche, andernfalls doch die wichtigsten Besitzer verzeichnet.

Es ergab sich, daß etwa 450 000 Inkunabeln existieren. Am 31. März 1920 belief sich die Gesamtzahl der Beschreibungen auf 37 639. Dieses gewaltige Material, nach dem Verfasser-Alphabet geordnet, wird mindestens zehn Quartbände im Format 24,5 × 31 cm füllen. Zwei Schlußbände bringen die Register. Auf das Titelregister folgt das Druckerverzeichnis; hierauf die Übersicht nach Verlegern und nach dem Inhalt. Die Uebersicht der Anfänge bringt ein alphabetisches Initienregister, das alphabetische Register der Anfänge der Signatur b dient zur Identifizierung der zahlreichen unvollständigen Exemplare; es folgt eine weitere Uebersicht der Nummern früherer Wiegendruckverzeichnisse, insbesondere Konkordanz mit Hain und Proctor und zum Schluß die Uebersicht der Besitzer.

Der Druck dieses monumentalen Werkes ist seit Dezember 1923 im Gang. Im September 1925 erscheint der erste Band mit 1232 Nummern in einer Stärke von 400 zweispaltigen Seiten, auf holzfreiem Papier gedruckt. Von den weiteren Bänden wird mindestens einer pro Jahr erscheinen.



Um den Bezug des Gesamtwerkes zu erleichtern, habe ich eine Subskription eröffnet und werde den Subskribenten jeden Band zu ermäßigtem Preis liefern. Die Zahlung muß jedoch vor Ausgabe des Bandes eingegangen sein, für Band I bis 15. August 1925. Alle Bände werden zum gleichen Preis lieferbar sein.

*Der Ladenpreis des Bandes in Ganzleinen beträgt Mark 65.—*

*Der Subskriptionspreis beträgt Mark 48.—*

Die Abnahme des ersten Bandes verpflichtet zum Bezug des ganzen Werkes.

Gleichzeitig habe ich 300 Exemplare auf Dünndruckpapier in kleinerem Format abziehen lassen, die in einen flexiblen Einband gebunden werden und zum gleichen Preis lieferbar sind.



Ein Prospekt im Originalformat mit Probeseite und Bestellkarte steht in deutscher, englischer, französischer, italienischer und spanischer Sprache zur Verfügung.

ALLEINVERTRIEB FÜR ENGLAND:	Bernard Quaritch Ltd. London, 11 Grafton Street
„ „ HOLLAND:	Martinus Nijhoff, Haag Lange Voorhout 9
„ „ ITALIEN:	Leo S. Olschki, Florenz, Lugarno Corsini 2
AUSLIEFERUNG FÜR FRANKREICH:	Librairie Dorbon Aîné, Paris 19 Boulevard Haussmann

*Konrad Haebler*

## Geschichte des spanischen Frühdrucks in Stammbäumen

Folioband in Halbpergament oder Ganzleinen. 439 Seiten.  
Mit 489 Abbildungen im Text 1923. M. 180.—

Spanische Inkunabeln sind im allgemeinen recht selten, doch werden immer wieder neue bisher unbekannte Drucke entdeckt. Konrad Haeblers Werk wird dadurch zur grundlegenden Publikation. Einerseits gibt es eine Geschichte des spanischen Frühdrucks von 1475—1500, andererseits weist es der spanischen Inkunabelforschung neue Wege der Erkenntnis: Auf Grund des Haeblerschen Typensystems ist der gesamte Stoff in neun Stammbäumen zusammengefaßt worden, die die Namen und die Geschichte sämtlicher Drucker der Inkunabelzeit in sich schließen. Neben den Familien Vizlant, Flander, Rosenbach und Botel steht der national-spanische, der jüngere deutsche und italienische, sowie der französische Stamm. Die Abbildungen zeigen Alphabete und Initialen, Titel und Textseiten, Druckermarken, Holzschnitte.

*Festgabe zu Konrad Haeblers 60. Geburtstag*

## Wiegendrucke und Handschriften

Lexikonoktavband in Halbpergament. VI, 206 Seiten. Mit  
16 Textabbildungen, 1 Porträt und 26 Tafeln. 1919. M. 40.—

INHALT: I. Rath, Erich v.: Die Schriften Konrad Haeblers. II. Voulliéme, Ernst: Nachträge zu den Buchhändleranzeigen des 15. Jahrhunderts in getreuen Nachbildungen herausgegeben von K. Burger. III. Schmidt, Adolf: Baron Hüpsch in Köln als Inkunabelsammler und Händler. IV. Jacobs, Emil: Zur Kenntnis Maugérards. V. Collijn, Isak: Die Wanderung eines Druckerzeichens. Zu GfT 785—786. VI. Kruitwagen, P. Bonaventura, O. F. M.: Das Antidotarium Animae von Fr. Servas Sanctus, O. F. M. (Lovanii, Joh. de Westfalia, ca. 1485). VII. Crous, Ernst: Münster in Westf. und der Wiegendruck. VIII. Schwenke, Paul: Die Buchbinder mit dem Lautenspieler und dem Knoten. IX. Freys, Ernst: Johann Baptist Bernharts „Gesammelte Schriften“. Ein Vorläufer von Haeblers Typenrepertorium. X. Degering, Hermann: Wer war der Drucker der Erstausgabe des Vitruv? Ein Beitrag zur Geschichte des römischen Buchdrucks.

*Konrad Haebler*

## Bibliografía ibérica del siglo XV.

Enumeración de todos los libros impresos en España  
y Portugal, hasta el año de 1500. La Haya 1904—17  
2 Oktavbände in Halbleder. 659 Seiten. M. 65.—

*Konrad Burger*

## Supplement zu Hain und Panzer

Beiträge zur Inkunabelbibliographie. Nummernconcordanz  
von Panzers lateinischen und deutschen Annalen und Ludwig  
Hains Repertorium bibliographicum

Lexikonoktavband in Halbleder. VIII, 440 Seiten. 1908. M. 16.—

*Albert Schramm*

## Der Bilderschmuck der Frühdrucke

Die Sammlung wird in 28 Bänden den gesamten Bilderschmuck aller Frühdrucke allgemein zugänglich machen. Die Illustrationen sind Nachbildungen in Originalgröße, stets nach den besten Exemplaren aufgenommen, nach Strichätzungen gedruckt und in der ursprünglichen Bilderfolge wiedergegeben.

Subskribenten des ganzen Werkes erhalten neu erscheinende Bände unverlangt zu einem Vorzugspreis nachgeliefert. Band 8—10 mit den Kölner und Lübecker Drucken werden baldigst folgen. Ein eigener Prospekt steht kostenlos zur Verfügung.

- Band I. Die Drucke von Albrecht Pfister in Bamberg. Mit 305 Abbildungen auf 38 Taf. 11 Seiten. 1922. Brosch. M. 25.—, in Halbleder M. 30.—
- Band II. Die Drucke von Günther Zainer Augsburg. Mit 754 Abbildungen auf 100 Tafeln. 24 Seiten. 1920. Brosch. M. 60.—, in Halbleder M. 65.—
- Band III. Die Drucke von Johann Baemler in Augsburg. Mit 781 Abbildungen auf 113 Tafeln. 52 Seiten. 1921. Brosch. M. 65.—, in Halbleder M. 70.—
- Band IV. Die Drucke von Anton Sorg in Augsburg. Mit 3096 Abbildungen auf 382 Tafeln. 52 Seiten. 1922. Brosch. M. 200.—, in Halbleder M. 210.—
- Band V. Die Drucke von Johann Zainer in Ulm. Mit 501 Abbildungen auf 92 Tafeln. 20 Seiten. 1923. Brosch. M. 55.—, in Halbleder M. 60.—
- Band VI. Die Drucke von Konrad Dincsmut in Ulm. Mit 682 Abbildungen auf 107 Tafeln. 19 Seiten. 1923. Brosch. M. 60.—, in Halbleder M. 65.—
- Band VII. Die Drucke von Lienhart Holle, Johannes Reger, Johann Schaeffler u. Hans Hauser in Ulm. Mit 407 Abb. auf 116 Taf. 15 S. 1923. Brosch. M. 65.—, in Halbl. M. 70.—
- Band VIII. Die Kölner Drucker. Mit 956 Abbildungen auf 198 Tafeln. 28 Seiten. 1924. Brosch. M. 120.—, in Halbleder M. 130.—

## Der Totentanz

Nachdruck der Totentanz-Inkunabel von *H. Knobloch* in Heidelberg mit den 41 Holzschnitten und 79 Initialen Lexikon-oktavband. 1922. Pappband M. 12.—

*Karl von Rozycki*

## Die Inkunabeln

### des Druckers des Turrecremata in Krakau

Quartband mit 49 Seiten und 3 Lichtdrucktafeln  
München 1913. Pappband M. 10.—

*Gottfried Zedler*

## Von Coster zu Gutenberg

Der holländische Frühdruck und die Erfindung des Buchdrucks  
Quartband Ganzleinen VI, 194 Seiten. Mit 49 Textabbildungen  
und 26 Doppeltafeln. 1921. M. 30.—

# Seltenheiten aus süddeutschen Bibliotheken

Herausgegeben von *E. Freys, O. Glauning, E. Petzet*

## Band I

### Der Pfaffe Amis von dem Stricker

Herausgegeben von *E. Freys, O. Glauning, E. Petzet*

Ein illustrierter Wiegendruck des Johann Prüß, Straßburg 1483. In Faksimiledruck nebst einer Einleitung herausgegeben von *Karl Heliand*

Großoktav. 24 Seiten und 48 Lichtdrucktafeln, darunter 13 farbige. Halbpergamamentband mit handkolorierter Einbandvignette. München 1911. M. 35.—

## Band II

### Gedruckte Schützenbriefe des 15. Jahrh.

In getreuer Nachbildung herausgegeben von *Ernst Freys*

Folio. 17 Seiten. 35 gefaltete und zweiseitig bedruckte Tafeln Halbpergamamentband. München 1912. M. 50.—

Der Brauch, Einladungen zu Schützenfesten zu erlassen, die Schießordnung, Zielbeschreibung und Preise enthielten, geht bis ins letzte Drittel des 14. Jahrhunderts zurück. Aus der Inkunabelzeit, also bis 1500, sind nur ganz wenige Drucke vorhanden. Sie sind hier in natürlicher Einblattgröße, in ganzem Wortlaut und sogar rückseitig mit den Zielkreisen versehen, zusammengestellt worden. Die Dokumente, die für die Druck-, Kultur- und Lokalgeschichte ebenso wichtig sind wie für die Sprach- und Dialektforschung, beginnen mit der Einladung der Stadt Nördlingen 1477, es folgen Schützenbriefe von 23 anderen Städten, darunter Speyer, Neustadt, München, Zwickau, Heidelberg, Freiburg, Straßburg und Leipzig. Die Bamberger Einladung von 1500 schließt die Sammlung.

## Band V

### Regimento do Estrolabio e do Quadrante

In Faksimiledruck herausgegeben mit einer Einleitung in französischer Sprache von *Joachim Bensaude*

Kleinquartband. 34 Seiten und 64 Lichtdrucktafeln in zweifarbigen Faksimiledruck. Halbpergamamentband mit handkolorierter Einbandvignette. München 1914. M. 40.—

Dieses Werk ist mit dem angefügten „Tractado do mundo“ einer der ganz seltenen nautischen frühen Drucke Portugals, ein Führer für Seefahrer und ein wichtiges Hilfsmittel für die Astronomen und Geographen der Zeit. Der Münchner Druck ist ein Unikum. Entstanden 1509, erwähnt er bereits die südamerikanische Küste bis hin zu den Feuerinseln, anscheinend auch einen Teil der Antillen, macht jedoch auf der afrikanischen Seite beim Äquator halt. Der mathematische Teil gibt Anweisungen zur Berechnung der Breitengrade und Bestimmung des Polarsterns sowie des zurückgelegten Weges, auch eine Liste der Breitengrade der entdeckten Punkte.







